H. Un.
346 mb
Lochner

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

Die

drei

Jahrhunderte

von

Luther bis auf Friedrich den Großen.

Zwölf

Vorlesungen mit einer Einleitung

von

Georg Wolfgang Karl Lochner.

Nürnberg,
im Verlage von Johann Adam Stein.
1841.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Modern history, particularly that of the three last centuries, should be applied to with the greatest attention and exactness.

CHESTERFIELD.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Die nachstehenden Vorlesungen sind so wie sie gedruckt sind auch wirklich (vom **30.** Oct. **1840** bis **5.** Febr. **1841**) gehalten worden, und die erste giebt in Bezug auf Annehmlichkeit und Nutzen der Geschichte und auf geschichtliche Wahrheit einigermaßen den Standpunkt an, von welchem aus sie zu beurtheilen sind. Wäre es daher nicht ein unverbrüchliches Herkommen, seinem Buche, und sei es auch nur mit wenigen Worten, eine Vorrede als Introduction in und für die Welt mitzugeben, so könnte ich mich füglich dieser Pflicht für entbunden erachten, indem die erste Vorlesung oder die Einleitung recht gut als Vorrede angesehen werden könnte. Weil sie aber nun als ein Theil des Buches selbst erscheint, so dürfte eine Berufung auf sie noch nicht als genügend angenommen werden, und ich füge mich daher ohne großes Widerstreben in die allgemeine Verpflichtung, indem ich zugleich diese Gelegenheit ergreife, um mich über die eine und andere Eigenthümlichkeit des Buches selbst auszusprechen.

Und zwar zuerst über seinen mäßigen Umfang. Wenn ich die bändereichen Arbeiten deutschen Fleißes und Studiums, welche sich mit diesen drei Jahrhunderten befassen, gegen die wenigen Bogen halte, auf denen ich denselben Zeitraum zusammenzudrängen bemüht gewesen bin, so sehe ich vor allen Dingen dem Vorwurf entgegen, es sei außerordentlich Vieles weggelassen, ja nicht einmal flüchtig berührt, sondern geradezu übergangen worden. Während Andere sechs ansehnliche Bände für diesen Zeitraum bestimmen und kaum damit ausreichen, würde der von mir dazu bestimmte Raum nicht einmal für die Reformationsgeschichte oder den dreißigjährigen Krieg oder sonst eine einzelne Partie, wenn man sie ausführlich behandeln wollte, hinreichen. Daß das Pensum allemal in einer Vorlesung abgethan worden ist, wird man vor dem Forum der Kritik kaum als eine Entschuldigung gelten lassen; man müsse sich, wird eingewendet werden, nach dem Stoffe richten und so lange aushalten, als dieser nachhalte.

Sodann über die Behandlung. Es ließe sich vielleicht, wird man ferner einwenden, eine Geschichte der drei letzten Jahrhunderte auf neunzehn bis zwanzig Bogen zusammendrängen, aber man müßte dann ökonomischer verfahren, als hier geschehen ist. Auf Einzelnes ist großes Gewicht gelegt, Manches mit umständlicher Ausführlichkeit behandelt worden, Anderes — was doch nicht minder wichtig scheint — nur flüchtig berührt, kaum mit ein Paar Worten angedeutet worden. Um Geschichte, d. h. eine vollständige Uebersicht der Begebenheiten dieses Zeitraums daraus zu lernen, ist dieses Buch gar nicht geeignet; man findet wohl die Hauptsachen, aber daneben

ist noch so vieles Andere unberücksichtigt geblieben, daß die Schule von diesem Buche geradezu Umgang nehmen und es ignoriren muß.

Sind endlich, wird man fortfahren, Noten und Citate angebracht? Hat der Verfasser es nur der Mühe werth gehalten, hier zu bemerken, daß er Cajus, dort, daß er Titius oder Sempronius oder sonst einen Gelehrten benutzt hat? oder hat er, wo er etwa von einem Vorgänger abweicht, für gut befunden, den Grund dieser Discrepanz in einer Note oder einem Excurs zu entwickeln? Wenn auch zugegeben wird, daß eine Geschichte der drei letzten Jahrhunderte noch immer auf eine neue Weise „geistreich" aufgefaßt und behandelt werden kann, und daß von dieser Seite betrachtet ein solches Unternehmen als „zeitgemäß" nicht zu verwerfen ist, so gehört es sich, daß eine solche neue Behandlung sich durch etwas Besonderes und Eigenthümliches ankündige und geltend mache; aber wo sind die archivalischen und bibliothekarischen Studien, die der Verfasser zu diesem Ende gemacht hat? wo sind ultramontanische Gesandtschaftsberichte? wo beruft er sich auf Laden, Schubfächer, Schränke, die er durchsucht, auf Copialbücher und Actenfascikel, die er durchlaufen hat und deren Nummern er nun citirt, zum Schrecken der ängstlichen Archivare? wo sind die Curiosa, die er im Text verheißt unten in einer Note geben zu wollen, wo er dann mit dem Leser wie unter vier Augen vertraulich plaudert? wo sind absonderliche, zur Bereicherung des deutschen Sprachschatzes selbst ersonnene oder irgendwoher aufgenommene Sprachformen, oder wo fände sich auch nur eine zum Wohl des deutschen Vaterlands neuausgedachte und beharrlich durchge-

führte Orthographie? Kurz, wo sind die Eigenthümlichkeiten, welche dem deutschen Fleiß, der deutschen Gelehrsamkeit als charakteristische Anhängsel zu folgen pflegen?

Andere Einwürfe, den Styl, die Ansicht, die Tendenz betreffend, will ich gar nicht berühren; ich habe schon an diesen genug zu tragen. Das Schlimme bei der Sache ist, daß ich nicht nur alle diese Vorwürfe als wahr anerkennen muß, sondern daß ich mich sogar nur wenig dadurch gekränkt fühle. Ja ich gestehe sogar, daß ich vielleicht ein Andermal um der Abänderung und des Wechsels willen Einzelnes wohl anders machen — im Allgemeinen aber den hier eingehaltenen Plan auch wieder befolgen würde. Hie und da war ich wohl versucht, in weitläuftigeres Detail, in Abschweifungen einzugehen; wie sollte ein Deutscher, ein Gelehrter, bei so günstigem Anlaß nicht zu kritischen Untersuchungen einige Neigung in sich verspüren? aber der einmal vorgesteckte Plan, in zwölf oder dreizehn Vorlesungen das Gebiet des Zeitraums zu durchwandern, erlaubte es nicht; ich mußte gleich dem Reisenden auf dem Eilwagen nach dem schönen Punkte, wo man sich nach Herzenslust ergehen möchte, nur aus der Ferne sehnsüchtige Blicke werfen, und dem Gebot: Vorwärts! mußte unbedingte Folge geleistet werden. Nun es geschehen ist, kann ich meinen Plan doch nicht tadeln und habe ebendeßwegen auch den Muth gefaßt, die ganze Arbeit dem großen Publikum vorzulegen.

Denn wenn es sich darum handelt, das Wissenswürdigste aus der Geschichte der drei letzten Jahrhunderte hervorzuheben, so dürfte dieser Forderung auch auf dem beschränkten Raum Genüge geschehen seyn. Freilich giebt es noch mehr Wissenswürdiges, aber man muß am Ende

doch eine Auswahl treffen; man kann sich nicht für Alles auf gleiche Weise interessiren; es giebt eben doch Dinge, die allgemeine Wichtigkeit haben, während andere nur in untergeordneter Weise bedeutend sind. Mit jenen habe ich es zu thun gehabt, und sie sind denk' ich nicht zu kurz gekommen. Aber ich habe keine Geschichte der Reformation, noch des dreißigjährigen Krieges, noch Ludwig's des Vierzehnten, noch Friedrich's des Großen geben, sondern die wichtigsten Momente dieser Ereignisse, die hauptsächlichsten Richtungen dieser Männer, ihre Bedeutung für ihre Mitwelt und Nachwelt andeuten wollen, ohne dabei eine Hauptpflicht meiner Aufgabe — das **miscere utile dulci** — aus den Augen zu lassen.

Diese aber habe ich durch die eingehaltene Behandlungsweise am ersten erreichen zu können geglaubt. Denn mir kommt, was ich auch in der Vorrede zum ersten Band meiner Geschichte des Mittelalters und ebendaselbst in der Einleitung wiederholt ausgesprochen habe, die Aufgabe des erzählenden Historikers ohngefähr ebenso vor, wie die des Malers. Hat dieser bei der Darstellung eines historischen Faktums vollkommen freie Wahl der Gruppirung und des Colorits, darf dieser seine Personen so vertheilen und beleuchten wie es ihm am besten scheint, warum nicht auch jener? Nun gemahnt mich aber ein großer Theil unserer historischen Werke wie baukünstlerische Grundrisse, die zwar sehr sauber und genau etwa einen ganzen Palast mit allen Seitenflügeln und Wirthschaftsgebäuden darstellen, die aber dem Betrachtenden, wenn er nicht selbst ein Mann vom Fache ist, doch kein anschauliches Bild geben, wozu nothwendig wäre, daß er in gehöriger Distanz, bei guter Beleuchtung, vor der

Hauptfaçade stünde oder eine Ansicht derselben vor sich hätte. Eben so wird es dem großen Theil der Leser mit gar vielen unserer gelehrtesten historischen Werke gehen; es wird ihm am Ende zu Muthe werden wie dem Schüler vor den Reden des Mephistopheles. Gott bewahre mich, daß ich den Werth solcher Arbeiten gering anschlagen sollte! ich weiß sie vielmehr recht wohl zu würdigen und erkenne ihr Verdienst mit ungeheuchelter Verehrung. Aber ein Anderes ist historische Forschung, ein Anderes ist historische Darstellung. Wie der Laie, um auf jenes Gleichniß zurückzukommen, einen solchen Grundriß, und sei er von Meistershand gezeichnet, bei Seite legen und lieber nach dem etwas keck aber anschaulich gemalten Prospekt greifen wird, so denke ich wird es sich auch mit historischen Arbeiten verhalten. Jene gelehrten, mit dem ganzen schwerfälligen Rüstzeug der Noten und Excurse versehenen Werke können schlechterdings nur dem Gelehrten munden, der sich hier zu Hause und in seinem Element befindet; den Laien müssen sie nothwendig unbefriedigt lassen. Forschung und Darstellung sollten entweder ganz von einander geschieden oder doch jene so vorsichtig in diese verwebt seyn, daß die höhere künstlerische Rücksicht, die bei der Darstellung zu beobachten ist, nicht verletzt und der Leser mit der in solchen Dingen unvermeidlichen Weitschweifigkeit und Pedanterie nicht behelligt werde. Es ist allerdings möglich, und den großen alten Historikern, auch vielen der neueren Zeit, z. B. dem de Thou, ist es gelungen, Beides zu vereinigen; aber die Aufgabe ist schwierig; darum haben wohl in der neueren Zeit der größere Theil diesen Weg verlassen und den bequemeren eingeschlagen, die lesende Welt mit dem ganzen Hand-

werkszeug ihres Ateliers bekannt zu machen und das historische Decoct mit aller Umständlichkeit vor ihren Augen zu bereiten. Ob dem großen Publikum dadurch eigentlich ein Gefallen geschehen ist, möchte ich bezweifeln. Denn mir scheint das Verschwinden solcher historischer Almanache, wie sie früher bei Haude und Spener, bei Göschen, bei Cotta u. a. erschienen sind, mit denen sich die von ganz andern Standpunkten ausgehenden Taschenbücher Raumer's und Hormayr's nicht zusammenstellen lassen, nicht blos dem Mangel an Theilnahme des Publikums zuzuschreiben, sondern die gesteigerte Prätention der Gelehrten trägt gewiß auch ihre Schuld. Solche Werke wie die amerikanische Revolution von Sprengel, der siebenjährige Krieg von Archenholz, der dreißigjährige Krieg von Schiller, die Geschichte Maria Stuart's von Gentz, haben gewiß zunächst durch ihre Form, durch den Vortrag, das Ansehen erworben, das sie noch heute behaupten. Aber, der andern Werke zu geschweigen, wie viele Ausstellungen man neuerdings auch an Schiller's dreißigjährigem Krieg gemacht hat, wie gern man sein ganzes Verdienst auf die bloße Form reduciren möchte, hat er nicht dennoch auch in der Hauptsache das Wahre getroffen? abgesehen von dem Verdienst, daß er mit einem in der Form vollendeten Werk vor dem Publikum erschienen ist, nicht wie seine tadelnden Nachfolger, die beladen mit dem Staub und Schmutz der Arbeit an die Bildhauerkunst in Lucian's Traum erinnern, die durch die Schwielen ihrer Hände, die Flecken ihres Gewandes, die Rauheit ihrer Stimme, die Banausie ihrer ganzen Erscheinung den jungen Zögling von sich abschreckt. Wenn sie die Mühsal des eignen Studiums auch auf das lesende große Publikum übertra-

gen wollen, so ist es ganz natürlich, daß dieses sich von ihnen abwendet.

Für dieses große Publikum nun ist mein Buch bestimmt. Durch Form und Behandlung eignet es sich nicht im Mindesten für die Schule. Es ist mir ganz recht, wenn es in dieser Hinsicht als ungeeignet befunden werden sollte. Ich habe nicht entfernt an die Schule gedacht. Ich habe für Laien geschrieben, d. h. für Gebildete, die entweder über diesen Zeitraum sich in der Kürze zu unterrichten oder schon Gehörtes und Gelesenes zu wiederholen wünschen, und diesen Wunsch dürften sie durch die Lectüre meines Buches wohl zu erfüllen im Stande seyn. Daß es eine Menge Dinge giebt die nicht darin stehen, räume ich recht gerne ein; hat man doch literarische Hülfsmittel in Menge, um das Bedürfniß derjenigen, die noch mehr wissen wollen, zu befriedigen; und ich begnüge mich gern mit dem unscheinbareren Verdienste, den Durst nach größerer und genauerer Belehrung wenigstens erweckt zu haben. Hätte ich nach einer größeren Fülle des Stoffes gestrebt, so würde ich diesen Zweck wohl haben erreichen können; ich habe aber verschmäht, den Umfang des Buches auf Kosten seines ursprünglich so einfach wie er hier erscheint angelegten Planes zu vergrößern. Ich habe, als ich es zum Drucke bestimmte, nichts hinzugesetzt als die letzten Zeilen der letzten Seite, und nichts geändert und weggelassen, als nur so viel als nöthig war um an die Stelle eines Zuhörers einen Leser zu setzen. Daß man dem Ganzen vielleicht anmerkt, daß es ursprünglich blos für ein Auditorium bestimmt gewesen ist, wird ihm bei dem Leser schwerlich zum Vorwurf gereichen. Was wirk-

lich gesprochen worden ist, wird sich auch desto besser lesen.

Doch ich merke, daß ich auf dem besten Wege bin meine Arbeit hervorzuheben. Es ist Zeit, daß ich davon abstehe, denn noch habe ich auf den dritten Einwurf: daß alle Noten und Citate fehlen, zu antworten. Indessen dünkt mich, daß ich es schon gethan und durch die aufgestellte Ansicht, daß die Spuren der Forschung von einem blos der Darstellung bestimmten Buche ausgeschlossen bleiben sollen, auch die Antwort auf jenen Einwurf gegeben habe. Gelehrte Excurse, ja selbst bloße Noten, würden bei diesem Buche nur eine ganz nutzlose ja sogar störende Beigabe seyn. — Wenn ich es aber für unpassend gehalten habe, durch Citate gelehrter Werke die Namen derjenigen anzuführen, welchen ich die Kenntniß der einzelnen Thatsachen verdanke, so möge man doch ja nicht glauben, daß ich dadurch irgend Jemand seiner verdienten und gebührenden Ehre habe berauben wollen. Historische Facta keinem Andern verdanken zu wollen, kommt mir als die wunderlichste Eitelkeit vor; es versteht sich von selbst, daß man sie irgendwoher haben muß; aber eben deßwegen kann man auch dem Einzelnen, der gar nicht leugnen wird sich der zugänglichsten und zuverläßigsten Quellen und Hülfsmittel bedient zu haben, nicht die Zumuthung machen bei jeder Stelle den Geist eines Autors herauf zu beschwören. Es dürfte genügen, wenn er eventuell jeden bezweifelten und beanstandeten Punkt mit dem gehörigen Zeugniß zu beweisen sich bereit erklärt.

So viel als Entgegnung auf den wichtigsten Theil der selbsterhobenen Einwürfe. Mich auch auf den Rest oder auf andere einzulassen, halte ich vor der Hand für

unnöthig. Ueberhaupt aber glaube ich der lästigen Pflicht eines Vorredners hiermit genug gethan zu haben und lege meine Feder mit dem Wunsche nieder, daß diesem Buche auf der großen Bühne, auf welcher es nun sein Glück versuchen soll, dieselbe günstige Aufnahme zu Theil werden möge, die das hochgeachtete Publikum, vor welchem die Vorlesungen wirklich gehalten worden sind, diesen geschenkt hat. Dann dürfte sowohl dem Verfasser als auch dem Verleger nichts zu wünschen übrig bleiben.

Nürnberg, den 2. April 1841.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I.

Einleitung.

Vorzüge der Geschichte. — Der historische Roman. — Die historische Wahrheit dem Roman überlegen. — Beispiele. a. Schiller. b. Göthe. — Die Wirklichkeit ist an und für sich anziehend. — Die drei Jahrhunderte haben die gegenwärtige Ordnung der Dinge begründet. — Nutzen der Geschichte. — Die moralische Weltordnung. — Die geistige Weltordnung. — Wahrer Nutzen der historischen Erkenntniß. — Geistiger Fortschritt des Menschengeschlechts. — Einwendungen dagegen. — Nothwendigkeit des Geschehenen. — Die historische Wahrheit. — Ende des Mittelalters. a. der Hierarchie. b. Aufhören des Feudalgeistes. — Neue Regungen. a. Landessprache. b. Wissenschaft. c. Fortschritt in Künsten und Gewerben. d. Entdeckungen. — Reformation 1

II.

Die Reformation in Deutschland. Martin Luther.

Reformation. — Nothwendigkeit derselben. — Ausgang der Reformation nur von Deutschland. — England. — Der Norden. — Die Slavischen Reiche. — Der Ablaß — Johann Tetzel. — Martin Luther. — Luther gegen den Papst. — Volksthümlichkeit dieses Streites. — Karl V. — Luther zu Worms. — Wormser Edict. — Fortgang der Reformation. — Versuche sie zu hemmen. — Streit mit dem Reichsgericht. — Der Packische Handel. — Protestanten. — Reichstag zu Augsburg. — Melanchthon. — Die Augsburger Confession. — Wunsch eines Concils. — Kriegerische Stellung der Protestanten. — Schmalkaldischer Krieg. — Interim. — Moritz von Sachsen. — Passauer Vertrag. — Augsburger Religionsfriede. — Außerordentliches Resultat der Reformation. — Nothwendigkeit einer geistigen Schranke. — Politische Wirkung . . 20

III.

Zwingli. Die Religionskämpfe in den Niederlanden.

Gleichartige oder ähnliche Erscheinungen. — Ulrich Zwingli. — Johann Calvin. — Die Niederlande. — Freiheitssinn derselben. — Wohlstand derselben. — Ihre Freiheiten. — Philipp II. — Oranien und Egmont. — Kirchliche Beschwerden. — Die Inquisition. — Steigerung der Beschwerden. — Bildersturm. — Herzog Alba. — Alba's Ankunft zu Brüssel. — Hinrichtung Egmont's und Hoorne's. — Alba's Tyrannei. — Die Wassergeusen. — Abfall der Niederländer. — Die Utrechter Union . 44

IV.

Religionskriege in Frankreich. Die Bartholomäusnacht. Heinrich IV.

Frankreichs Richtung zum Absolutismus. — Günstlinge, Maitressen, Hofparteien. — Kontrast des Hofes und des Landes. — Reformation in Frankreich. — Verschwörung von Amboise. — Die Religionskriege bis auf 1570. — Hugenotten und Katho-

Seite

liken. — Einleitung zur Mordnacht. — Die Hochzeitfeier. — Mordversuch auf Coligny. — Argwohn der Hugenotten. — Letzte Berathung. — Maaßregeln. — Die St. Bartholomäusnacht. — Coligny's Ermordung. — Weitere Vorgänge und Folgen der Bluthochzeit. — König Heinrich III. — Die Liga gegen den König. — Heinrich IV. — Das Edict von Nantes 61

V.

Reformation in England. Die Königinnen Elisabeth Tudor und Maria Stuart.

Lage England's. — Verhältniß zwischen Regierung und Regierten. — Das Parlament. — Heinrich VIII. — Scheidungsgeschichte Heinrich's und Streit mit dem Papst. — Reformation in England. — Johanna Gray und Maria Tudor. — Reaction gegen die Reformation. — Elisabeth. — Streit mit dem Papst. — Schottland. — Maria Stuart. — Reformation in Schottland. — Maria's Mißverhältniß zu ihren Unterthanen. — Heinrich Darnley. — Rizio's Ermordung. — Darnley's Ermordung. — Graf Bothwel's Heirath mit Maria. — Maria's Absetzung. — Flucht nach England. — Maria's Verkehr mit Bothwel ist ihre größte Schuld. — Gründe Elisabeth's gegen Maria. — Babington's Verschwörung. — Elisabeth unterzeichnet das Todesurtheil. — Maria's Hinrichtung. — Elisabeth's glorreiche Regierung und Tod 80

VI.

Zustände in Deutschland. Der dreißigjährige Krieg.

Regeneration des Katholicismus. — a. In dem Leben der Päpste, der Geistlichkeit überhaupt. — b. In Hinsicht der Lehre. — Tridentiner Concil. — Unterscheidungslehren. — c. Wiederbelebung und Stiftung neuer Mönchsorden, insbesondere der Jesuiten. — Ignatio Loyola. — Erste Aufgabe des Ordens. — Innere Einrichtung des Ordens. — Viertes Gelübde. — Zweck des Ordens. — Degeneration der Protestanten. — a. Innere Zwietracht. — b. Aberglauben. Hexenwesen. Astrologie. — c. Grausamkeit und Rohheit. — Feindliche politische Stellung der Lutheraner, Calviniſten und Katholiken. — Ausbruch des Kriegs in Prag. — Der böhmische Krieg. — Wallenstein. — Restitutionsedikt. — Bedrohung der Freiheit des Reichs. — Gustav Adolf. — Schlacht bei Lützen. — Wallenstein's Tod. Prager Friede. — Die Schweden unter Bernhard und Baner. — Frankreichs Theilnahme. — Der westphälische Friede. — Politische Folgen. — Sociale Folgen 106

VII.

Die Stuarte in England. Die englische Revolution.

Die religiöse Frage wird zu einer politischen. — Politischer Glanz von Elisabeth's Regierung. — Elisabeth's Verhältniß zum Parlament. — Jakob I. — Jakob's Regierung ist politisch unnational. — Jakob's Grundsätze vom göttlichen Recht der Könige. Erweiterung der Idee des Parlaments. — Religiöse Opposition. Karl I. — Petition of right. — Karl regiert ohne Parlament. Karl's Einmischung in die schottische Kirche. — Das Parlament wieder berufen. — Anklage gegen Strafford und Laud — Einheit zwischen Volk und König dahin. — Der Bürgerkrieg zwischen Parlament und König. — Cavaliere und Rundköpfe. —

Seite

Oliver Cromwell. — Puritaner die herrschende Partei. — Die Independenten. — Schlacht von Naseby. — Karl von den Schotten an die Engländer ausgeliefert. — Karl angeklagt und verurtheilt. — Das Protektorat Cromwell's. — Die Navigations-Acte. — Restauration Karl's II. — Contrast des Lebens. — Ganz andere Stellung des Parlaments. — Test-Acte. Habeas Corpus-Acte. — Whigs und Torys. — Karl's Tod. — Jakob II. — Die englische Revolution. — Sicherheits-Acte. — Englands politische Größe 129

VIII.

Der Absolutismus. Ludwig der Vierzehnte.

Der Absolutismus in Dänemark, in Schweden, in Preußen. — Absolutismus ist Haupttendenz des siebenzehnten Jahrhunderts. — Am ausgebildetsten in Frankreich. — Ludwigs Selbstregierung. Anderes Prinzip in der Wahl der Minister. — Der eigentliche Adel wird blos Hofadel. — Die innere Verwaltung. — Ludwigs Kriege. a. Gegen Spanien und Holland. b. Gegen das Reich und England. c. Der spanische Erbfolgekrieg. — Die friedlichen Künste. a. Die redenden. b. Die bildenden. — Versailles. — Ludwigs XIV. persönliche Erscheinung. — Seine Liebeshändel und Maitressen. — Die Maintenon. — Rücknahme des Edikts von Nantes. — Ludwigs XIV. Tod . . . 154

IX.

Jesuiten und Jansenisten, Orthodoxe und Pietisten.

Geistige Thätigkeit durch Wort und Schrift. — Die Jesuiten. — Sittenlehre. 1. Die Probabilität der Meinungen. 2. Die Richtung der Gesinnung. a. Duell und Mord. b. Wucher. c. Unterschleif. Diebstahl. Bestechung. d. Lügen. Meineid. e. Erleichterung der kirchlichen Pflichten. f. Abkürzung der Messe. g. Erleichterung der Beichte. — Entschuldigung dieser Moral. Jansen und die Jansenisten. — Pascal. — Die lettres provinciales. — Quesnel. — Die Bulle Unigenitus. — Eigentliches Resultat des Streites. — Peter Bayle. — Gegensätze der Protestanten. — Die Quäcker. — William Penn. — Pennsylvanien. — Mysticismus. — Quietismus. — Die Guyon. — Fenelon. — Pietismus. — Spener. — Collegia pietatis. — Die von den Pietisten gegebene Anregung 179

X.

Die Slaven, Rußland und Peter der Große.

Die europäische Kultur ein Eigenthum der germanischen und romanischen Völker. — Später Beitritt der Slaven. — Weite Verbreitung der Slaven. — Ihr Charakter. — Der Pole. — Der Slave weicht vor der Schifffahrt zurück. — Moskau. — Der Czar. — Die Romanow. — Urtheil eines russischen Schriftstellers. — Peter der Große. — Seine Reise. — Die Strelizen. — Umwandlung der russischen Sitten. — Krieg mit Karl XII. — Schweden. — Der nordische Krieg. — Das Mädchen von Marienburg. — Der Friede am Pruth. — Ende des Kriegs. — Rußlands Vortheil. — Mecklenburger Händel. — Der Czarewitsch Alexei. — Russischer Einfluß auf Polen. — Trauerspiel in Thorn. — Kaisertitel. — Bedeutung Rußlands. — Peter's Größe. — Er entbehrt des sittlichen Adels. — Gegensatz Rußland's und Westeuropa's 205

Seite

XI.

Deutsche Zustände vor dem siebenjährigen Kriege. Friedrich der Große.

Rückblick auf das Verhältniß des slavischen Stammes zum übrigen Europa. — Ueberblick des übrigen Europa's. 1. Frankreich. 2. Spanien, Portugal und Italien. 3. England. 4. Das deutsche Reich. — Französische Sprache und Sitte in Deutschland. 1. Sprache. 2. Sitte der Höfe. a. Baden. b. Hanau. c. Darmstadt. d. Würtemberg. — Die Grävenitz. — Karl Alexander. — Der Herzog Karl Eugen. — Urtheil eines Deutschen, — einer Engländerin. — Preußen. Friedrich Wilhelm I. Friedrich II. — Militärische Thätigkeit. — Die schlesischen Kriege. — Der siebenjährige Krieg. — Administrative Thätigkeit. — Politischer Einfluß. — Friedrich's Bedeutung für Deutschland 229

XII.

Außereuropäische Länder. Der amerikanische Freiheitskampf.

Blick auf die außereuropäischen Länder. — Einfluß der Entdeckungen auf unsere Gegenwart. — Unterschied der außereuropäischen Erwerbungen unter sich. — Das Reich der brittischen Compagnie in Ostindien. — Nordamerika. a. Europäische Abstammung. b. Christliche Religion. c. Eigene Verwaltung. — Sociale Verhältnisse. — Behandlung der Colonien von England. — Ausdehnung der Colonien Englands. — Die Stempeltaxe. — Widerstand der Colonien. — Rücknahme der Stempelacte. — Erklärungsbill. — Aufstand in Boston. — Franklin's Briefe. — Theevernichtung zu Boston. — Maaßregeln des Parlaments. — Erster Congreß und Ausbruch der Feindseligkeiten. — Washington. — Boston befreit. — Die Amerikaner für Rebellen erklärt. — Thomas Payne. — Beschluß der Unabhängigkeit. — Frankreichs Theilnahme. — Franklin zu Paris. — Frankreichs Bündniß. — Fortgang des Kriegs. — Washington nimmt Cornwallis gefangen. — Friede mit England. — Washington erster Präsident. — Neue Grundsätze 253

XIII.

Die Aufklärungsphilosophie der Franzosen. Aufhebung der Jesuiten.

Repräsentanten der achtzehnten Jahrhunderts sind Friedrich der Große und die Amerikaner. — Beide durch eine und dieselbe geistige Regung geleitet. — Sie ist Folge der philosophischen Forschung. — Des Cartes. — Spinoza. — Baco. — Locke. — Bolingbroke. — Pope. — Montesquieu. — Die persischen Briefe. — Voltaire. — Der Prozeß des Calas. — Rousseau. — Contrat social. — Geistreiche Cirkel. — Die Frau v. Tencin. — Madame Geoffrin. — Madame du Deffant. — Mademoiselle de l'Espinasse. — Die Encyclopädie. — Aufklärung. — Reaction der Encyklopädisten gegen die geistigen Richtungen. — Erziehung. — Gelehrsamkeit. — Politik. — Criminaljustiz. — Leben. — Aufhebung der Jesuiten. — Regungen eines neuen Geistes, der Vorboten eines neuen Jahrhunderts 275

I.

Einleitung.

Vorzüge der Geschichte. — Der historische Roman. — Die historische Wahrheit dem Roman überlegen. — Beispiele. a. Schiller. b. Göthe. — Die Wirklichkeit ist an und für sich anziehend. — Die drei Jahrhunderte haben die gegenwärtige Ordnung der Dinge begründet. — Nutzen der Geschichte. — Die moralische Weltordnung. — Die geistige Weltordnung. — Wahrer Nutzen der historischen Erkenntniß. — Geistiger Fortschritt des Menschengeschlechts. — Einwendungen dagegen. — Nothwendigkeit des Geschehenen. — Die historische Wahrheit. —

Ende des Mittelalters. a. der Hierarchie. b. Aufhören des Feudalgeistes. — Neue Regungen. a. Landessprache. b. Wissenschaft. c. Fortschritte in Künsten und Gewerben. d. Entdeckungen. — Reformation.

Wenn ich es gewagt habe, mit einer Ankündigung öffentlicher Vorträge über historische Gegenstände hervorzutreten, so hat mich zu diesem Unternehmen hauptsächlich der Gedanke ermuthigt, daß unter allen Wissenschaften die Geschichte wohl am meisten auf den Vorzug Anspruch zu machen berechtigt ist, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Schon eine ganz gewöhnliche Neugierde liebt es, sich durch Erzählungen sei es von wahren sei es von erdichteten Begebenheiten die Zeit zu verkürzen; die Dichter wissen ihre Anschauungen von Zuständen des Geistes und Gemüthes nicht besser einzuführen, als indem sie in Novellen und Romanen das Gebäude ihrer Phantasie auf einer historischen Grundlage aufsteigen lassen; und der historische Roman oder die historische Novelle, längst zwar in Deutschland heimisch und ausgebildet, aber erst durch Walter Scott und seine Nachfolger recht eingeführt, hat, wie es scheint, gegenwärtig eine unumschränkte Herrschaft über die lesende Welt erlangt. Es hat mir stets eine sonderbare Idee zu seyn geschienen, daß Walter Scott durch seine historischen Romane der Liebe für die Geschichte insbesondere für die seines Vaterlandes hat unter die Arme greifen wollen; sie mag löblich

und plausibel seyn, gewiß aber ist sie irrig. Denn es fehlt zwar den Gestalten, die uns der Dichter vorführt, nicht an einer historischen Wahrscheinlichkeit; der ungemeine Fleiß, mit dem er Chroniken und Annalen durchforscht hat, um uns über die Persönlichkeit seiner Helden recht Genaues zu berichten, ist nicht erfolglos geblieben und sie gehen mit solcher Lebenswärme und Frische vor unserm Auge vorüber, daß sie uns in der That in das vom Dichter hingezauberte künstliche Leben hineinführen; aber vollständige und unbedingte historische Wahrheit kann man ihnen doch nicht zuschreiben. Der Dichter hat ein höheres oder doch ein anderes Gebot als der Historiker; die Geschichte muß ihm nur dienstbar seyn; ob er Personen in Verbindung bringt, die nie zusammengekommen sind, falls er sie nur ihrem Charakter treu reden und handeln läßt, ob er Ereignissen eine andere Katastrophe giebt, als sie wirklich gehabt haben, macht ihm keine große Sorge, wenn er nur das höhere Gesetz des Schönen beobachtet. Wer nun historische Ereignisse nur aus einem Roman oder einer Novelle kennen gelernt hat, und wirklich dadurch die Lust in sich geweckt finden würde, über die Person oder die Ereignisse Näheres und Umständlicheres nachzulesen, wird sich in der Regel gewaltig enttäuscht finden, und er wird wahrscheinlich im häufigsten Fall das Geschichtswerk, welches ihn von seiner schönen Illusion so herabgestürzt hat, mit Mißmuth aus der Hand legen und sich an die Traumgebilde halten, welche der Dichter ihm vorgezaubert hat. Mehr oder weniger unterliegen diesem Vorwurf alle diese historischen Romane, selbst den neuesten Roman Ludwig Tiecks nicht ausgenommen, so sehr auch poetische Kunst und psychologischer Scharfblick und Kenntniß des menschlichen Herzens an ihm gerühmt werden möge.

Diese dichterische Behandlung der Geschichte ist es daher nicht, welche ich als eine aus der Geschichte hervorgehende Annehmlichkeit zu erzielen gedenke, gesetzt auch, ich verstünde es den poetischen Zauber über sie auszubreiten. Indessen bin ich der Meinung, daß die wahre und vollkommene Wirklichkeit auch ihr Anziehendes, auch ihre Reize besitzt und daß sie sich getrost in einen Wettkampf mit jener

geschminkten Zwittergestalt, der historischen Novelle, einlassen darf, bei dem sie nichts einbüßen wird. Es sei mir hier vergönnt, den Dichtungen zweier unserer größten vaterländischen Dichter die Wirklichkeit gegenüber zu halten, und das Urtheil ruhig abzuwarten. Schiller läßt in seiner Jungfrau von Orleans die Heldin sich der unglücklichen Neigung zu Lionel hingeben, dadurch ihrem Schwur alle Engländer zu tödten untreu werden, und nachdem sie schwer gebüßt hat und von den Engländern in Fesseln gelegt worden ist, endlich nach einer durch übernatürliche Kraft gelungenen Befreiung auf dem Schlachtfelde, wohin sie den Ihrigen als ein rettender Schutzengel zu Hülfe geeilt ist, mit dem Bewußtseyn, die Himmelskönigin sich wieder versöhnt zu haben, selig verscheiden. Daß die Katastrophe nicht nur bei der Darstellung sondern selbst beim bloßen Lesen Thränen des Mitleids entlockt, ist nothwendig und bleibt ewig ein Zeugniß von der dichterischen Kraft Schillers; dennoch aber zweifle ich, ob die wirkliche Geschichte Johanna's sie selbst nicht in einem schöneren Lichte darstellt. Das Mädchen von Orleans tödtete nie einen Engländer, aber sie war auch nie von einer ihrer Pflicht zuwiderlaufenden Neigung befangen, ihr Wandel war in einer höchst sittenlosen Zeit und in einem höchst sittenlosen Lande auch von dem Schatten eines Verdachtes frei, sie gerieth durch boshafte Tücke ihrer eignen Landsleute in die Hände der Engländer, wurde von diesen als Hexe und Zauberin processirt, und endlich als Rückfällige zum Feuertode verurtheilt, den sie mit Standhaftigkeit und Gottergebenheit litt. Gewiß darf dieses Schicksal eines der edelsten Bilder der Menschheit nicht minder auf Mitgefühl rechnen und ist vielleicht noch in höherem Grade tragisch zu nennen. Um auch von Göthe eine ähnliche Willkührlichkeit zu erwähnen, so erinnere ich nicht an seinen Götz, den er im Thurmgefängniß zu Heilbronn sterben läßt, während der wirkliche Götz auf seiner Burg Hornberg am Neckar erst 1562 in hohem Alter friedlich und ruhig seine Tage beschloß, sondern an seinen Egmont, den er aus einem zärtlichen Gemahl und liebevollen Vater einer zahlreichen Familie, deren Versorgung ihm sehr am Herzen lag, so daß er auch aus

diesem Grunde die Fahne der Empörung gegen Spanien nicht aufpflanzen wollte, in einen jungen leichthinlebenden Offizier umgewandelt hat, der nächtlicher Weile einer hübschen Grisette heimliche Besuche macht. Ich bescheide mich durchaus hiemit gar kein Urtheil über den poetischen Werth dieser anerkannten Meisterwerke aussprechen zu wollen; ich rede nur von ihrer historischen Wahrheit, und bedaure, daß eigenthümliche Grundsätze zur Verunstaltung derselben Anlaß gegeben haben. Man muß das um so mehr bedauern, als dem beliebigen Umgestalten aller auch der festesten Gewißheit dadurch die Thür geöffnet und Vorschub gethan worden ist, und Dichter des zweiten und dritten Ranges auf das Beispiel jener Heroen hin, denen wir um Anderes willen diese Verstöße gern verzeihen, sich zu ganz schamlosen Unsinnigkeiten erfrecht haben, unter welchen ich nur die eines Wiener Poeten nennen will, der einer der ersten Städte des deutschen Reiches eine Art von Krähwinkler Bürgermeister und Rath angedichtet und einen nahmhaften Gelehrten der damaligen Zeit zu einem ganz albernen Gecken umgestempelt hat; ein Stück, an dem nichts wahr ist als die Namen, und das auf dem Theater dieser Stadt als eine wahre Blasphemie auf ihre alte Glanzperiode, an der sie noch heut zu Tage zehrt, nicht gegeben werden sollte, wenn man wahre Achtung vor seinen alten Ueberlieferungen und richtige Kenntniß derselben besäße.

Während also diese Pseudogeschichte nicht nur von uns durchaus vermieden werden soll, sondern sie auch — wenigstens meiner Ueberzeugung nach — mit der wahren und unverfälschten Geschichte in Bezug auf innern Werth nicht wetteifern kann, wird die Wirklichkeit gewiß auch nicht unterlassen, anzuziehen und zu unterhalten. Die großen Begebenheiten der drei letzten Jahrhunderte, die wir in ihren wichtigsten Erscheinungen vor uns vorüberziehen lassen wollen, die Reformation und der dreißigjährige Glaubenskrieg, die sich hieran auch in Frankreich und England knüpfenden Bewegungen — ich darf nur an die Bartholomäusnacht und an die Königin Maria Stuart erinnern — die Bestrebung der Jesuiten, der römischen Kirche ihr angefochte-

nes und geschmälertes Supremat zu vertheidigen und die Ketzer zu bekämpfen, und die in ihrer eigenen Kirche gegen sie erstehende Opposition, die endlich mit der Aufhebung des Ordens endete, die Namen Karl XII., Peter und Catharina, Friedrich II., Franklin und Washington; diese Begebenheiten und Namen können nicht verfehlen, das Interesse aller Gebildeten zu fesseln. In diesen drei Jahrhunderten ist das Gebäude der sittlichen, wissenschaftlichen und politischen Ordnung begründet worden, in dem wir uns gegenwärtig befinden; wenn auch die letzten fünfzig Jahre manches Neue herbeigeführt haben, so rühren doch die Grundlagen noch von dreihundert Jahren her, und aus der Betrachtung, wie diese Dinge sich damals entwickelt haben, wird ein richtiger Blick in die Lage der Gegenwart sich von selbst ergeben. Es muß erfreulich seyn, in Erscheinungen der damaligen Zeiten den Keim von Verhältnissen zu entdecken, die sich in der Gegenwart vollständiger ausgebildet haben, und indem ich auf die wichtigsten und anziehendsten Momente aufmerksam machen will, wodurch die Vergangenheit mit der Gegenwart in Verbindung steht und diese durch jene erklärt wird, soll es mich freuen, wenn die Geschichte dadurch anziehend zu machen mir gelingen wird.

Allein nicht blos anziehend und unterhaltend, auch nützlich und belehrend soll die Geschichte seyn. Zwar dürfte das Verständniß, wie sich gegenwärtige Zustände entwickelt haben, allerdings schon ein bedeutender Nutzen seyn, die Kenntniß, wie etwas geworden ist, wird stets zur richtigen Beurtheilung und zur zweckmäßigen Verbesserung und Umgestaltung führen; — allein man pflegt unter dem Nutzen der Geschichte in der Regel noch etwas Anderes zu verstehen, als diesen auf unmittelbaren technischen Gebrauch — so zu sagen — angewendeten Vortheil. Man hat sehr häufig die Geschichte als eine Art von Rüstkammer betrachtet, aus der man alte Morgensterne und Hellebarden hervorholen könne, um den Behauptungen der Gegner damit einen tödtlichen Streich zu versetzen; man hat in der Geschichte nachzuweisen gesucht, wie eine moralische Gerechtigkeit walte und das Gute belohnt, das Böse bestraft werde, wie Alles nach dem Gesetz einer

moralischen Weltordnung geschehe. Gegen solche Ansichten läßt sich meiner Meinung nach einwenden, daß auch überall das Gegentheil zu sehen ist, daß z. B. das Laster belohnt, die Tugend verfolgt wird, daß Conradin von Schwaben den Tod auf dem Schaffot stirbt, während Karl von Anjou seine blutbefleckte Seele im königlichen Schlosse zu Neapel verhaucht, daß Huß und Hieronymus auf dem Scheiterhaufen lodern, während ihre Ankläger, Verfolger und Richter nicht einmal von Gewissensbissen verfolgt ruhig ihre Tage verleben; daß der edle Prinz Dschem auf des Papstes Alexanders VI. Geheiß vergiftet wird, während dieser, wenn ihn auch Gift, das er durch Versehen erhielt, aus dem Wege raffte, doch damit nur einen leichten Tod erlitt, keine Strafe für die vielen Greuel, womit er sich im Leben besudelt hat. Des Dichters Wort:

Ungerecht vertheilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück,
Denn Patroklus liegt begraben und Thersites kommt zurück —

bestätigt sich auf jeder Seite der Weltgeschichte, und wer für sein bekümmertes Herz Tröstungen suchen will, der schlage irgend einen Roman oder eine Legendensammlung auf, und lasse das seine Wirklichkeit seyn, sehe aber ab von der Geschichte, in der er nur immer größern Grund zur Trostlosigkeit finden würde. Von dieser moralischen Consequenz kann in der Geschichte gar keine Rede seyn. Aber nicht viel anders ist es mit dem Bestreben, Belege für die Wahrheit einzelner geistiger Richtungen aus ihr zu suchen. Wie die Geschichte die ganze Welt umfäßt, so kann eine jede Partei, sie heiße wie sie wolle, in ihr ihres Gleichen und Bestätigung für ihre Tendenzen finden. Monarchie und Demokratie, Aristokratie und Hierarchie, Absolutismus und Liberalismus, alles ist schon da gewesen und hat ein Vorbild für spätere Erscheinungen abgegeben. Die Namen haben gewechselt, die Dinge sind geblieben. Aus der Geschichte der alten Republiken kann sich die Nothwendigkeit ihres Untergangs eben so leicht deduciren lassen, als aus der Geschichte der alten Monarchien die Versuche begreiflich sind, sie zu stürzen und die Freiheit herzustellen. Die Geschichte zu diesen Beweisführungen zu gebrauchen, halten wir für eine ganz ungeschickte Anwendung

ihrer Lehren und ihres Materials; es kann höchstens als ein augenblicklicher Fechterkunstgriff gelten, als eine Finte, welche der kundige Gegner keiner eigentlichen Aufmerksamkeit würdigt.

Der eigentliche wahre Nutzen der geschichtlichen Erkenntniß ist die endlich erwachende und sich befestigende Ueberzeugung von dem geistigen Fortschritt des Menschengeschlechts, von der größern und gleichmäßigern Entwicklung seiner geistigen Anlagen und von der zunehmenden Sicherheit der gewonnenen Vortheile sowohl in spiritueller als in materieller Hinsicht. Zu dieser Ueberzeugung muß uns insbesondere die Betrachtung der europäischen und — wie egoistisch es auch klingen mag — der deutschen Zustände führen. Denn auch das muß beiläufig bemerkt werden, ohne eine bei allen Völkern dereinst, im tausendjährigen Reiche etwa, noch mögliche völlige Gleichstellung der Bildung leugnen zu wollen, — im Gegentheil möge sie ihnen wir wünschen es von ganzem Herzen zu Theil werden — vor der Hand können nur diejenigen Nationen als Epoche machende, als solche, welche Träger des menschlichen Geistes genannt zu werden verdienen, betrachtet werden, bei denen sich Wissenschaft und Religion, Staat und Sitte auf einer hohen Stufe der Ausbildung befinden. Es kann also nur von christlichen Völkern die Rede seyn, indem das Christenthum die einzige Religion ist, welche ihre Bekenner nicht blos moralisch, denn das vermag auch fast jede heidnische Religion, sondern intellectuell, geistig, zu heben im Stande ist. Es kann ferner nur von germanischen und romanischen Völkern die Rede seyn, und unter diesen werden wir uns gerade nicht von Patriotismus allein bewegen zu lassen brauchen, um nach reiflicher Erwägung aller Umstände den Deutschen die Palme der allgemein menschlichen Ausbildung zuzuerkennen, während andern Nationen, selbst Franzosen und Engländern, nur — so zu sagen — eine spezielle Auszeichnung zu Theil werden kann. Es kommt mir, wenn man die Kraft der Waffen, die Kunde der Wissnschaft, die Fertigkeit der Künste und des Gewerbes, die Thätigkeit des Handels, die unser deutsches Vaterland vereint aufzuweisen im Stande ist, betrachtet, wahrlich als eine unzeitige Bescheidenheit vor, wenn wir diese Vorzüge,

die uns das Ausland selbst einräumt, länger verkennen und uns nicht für das halten, was wir wie geographisch so auch in Wahrheit sind, das Herz und das Mark Europas. Gerade die Gegenwart, glaube ich, sollte uns ein solches Selbstgefühl geben, daß wir mit Bestimmtheit sagen können, nur nach uns lassen sich die geistigen Fortschritte des Menschengeschlechts bemessen und daß wir in Betrachtung des Früheren die feste Ueberzeugung fassen, diese Fortschritte seyen nicht blos vorübergehend, sondern unverlierbar. Gewiß, wie drohend auch einzelne Gewitterwolken am politischen Horizont sich gestalten mögen, diese errungenen Vortheile werden uns auf keine Weise mehr geraubt werden können. Nicht nur Erfindungen materieller Art, deren die neueste Zeit so viele gesehen hat, und fortwährend sieht, bleiben, wenn sie einmal gemacht worden sind, ein unveräußerliches, unverlierbares Gemeingut und werden ihren wohlthätigen Einfluß bei späten Geschlechtern in noch höherem Grade bewähren, als sie das jetzt schon bei der Gegenwart thun; nein, gewiß auch die wichtigen, über Religion und Staat, über Wissenschaft und Leben in Anregung gebrachten Fragen rücken ihrer Entscheidung und Feststellung immer näher, und die Masse der bei diesen Discussionen gewonnenen Ansichten bildet zuletzt ein eben so sicheres und unveräußerliches Gemeingut als die materiellen Entdeckungen und Erfindungen. Es ist eine Täuschung, wenn man ene rückwärtsgehende Bewegung in der Entwicklung der Menschheit wahrzunehmen sich einbildet; sie schreitet vorwärts, rastlos, unermüdet; aber freilich ist ihre Bewegung zuweilen langsam, und die Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hat, nicht gering. Dennoch siegt sie und zeigt in der Uebewindung derselben ihre wahrhaft göttliche Gewalt und ihren wahrhaft göttlichen Ursprung.

Gegen diese Ansicht eines steten Fortschrittes können sie politischen und socialen Erscheinungen unserer Zei durchaus nicht als Widerlegung, sondern eigentlich nur als Bestätigung angeführt merden. Wenn man nemlich erstens die Wiederherstellung sogenannter veralteter Institue als einen Beweis einer retrograden Bewegung geltev machen will, so diene zur Entgegnung, daß alles, was irgnd einmal

in der Zeit nothwendig war, nie ganz aus derselben hinausgedrängt werden kann, sondern daß es, wenn es auch nicht mehr auf dem Vordergrund der menschlichen Bestrebungen steht, aber doch in einer gemäßigteren, reducirteren Form, als eine an sich nothwendige Erscheinung, fortbestehen muß; daß die Abschaffung solcher Einrichtungen in der Regel nicht mit Besonnenheit, sondern mit leidenschaftlicher Heftigkeit, Einseitigkeit und Ungerechtigkeit geschehen und eine Reaction des ungerecht Behandelten ganz natürlich ist; daß endlich über den zugegebenen aber abstellbaren Mißbräuchen die mit allen Einrichtungen irgendwie doch verbundenen Vortheile nicht verkannt und mißachtet werden dürfen. Man beurtheile nur nicht vom eigenen beschränkten Standpunkte aus das Thun und Treiben des Andern, man verlange nur nicht, daß unsere Ansicht, wie gut sie auch an sich und wie behaglich es uns in ihr zu Muthe sey, ohne weiters auch von einem Andern adoptirt werden möge, man sei gegen den von dem man Toleranz fordert auch selbst tolerant, und man wird über viele von diesen sogenannten retrograden Bewegungen ein ganz anderes, ein milderes und glimpflicheres, Urtheil fällen. — Wenn uns ferner die politischen Zustände einzelner Staaten wegen ihrer steten Gährung und Unruhe durchaus kein Zeichen zu seyn scheinen, daß die geistige Entwicklung dort zu einer erfreulichen Stufe gediehen sey, so muß allerdings der sociale und politische Zustand dieser Länder von Herzen bedauert werden und es wird sich gewiß so leicht Niemand vermessen, mit Unfehlbarkeit die Art und Weise angeben zu wollen, wie ihnen radikal zu helfen sey. Sehen wir aber bei diesen Erscheinungen zurück auf unser deutsches Vaterland, so wird uns doch wenigstens ein Fingerzeig gegeben, wie einigermaßen, ja wie vielleicht höchst wesentlich zu helfen sey. Ohne damit völlig erschöpfend antworten zu wollen, werden wir in der Pflege des Geistes, der in den deutschen Landen durchweg eine große Aufmerksamkeit gewidmet wird, einen unterscheidenden Vorzug finden, der uns in Wahrheit hoch über alle andere Völker erhebt. Nicht die dem Deutschen schuld gegebene Indolenz ist es, wenn auch unser Blut etwas kälter seyn und langsamer fließen mag, als das der Süden-

ropäer, aus welcher der Zustand glücklicher Ruhe entstanden ist, dessen wir uns seit fünf und zwanzig Jahren erfreuen, er ist nächst der Fürsorge weiser Regierungen die Folge der Besonnenheit und Verständigkeit, der Einsicht und Bildung, welche in Deutschland nicht blos das Eigenthum der bevorzugten und höhern Stände sondern auch der niedrigeren und geringeren sind; es ist die Folge eines heilsamen durch alle Stände hindurchgehenden Unterrichts in den nothwendigsten Kenntnissen, zu dem nicht nur jeder zugelassen sondern von dem auch sich zurückzuziehen Keinem verstattet wird; ein Zwang, der von der allerheilsamsten und segensreichsten Art ist. Wo anders als in unsern Landen und in den verwandten Stämmen wird die Volksschule ein wichtiger Gegenstand der öffentlichen Sorgfalt? Wo anders als bei uns kann auch der Aermste und Unbemitteltste sich mit verhältnißmäßig zu reden großer Leichtigkeit und so gut als der Sohn reicher Eltern zu einer würdigen Stellung im Staate vorbereiten? Freilich finden sich solche Ausnahmen in allen Ländern; aber nicht diese allein sind es, welche den Culturzustand eines Landes bewähren, sondern die allgemeine durch alle Stände verbreitete Fertigkeit der alltäglichen und nothwendigen Kenntnisse, die Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen, an der in jenen Ländern es noch Tausenden und Abertausenden gebricht, während eine unsinnige und verkehrte Presse nicht abläßt, Giftkörner und Tollkräuter auszustreuen, die von den Unwissenden als heilsame Früchte verschlungen werden. Um den Contrast zwischen den deutschen Landen und jenen Völkern von seiner auffallendsten Seite aufzufassen, kann man nichts besser einander gegenüber stellen, als auf die eine Seite den Mordversuch, den ein auf der niedrigsten Stufe der Gesellschaft und der Gesittung stehender Unsinniger auf das Leben eines an Geist und Herz hochgestellten Fürsten sich zu machen erdreistet hat, eines Fürsten, von dem ein zu früh verstorbener, gewiß nie in dem Geruch der Servilität gestandener vaterländischer Dichter mit Wahrheit gesagt hat:

Viel hangt an ihm! nie war so heilig
Irgend ein fürstliches Haupt, wie seins ist —

und diesem abscheulich sinnlosen, wahrhaft Eckel erregenden,

und Gott sei Dank! allgemein mit Empörung aufgenommenen Verbrechen gegenüber den gleichzeitigen Jubel eines um einen geliebten König versammelten Volkes, das ihm nicht blos mit den Lippen, sondern aus vollem Herzen seine Huldigung darbringt. Wenn irgend etwas so sollte diese schaudererweckende That dem verblendeten Volke die Augen zu öffnen vermögen und zu zeigen, daß die von ihm in Anspruch genommene Freiheit ein Unding und ein Unsinn ist, daß Freiheit ohne Gehorsam und Unterordnung nicht denkbar, und daß nicht eine Erweiterung sondern eine Beschränkung ihrer Rechte das ist, was ihnen wahrhaft Noth thut. Um aber zu einer solchen Entsagung auf freiwilligem Wege zu gelangen, bedarf es vor allem der Bildung und des Unterrichts, der über das ganze Land verbreitet Allen die Möglichkeit eines wahrhaft geistigen Lebens gewähre und gegen falsche und halbwahre Doktrinen durch Belebung des gesunden Menschenverstandes das sicherste und dauerhafteste Bollwerk aufführe. Hierin liegt wenigstens die Möglichkeit einer bessern Ordnung der Dinge; der Zustand des deutschen Vaterlandes giebt davon das vollgültigste Zeugniß; diesem Beispiel zu folgen und sich diese Vortheile anzueignen ist die Sache einer weisen und einsichtsvollen Regierung, welche ihrem Volke eine wahre Wohlthat dadurch gewiß eher erweisen würde als durch lächerliche Kriegsdemonstrationen oder endlose Debatten über Verfassungsfragen, welche sich gegen Wohl und Wehe des Landes ganz gleichgültig verhalten.

Endlich aber wird man dieser Behauptung eines allgemeinen Fortschrittes vielleicht die betrübenden Erscheinungen entgegen halten wollen, welche selbst in wahrhaft gebildeten Ländern zu finden seyen; man wird an die Verrücktheiten erinnern, welche in unsern Tagen an der Pregel wie am lemanischen See, im Wupperthal wie an der Elbe vorgekommen sind, und noch immer vorkommen. So unerfreulich auch diese Erscheinungen sind, so dürfen sie doch nicht als Beweise eines Rückschrittes angesehen werden, gewiß eben so wenig, als die unleugbaren Misbräuche, welche mit den größten Segnungen der Menschheit getrieben worden sind, ein Zeugniß gegen diese abzulegen vermögen. Die ursprüngliche

Verschiedenheit der Menschen, die in Fleisch und Blut ihren Grund hat und durch Leben und Geschäft genährt und befördert wird, läßt sich gewiß nie vertilgen; es wäre sogar ein leidiges Vorhaben, Allen eine gemeinsame Norm vorzuschreiben und Uniformirung ihrer geistigen Regungen zu verlangen. Selbst der beste heilbringendste Stoff kann unter gewissen Umständen zum Gift umgewandelt werden; aus dem Buche der Bücher selbst haben Betrüger und Schelme Beweise für sich und ihr schlechtes Treiben zu finden gewußt. Daher wird es an solchen Abnormitäten vielleicht niemals ganz fehlen; das sich immer erneuernde Menschengeschlecht muß gewisse Erfahrungen immer wieder von Neuem machen, um in der Schule der Weisheit bestärkt zu werden; und wie wo Licht ist auch Schatten seyn muß, so kann es im Ganzen gar nicht befremden, solche Erscheinungen zu erblicken. Nur thut man Unrecht, ihnen eine große Bedeutung zuzuschreiben; man thut ihnen damit zu viel Ehre an. Sie werden Ausnahmen seyn und bleiben und als solche nur die Wahrheit der Regel selbst bestätigen.

Mit dieser Ueberzeugung von dem immerwährenden Fortschritt des menschlichen Geistes, von dem uns die Geschichte ein unverwerfliches Zeugniß ablegt, durch den aber die spezifische Verschiedenheit der Menschen weder nach ihrer Individualität noch als Racen jemals aufgehoben werden kann, werden wir die ebenfalls unabweisbare Lehre verbinden müssen, daß alles was geschehen ist unter den gegebenen Voraussetzungen nothwendig hat so geschehen müssen, eine Lehre, die uns in der Einsicht in das Wesen der Dinge befestigen und stärken wird. Man hüte sich aber dieses so zu verstehen, als sei die Thätigkeit des Einzelnen dadurch gleichgültig, als ginge das Triebrad der Begebenheiten so wie so seinen Weg, und wir hätten nicht nöthig, nach unserm besten Wissen und Gewissen und mit Anwendung unserer besten Kräfte zu handeln. Diese Ansicht ist von der unsrigen meilenweit entfernt, so weit wie Mahomedanismus vom Christenthum. Zwischen dem bloßen passiven Verhalten desjenigen, der sich nur als das willenlose Werkzeug einer außer ihm stehenden Potenz betrachtet, und der activen Theilnahme desjenigen,

der in allem was geschieht eine durch sein eignes Thun und Lassen vermittelte Handlung erkennt, die von ihm selbst ausgegangen ist, zwischen diesen beiden ist ein gewaltiger Unterschied. Die Zukunft liegt auch in unserer Hand, wir sind keine willenlose Werkzeuge, und was wir thun und leiden ist ein Resultat, zu dem auch wir das Unsrige beigetragen haben. Wenn wir diese mit der Ueberzeugung vom Fortschritt des Menschengeschlechts innig verbundene Ansicht festhalten, so wird uns auch in der Betrachtung der Dinge nicht die leidige Bemühung anwandeln — von der man ich gestehe es allerdings recht gern sich befallen läßt, um sich dadurch phantastische Traumbilder vorzugaukeln — daß wir wünschen oder den Fall setzen, daß dieses oder jenes Ereigniß nicht vorgefallen wäre, und uns dann in Combinationen und Berechnungen ergehen, was ausserdem eingetreten seyn würde. Alle solche Hypothesen haben gar keinen Werth, sie führen zu einer bloßen Träumerei; an den Ereignissen so wie sie einmal sind, läßt sich nichts zu noch abthun; wir müssen sie ganz so wie sie sind hinnehmen und uns schlechterdings nicht anmassen wollen, sie anders zu gestalten.

Dieß führt uns auf die nothwendig zu erörternde Frage über die historische Wahrheit. Denn es ist eine billige Forderung, wenigstens die volle und reine Wahrheit zu vernehmen, wenn es uns denn nicht möglich ist, etwas zu ändern. Ich gestehe jedoch, daß ich nur mit einer gewissen Verlegenheit von diesem Punkte spreche; er ist eigentlich die schwache Seite der Geschichte. Man spricht im gemeinen Leben so oft von historischer Wahrheit, man führt den Ausdruck: historisch gewiß, so oft im Munde, daß nothwendig die Erwartungen sehr groß seyn müssen und, ich gehe ungern an das Geständniß, schwerlich erfüllt werden können. Wer des Glaubens lebt, es ließen sich in der Geschichte die innern Beziehungen zwischen allen Erscheinungen nachweisen, der täuscht sich. Der Ausspruch: all unser Wissen ist Stückwerk, läßt sich nirgends besser anwenden als hier. Wie unzuverläßig menschliche Aussagen sind, wie verwirrend die Vielheit der Zeugen auf die Bewahrheitung einer Thatsache einwirkt, wie schwer es ist, durch die Parteilichkeit des Einen, durch die

geistige Befangenheit des Andern, durch die Verschmitztheit eines Dritten auf den Grund der Sachen zu schauen, davon kann sich Jeder, ohne Jurist oder Historiker zu seyn, schon bei jeder nur etwas complicirteren Begebenheit des alltäglichen Lebens überzeugen. Es bleibt da nichts anders übrig, als sich folgendermaßen zu resigniren. Bei allen Ereignissen ist dreierlei zu bemerken, erstlich: was ist geschehen? zweitens: wie war der Hergang? drittens: was war der Grund? Diejenige historische Wahrheit nun, für die wir uns verbürgen können und die uns anzugeben nicht nur Pflicht sondern auch möglich ist, besteht im Faktum; das Was? ist die eigentliche historische Wahrheit. Auch der Hergang der Sache kann in sehr vielen Fällen noch auf eine glaubwürdige Weise berichtet werden, doch kommt natürlich auf die Zeugen hier schon sehr viel an. Endlich der Grund, aus dem die Handlungen fließen, ist das allertäuschendste und unzuverlässigste; hier helfen selbst amtliche Documente und Urkunden gar nichts und die Lüge verbirgt sich hier oft hinter den heiligsten und erhabensten Gewändern. Hier muß man sich stets vorbehalten zu glauben nur was eben glaublich ist, und sein eigenes Urtheil schlechterdings sich nicht unterdrücken lassen. In die Brust der Menschen zu schauen, aus der am Ende alle Handlungen quellen, ist nur Gottes Sache; und die psychologische Entwicklungsmethode anzuwenden, wird die Geschichte nicht mehr Geschichte seyn lassen und aus ihr einen psychologischen Roman machen, über den wir unser Urtheil bereits ausgesprochen haben. Das Unantastbare, Unvertilgbare sind die Thatsachen; diese in ihrer vollen, unentstellten Wahrheit darzulegen, werde ich als meine erste und heiligste Pflicht halten; in dem Hergang der Begebenheiten werde ich mich bemühen, wenigstens den zuverlässigsten Zeugen zu folgen; und auf die Ursachen und Gründe der Begebenheiten einzugehen, werde ich mich nur da erdreisten, wo die Sache selbst oder unverfängliche und unzweideutige Zeugnisse es möglich machen.

Ich habe es für meine Pflicht gehalten diese allgemeinen Betrachtungen der speziellen Aufgabe unserer Unterhaltungen voranzuschicken, weil es einerseits nöthig sein dürfte, über Annehmlichkeit, Nutzen und Wahrheit der Geschichte gleich

von Anfang an einen bestimmten Begriff festzusetzen, anderseits weil ich mich insbesondere verbunden erachtete durch die Beantwortung dieser Fragen mein historisches Glaubensbekenntniß vorzulegen. Nach dieser Einleitung gehe ich sofort zu dem eigentlichen Gegenstand über und beginne mit einer kurzen Schilderung der europäischen Welt am Ende des Mittelalters.

Das Mittelalter endigte erstens mit dem Absterben der großen geistigen Regung, welche in den Kreuzzügen ihren Culminationspunkt erreicht hatte. Anstatt daß wie früher die Schaaren der Christen nach dem Orient zogen, um die Ungläubigen aus dem Besitz der heiligen Stätten zu vertreiben, war vielmehr der Halbmond herübergewandert nach dem ältesten christlichen, dem griechischen Reiche, und die Kirche der göttlichen Weisheit zu Constantinopel war umgewandelt worden zu einer Moschee des falschen Propheten Mahomed; weit hinein in die christlichen Lande, durch Ungarn hindurch bis nach Kärnthen und Steyermark wie an den Küsten Italiens streifte der Spahi und Janitschar und schleppte Frauen und Kinder als Sklaven in die Knechtschaft türkischer Barbaren. Kaum daß die Venetianer und der Kaiser zur nothdürftigen Abwehr dieser sie zunächst bedrohenden Pest sich bewogen fanden; fruchtlos erklang das seitdem von Papst Calixt III. angeordnete Geläute als eine Mahnung zum Krieg gegen die Ungläubigen. Seit länger als einem halben Jahrhundert (1450) war der päpstliche Thron vor allen Angriffen gänzlich gesichert; die zu Constanz und Basel in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts laut gewordenen Stimmen nach einer Reformation waren verhallt, die Versuche sie zu bewirken waren durch römische Staatsklugheit vereitelt worden; die Concordate hatten dem Papst gerade diejenigen Forderungen gesichert, die man ihm vorher bestreiten wollte. Die Päpste selbst waren von Nicolaus V. an in lauter weltlichen Richtungen, in prächtigen Bauten und Beförderung der Kunst und der Wissenschaft, in üppigem Genuß des Lebens, in politischer und militärischer Thätigkeit, im Streben den Kirchenstaat zu erhalten und zu erweitern, in der Bemühung ihrer Familie, ihren sogenannten Nepoten, eine an-

ständige Versorgung zu verschaffen, befangen; keiner unter ihnen, der als ein würdiger Fürst der Kirche, als ein Priester nach der Weise Melchisedek's, dagestanden wäre. Es ist merkwürdig, daß gerade damals der fürchterlichste Unsinn, der Glaube an die Hexerei, der selbst in den frühsten Jahrhunderten des Mittelalters durch halbchristliche Könige gesetzlich verfolgt worden war, nun päpstliche Autorisation fand; Papst Innocenz **VIII.** erließ in demselben Jahre in welchem unser berühmter Landsmann Martin Behaim seine Weltkarte verfertigte (1484) eine Bulle, in welcher nicht nur das Dasein von Hexen anerkannt, sondern auch das Verfahren gegen sie förmlich organisirt wurde. Zwei Jahre nachher wurde in Deutschland das erste Censuredikt gegeben; die spanische Inquisition ist nur zwölf Jahre vor der Entdeckung von Amerikas errichtet worden. Auf den Universitäten, den zum Schutz und zur Pflege der Wissenschaften bestimmten Städten, herrschte eine in Autoritätsglauben befangene Scholastik, von ihnen ließ sich keine Opposition gegen die römische Autorität erwarten. Selbst die wenigen Vorläufer der Reformation erhalten ihren Werth erst durch ihren Anschluß an eine große Wirklichkeit, sie selbst würden nur eine unfruchtbare Märtyrerkrone als einzigen Lohn ihrer Bemühung hingenommen haben. Der Geist der Religiosität war in seiner Excentricität verdunstet und verflogen, und in dem von ihm aufgeführten Gebäude der Hierarchie war ein dumpfer und trister Autoritätsglaube eingezogen; das belebende Prinzip des Mittelalters war erstorben.

Das Mittelalter endigte ferner durch das Aufhören des feudalistischen Geistes, der ursprünglich auf Treu und Glaube gegründet war. Wohlgemerkt, nicht durch das Aufhören des Feudalwesens selbst! Aber so wie in dem Verhältniß zwischen Regenten und Unterthanen in einzelnen Staaten ein ganz deutliches Fortschreiten zum Absolutismus bemerklich ist, wie in Spanien, Frankreich und England, so bei andern ein Bemühen dieses Verhältniß auf eine sichere rechtliche Basis zu gründen, man würde heut zu Tage sagen, auf eine Verfassung, eine Constitution; dieß geschah besonders im deutschen Reiche. Hierzu veranlaßte das politische

Haschen

Haschen Maximilians, nach Einfluß in Europa, der ihm doch zu nichts half, während er die deutschen Angelegenheiten darüber hintansetzte. Das erste bedeutungsvolle Document in dieser Art ist der ewige Landfriede von 1495, wodurch das Recht der Selbsthülfe aufgehoben und im Innern des deutschen Reiches ein ewiger Friede festgesetzt wurde. Der oberste Gerichtshof sollte unabhängig vom Kaiser sein. Das zweite bedeutende Document ist die Karl dem fünften vorgelegte Wahlcapitulation, durch welche die Fürsten die Rechte des Reiches, insbesondere die des deutschen Volkes, keinen Ausländern Einfluß in den deutschen Angelegenheiten zu gestatten, zu wahren suchten. Statt der alten Pietät fieng man an, das Wohl der Völker auf den Vertrag zu stützen. Während in Spanien der katholische Ferdinand erstlich die höchste Gewalt der Ritterorden in seiner Person vereinigte, zweitens sich auch der Inquisition namentlich zur Vertheidigung der königlichen Gewalt bediente, endlich die Rechte der Stände möglichst zu beschränken suchte, hatte in Frankreich Ludwig **XI.** die Gewalt des hohen Adels ganz gebrochen, und seinen im gleichen Geiste handelnden Nachfolgern vorgearbeitet; in England war durch den Krieg der weißen und rothen Rose alle Kraft der Factionen aufgerieben worden, die Parlamente waren nicht nur wie heute noch bestechlich, sondern sie standen noch nicht auf dem festen und von dem König unabhängigen Boden wie heut zu Tage; und Heinrich **VII.** regierte bereits als unumschränkter Monarch. Auch in dieser Hinsicht war die zweite das Mittelalter bezeichnende Hauptrichtung zu Ende gegangen.

Diesem Aussterben der hierarchischen und feudalistischen Tendenz gegenüber, welche als das eigentliche innere Ende des Mittelalters begriffen werden muß, kommen die einzelnen *Regungen* in Betracht, die ein *neues* Alter der Weltordnung bereits, wie Morgenluft und Vögelgesang den anbrechenden Tag, verkündigten. Die einzelnen Völker hatten schon seit ein paar hundert Jahren angefangen, ihre Gedanken nicht mehr nach der lateinischen Sprache allein zu bequemen, sondern bei allen westeuropäischen Völkern hatte die *Landessprache* allmählig Achtung, Berücksichtigung und stufenweise

Ausbildung gewonnen. Es ist mit dem Volke wie mit dem einzelnen Menschen; wer auf die Form, in welcher sich der Geist ausspricht, achtet, wird bereits aus der Unmündigkeit herausgetreten sein. Dieser sprachlichen Bildung schloß sich die gelehrte an; die Wissenschaft des alten Griechenlands und Roms wurde ein Gegenstand des ernstlichen Studiums, man verwarf das abscheuliche Latein, das in den Schulen des Mittelalters sich ganz selbstständig gebildet hatte, und kehrte zu den reinen Vorbildern zurück. Die Humanisten standen bald in offenem Kampfe den Scholastikern gegenüber; der in Italien neuhervorgeholte Plato dem Aristoteles. An diese wissenschaftlichen Bestrebungen, durch welche Johannes Reuchlin, Conrad Celtes, Rudolph Agrikola, und viele andere berühmt wurden, reihen sich die Fortschritte in Künsten und Gewerben. Unter vielen erwähne ich hier nur zwei, erstens die schon seit ohngefähr 150 Jahren gemachte Erfindung des Schießpulvers, welches die ganze Art Krieg zu führen änderte, weil die eisenschweren Rüstungen der Ritter nun nicht mehr wie früher schützten, und das zugleich der eigenthümlichen, nun als ganz unnöthig erscheinenden ritterlichen Uebung, den Turnieren, diesem besondern Vorrechte des Adels, ein Ende machte. Noch einflußreicher aber ist die andere, ich meine den in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erfundenen Bücherdruck, über den zu einer Zeit, in welcher durch Veranlassung der Jubelfeier so viel gesprochen worden ist, etwas zu sagen ganz überflüßig scheinen dürfte. Nur das erlaube ich mir zu bemerken, daß wir, umgeben von allen Vortheilen, die er darbietet, uns in eine Zeit, wo Bücher nur das Vorrecht reicher Leute waren, gar nicht hineindenken können, daß diese Erfindung allein eine Art von Reformation war, und daß auch ohne sie Luthers Auftreten wohl gedacht werden kann, aber seine Wirksamkeit nur durch dieses schon vorhandene Mittel möglich war. Mit dem Anfang der neuern Zeit, d. h. mit dem Tode Maximilians (1519) und Luthers erstem Auftreten (1517) besaßen bereits alle bedeutenderen Orte Druckereien und die Presse zeigte bereits ihre wunderbare Kraft der Vervielfältigung und der beschleunigten Mittheilung.

Zu diesen Regungen in Sprache, Wissenschaft und strebendem Erfindungsgeist kam noch die (1492) durch Columbus vollbrachte Entdeckung Amerikas und die wenige Jahre (1498) später gelungene Umschiffung Afrikas durch Vasco de Gama. Statt der beschränkten alten Welt, die außer Europa nur die Küsten des mittelländischen Meeres im Süden und das vordere Asien kannte, thaten sich nun mit einemmal zwei ungeheure Länder auf, das östliche Asien, bewohnt von einem Volke mit uralter Bildung, in manchen Dingen den Europäern gleich, in einigen sogar voraus; und Amerika, wo neben einfachen im ersten Naturzustande lebenden Völkern im Norden wie im Süden zwei Priesterstaaten von höchst eigenthümlicher Cultur, die wahrscheinlich eingewandert war, sich befanden. Endlich tauchten auch die Inseln hie und da aus dem Ocean hervor, jedes Jahr brachte neue Kunde irgend einer Entdeckung, eines neuen wunderbaren Fundes.

So war nicht nur ein offenbares Absterben alter Verhältnisse vorhanden, sondern außer dem auch in ihnen liegenden Keim neuer Gestaltung eine Menge von eigenen selbstständigen, für die Zukunft nicht zuberechnenden Richtungen, die noch einzeln sich Bahn zu brechen suchten. Alle diese gegebenen Momente, Bildung der Sprache, Streben in der Wissenschaft, Ausbildung der Künste, der Gewerbe, und des lebendigen Verkehrs, Kenntniß sogar von neuen Ländern und Menschenarten, reichen noch nicht hin ein neues Leben zu schaffen, eine neue Periode der Welt, ein neues Weltalter zu beginnen. Dieses begann erst durch die Reformation, die, als eine Anregung des höchsten Gefühls im menschlichen Geiste, allseitig und allgewaltig, hier anregend, dort Widerspruch hervorrufend gewirkt hat.

II.

Die Reformation in Deutschland. Martin Luther.

Reformation. — Nothwendigkeit derselben. — Ausgang der Reformation nur von Deutschland. — Verhältnisse der übrigen Staaten. — Spanien. — Italien. — Frankreich. — England. — Der Norden. — Die Slavischen Reiche. — Der Ablaß. — Johann Tetzel. — Martin Luther. — Luther gegen den Papst. — Volksthümlichkeit dieses Streites. — Karl V. — Luther zu Worms. — Wormser Edict. — Fortgang der Reformation. — Versuche sie zu hemmen. — Streit mit dem Reichsgericht. — Der Packische Handel. — Protestanten. — Reichstag zu Augsburg. — Melanchthon. — Die Augsburger Confession. — Wunsch eines Concils. — Kriegerische Stellung der Protestanten. — Schmalkaldischer Krieg. — Interim. — Moritz von Sachsen. — Passauer Vertrag. — Augsburger Religionsfriede. — Ausserordentliches Resultat der Reformation. — Nothwendigkeit einer geistigen Schranke. — Politische Wirkung.

Wir haben in der vorigen Betrachtung gesehen, daß in den letzten Zeiten des Mittelalters nicht nur der eigenthümliche Geist, welcher dasselbe beherrscht hatte, von seiner alles durchdringenden Gewalt verlassen war, daß an die Stelle einer auf bloße Treu und Glauben sich hingebenden Anhänglichkeit das Begehren einer auch für den Verstand begreiflichen Sanction der kirchlichen wie der politischen Verhältnisse getreten war; sondern auch, daß in einer Reihe von Erscheinungen sich die Ankunft eines neuen Tages ankündigte, ohne daß sie selbst das Licht dieses neuen Tages gewesen wären. Dieses Licht war die Reformation und zwar so, daß sie nicht blos auf diejenigen wirkte, welche sie angenommen haben und sich nach ihr nennen, sondern daß ihre Erscheinung auch von denen nicht unbeachtet bleiben konnte, welche ihre hartnäckigen Gegner und Widersacher geblieben sind. Ausgegangen aber ist dieses Licht nothwendig nur von den Deutschen.

Es ist oft genug selbst von Protestanten gesagt und geklagt worden, daß die Reformation hätte vermieden werden, daß das derbe Auftreten Luthers und seiner

Freunde hätte gemäßigt werden sollen, indem eben dadurch der unselige, gewiß nie genug zu beklagende Zwiespalt verschiedener Confessionen entstanden sei. Man schmeichelt sich so gerne mit dem Wahne einer milderen Auflösung des Knotens. In diese frommen Wünsche werden wir Alle von Herzen einstimmen, und indem wir die Religionsverhältnisse unserer Zeit und unserer Umgebung, wo uns Nichts abstoßend und mit grellen Contrasten berührt, als Maaßstab anlegen, treffen wir uns vielleicht manchmal auf dem Gedanken, daß die Reformation Luthers hätte einen ganz andern Gang nehmen oder gar unterbleiben sollen, daß ja statt der einen Autorität doch nur wieder eine andere aufgestellt worden wäre, daß ein Gewissenszwang hier eben so gut als dort statt finde, und daß die Moralität, auf die es in der Societät doch am meisten ankomme, eben auch nicht sonderlich gefördert worden sey. Diese irrthümliche und fehlerhafte Beurtheilung der Vergangenheit müssen wir vor allen Dingen aufgeben. Wenn irgend etwas nothwendig und unvermeidlich war, so war es die Reformation, wenn irgend jemals die Sprache die längst gehegten und gefühlten Bedürfnisse des Volkes aussprach, so that es die Sprache Luthers und der anderen Reformatoren. Nicht nach der milden und gemäßigten Gestalt unserer Zeit und unseres Landes müssen wir den Katholicismus beurtheilen, wir müssen uns erinnern, daß die Kirche damals keinen Gegensatz hatte, den sie zu berücksichtigen, vor dem sie so zu sagen sich in Acht zu nehmen hatte, wir müssen erwägen, daß die Reformation mittelbar auf ihren Gegner selbst eingewirkt, auf sein äusseres Auftreten gewiß Einfluß ausgeübt hat. Dasjenige, was uns zu Vertheidigung und Widerspruch nöthigt, giebt uns Anlaß unsere Stellung besser zu überschauen, ihre schwachen Seiten und Blößen besser zu decken, und uns überhaupt nach Außen würdiger hinzustellen. Daher — beiläufig gesagt — die katholische Kirche von der Reformationszeit an ebenfalls eine neue Zeitrechnung beginnt und zwischen ihrer Existenz vor und nach dem Tridentinischen Concilium einen wesentlichen Unterschied zu machen hat. Der Zustand der Kirche aber war beim Anfang des sechszehnten Jahrhunderts von der Art, daß eine Reforma-

tion nicht nur nothwendig und unvermeidlich war, sondern daß sie, um eine totale Regeneration der Kirche herbeizuführen, nur von Deutschland und zwar mit solchem Nachdruck und solcher Kraft ausgehen konnte.

Denn dieß zeigen die Verhältnisse der einzelnen Staaten Europas aufs deutlichste. In keinem Lande war durch Universitäten und durch geistige Bestrebungen in den Städten und im Adel so viel geistiges Leben verbreitet als in Deutschland; kein Land hat einen Ulrich Hutten, Franz von Sickingen, Hermann von Neuenar, Sebastian von Rotenhan, Conrad Peutinger, Wilibald Pirkheimer aufzuzeigen; wie noch heut zu Tage die Theilung Deutschlands in viele Staaten von verschiedener Größe zwar scheinbar die politische Intensität schwächt, aber dagegen die hohe Humanitäts-Bildung befördert, so war es schon damals. In Spanien war ein durch den Kampf mit den Mauren von Granada, die gerade in dem Jahr von der Entdeckung Amerikas unterworfen wurden, angeregtes kirchliches Hochgefühl, ein Fanatismus gegen jeden andersdenkenden, der durch die Inquisition, die damals mit ihrer größten Gewalt wirkte, und durch die anfangs nicht sowohl zur Entdeckung von Reichthümern und Goldgruben, sondern vielmehr zur Ausbreitung des Christenthums unternommenen Reisen und Seefahrten, nur gesteigert wurde; das Beispiel Spaniens ließ Portugal nicht zurückbleiben, man weiß, daß die spanische Infantin Isabella, Tochter Ferdinands des katholischen und Isabellas von Castilien, dem jungen 26jährigen König Portugals, Emanuel dem Glücklichen, ihre Hand (1497) nur unter der Bedingung reichte, daß er die Mauren und Juden aus Portugal vertrieb; nirgends konnten reformatorische Regungen weniger Eingang finden, als in diesen von alter Zeit her zum fanatischen Kampf gegen Saracenen und Juden bestimmten Ländern. Anders freilich war es in Italien, wo von den Mediceern in Florenz, von den Aragonesischen Königen Neapels, von den Viscontis in Mailand, von andern Herren und Gewalthabern, von den Päpsten selbst, von den Städten die Wissenschaften gehegt und gepflegt worden waren. Seitdem Petrarka und Boccaccio mit

Begeisterung für die Selbstständigkeit Italiens und für das Studium der Alten das Licht der Wissenschaften wieder angezündet hatten, seitdem hierauf die aus der Heimath flüchtigen Griechen am päpstlichen Hof, wo Nicolaus V. die vatikanische Bibliothek begründete, und in Florenz ihre Sprache und ihre Kenntnisse lehrten, seitdem Plato wieder hervorgeholt war als Gegner des im ganzen Mittelalter als einzige Richtschnur der Philosophie betrachteten Aristoteles; — seitdem war allerdings Italien allen andern Staaten an geistiger Bildung voraus und den Deutschen wenigstens gleich. Aber dessen ungeachtet war eine reformatorische Richtung in Italien doch nur spärlich, nicht so allgemein durchgreifend, alle Stände durchdringend wie in Deutschland, vorhanden. Bei dieser kommt es nicht blos auf den Geist an, der sich nöthigenfalls in der unfruchtbarsten Religionslehre zu behelfen und ein eigenes Gebäude aufzuführen wissen würde; das Gemüth hauptsächlich ist es, welches sich mit philosophischen Abstraktionen nicht abfinden kann, sondern für das Bedürfniß seines Herzens und seines Glaubens etwas Wahrhaftes und Solides sucht: eine Richtung, wodurch der treue, redliche Charakter des Deutschen sich jederzeit von dem Wälschen unterschieden hat. Wir wollen nicht geradezu behaupten, daß in Deutschland damals mehr populäre Bildung gewesen sei, daß die Masse des Volkes auf einer höhern Stufe der Kultur gestanden habe als in Italien, obgleich eben jene Erscheinung, die Reformation, dafür zu sprechen scheint, gewiß aber war die gelehrte Forschung, der sich die italienischen Philosophen und Theologen hingaben, etwas dem Volke ganz Fremdes, und selbst die reformatorischen oder häretischen Bewegungen, die besonders in Mittelitalien statt fanden, wodurch die Namen der beiden Socinus zuerst bekannt und verdächtig wurden, waren eigentlich nichts als eine jener geheimen Gesellschaften, deren Sitz Italien bis auf den heutigen Tag gewesen ist. Die Masse der Italiener war mit dem päpstlichen Regiment zu gut befreundet; die allgemeine Gesinnung kann man am besten aus jener Novelle des Boccaz abnehmen; wie dort der pariser Jude, der nach Rom gereist ist und das Sündenleben der dortigen Geistlichkeit mit eigenen Augen ge-

sehen hat, gerade deßwegen ein Christ wird, weil er sich überzeugt, daß eine Religion, welche selbst durch die ärgsten Laster und Greuel derjenigen, die an ihrer Spitze stehen, nicht erschüttert werden kann, wahrhaft göttlich seyn muß, so nahm die Masse an dem Sündenleben der Päpste und Cardinäle keinen Anstoß, man war das gewohnt, man nahm das nicht so arg auf, man hatte vielleicht sogar seinen eigenen Vortheil dabei, und der Druck der Hierarchie war für die Italiener nie so empfindlich als für Deutschland. Eben so war auch Frankreich nicht das Land, von dem eine Reformation ausgehen konnte. Dieses Reich, dessen Gelehrte und Geistliche hundert Jahre früher zur Zeit des kostnitzer Conciliums lauter als alle andern ihren Wunsch nach einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern ausgesprochen hatten, war unter allen Staaten am meisten zufrieden gestellt; es hatte durch das mit dem Papst abgeschlossene Concordat, auf dem die sogenannte gallikanische Kirche noch heut zu Tage beruht, eine Art von Beschränkung der päpstlichen Gewalt erreicht, die genügen konnte. In den südlichen Theilen regte sich zwar immer noch ein Rest jener alten durch Feuer und Schwerdt noch nicht ganz vertilgten Waldenser und Albigenser, aber während in einem zersplitterten Staatenverhältniß, wie es Deutschland darbot, solche Gährungsstoffe hätten bedenklich werden können, drückte die strenge Hand der nach absoluter Gewalt immer mehr strebenden Könige auch diese Regung zu Boden, die sich jedoch später von den bürgerlichen Unruhen unterstützt an die Reformation anlehnte. So war auch in England zwar schon seit Wikleff eine reformatorische Tendenz vorhanden, dennoch war sie so unbedeutend, daß ohne Heinrichs VIII. aus höchst unlautern Absichten hervorgegangenen Kampf gegen den Papst, bei der dem Engländer zum Bedürfniß gewordenen Beharrlichkeit beim Alten, Gewohnten, schwerlich an eine Reformation zu denken war, die von Heinrich zwar angeregt aber erst von seiner Tochter Elisabeth nicht ohne mannigfache politische Gründe befestigt wurde; wobei nicht zu übersehen ist, daß die schottische Kirche des Presbyterianismus die reinen Grundsätze der Reformation aufgenommen

hat, während die eigentliche englische Kirche eben so viel vom Katholicismus als vom Protestantismus an sich trägt. Von den nordischen Landen wurde die Reformation insgesammt mit Eifer aufgenommen, sie verhielten sich aber, mit Ausnahme Schottlands, wie im politischen so im wissenschaftlichen, nur empfänglich, ohne selbst einen bedeutenden Einfluß auf andere Länder auszuüben. Außer diesen Ländern kann von den Slavischen Reichen nur Polen in Betracht gezogen werden, das vermöge der dem Slaven eigenen Bildsamkeit und Fügsamkeit die neuen besonders aus Italien kommenden Ideen begierig aufnahm, und vermöge der dem Adeligen dort zustehenden Vorrechte im Lande selbst gegen Verfolgung schützte, übrigens aber nie producirend auftrat. Rußland eben erst aus der mongolischen Dienstbarkeit herausgetreten, befand sich unter despotischen Herrschern noch in ächt asiatischer Rohheit, welche die griechische Religion, die sich schon längst von Rom losgemacht hatte, zu heben am allerwenigsten geeignet war; nicht weniger barbarisch war Ungarn, das nur in einer fremden Sprache gebildet zu reden wußte. Der übrige Osten seufzte unter dem Joche der Türken und so blieb nur Deutschland das Land, das in jeder Hinsicht die Möglichkeit einer Reformation gewährte.

Die Reformation aber knüpfte sich an die Lehre vom Ablaß oder von der Vergebung der Sünden. In dem Maaße als der eigenthümliche Geist der Frömmigkeit, den man bei den großartigen das Mittelalter charakterisirenden Erscheinungen als das eigentliche Motiv annehmen darf, entflohen war, hatten sich an seine Stelle eine Reihe von Mitteln eingedrängt, wodurch wie durch ein Surrogat er conservirt und bei der Christenheit immer frisch geweckt werden sollte. So waren theils eigentliche Grundlehren, das Dogma von der Wandlung im Abendmahle, von dem Fegfeuer, von der Ohrenbeichte, theils neue Feste, wie Frohnleichnamsfest und andere, festgesetzt worden; theils wurden auch solche Einrichtungen wichtig, die sich noch mehr auf den Gebrauch und das Herkommen als auf eine eigentliche kirchliche Lehre stützten. So war der Glaube an die Wunderthätigkeit der Reliquien, die man seit den Wallfahrten nach Pa-

läſtina von dorther in Maſſe nach Europa einführte, bis zu einer Abſurdität gewachſen, von welcher Proben zu geben man ſich enthalten muß, um nicht in den Verdacht zu gerathen, als wolle man mit den heiligſten Dingen ein Geſpötte treiben; ſo war die Wunderthätigkeit des Glaubens an das Kreuz um 1450 von jenem Johannes de Capiſtrano durch Italien und einen großen Theil Deutſchlands in der Art ausgebreitet worden, daß der Gedanke, ſelbſt der ruchloſeſte Sünder könne ſelig werden, wenn er nur dem Bild des Gekreuzigten ſeine Ehrfurcht zu beweiſen niemals unterlaſſe, ganz nahe liegen mußte; wie wir dieſen Gedanken auch in Calderon's Andacht zum Kreuze vollkommen ausgedrückt ſehen; ſo waren zufällige Umſtände benutzt worden, um das Abendmahl nur in einer Geſtalt auszutheilen und dadurch den Vorzug des prieſterlichen Standes in ein rechtes Licht zu ſetzen; ſo war endlich auch die Lehre vom Ablaß auf eine ihrem Urſprung ganz entfremdete Weiſe umgeſtaltet worden. Früher hatte man nämlich unter Ablaß nichts als eine Milderung oder auch Abſtellung der kirchlichen Strafen verſtanden, welche von der Geiſtlichkeit für begangene Sünden verhängt worden waren und ſtatt welcher man ſogenannte gute Werke, als Genugthuung oder Gegenleiſtung auflegte; d. h. ſolche durch die man vor Gott gerecht werde, Erlaſſung aller Strafen erlange und die ewige Seligkeit verdiene. Solche guten Werke ſind theils von Gott geboten, wie Gebet — insbeſondere alſo die Meſſe, — Faſten und Almoſen, oder von Gott nur angerathen, eine verſtärkte Ausübung ebenderſelben, die einen höhern Grad von Gnade bei Gott zu verſchaffen vermag, theils von der Kirche geboten, wie überhaupt die Beobachtung aller kirchlichen Gebräuche, oder nur von derſelben angerathen und auch aus eigener Frömmigkeit unternommen, wie Eheloſigkeit, Pilgerfahrt, das Auflegen ungewöhnlicher Beſchwerden. Solche gute Werke galten nun als Aequivalent für eine früher in körperlicher Züchtigung oder kirchlicher Beſchimpfung beſtandenen Buße, ſeit den Kreuzzügen war aber auch die Anſicht aufgekommen, daß auch Zahlung einer Geldſumme, die zu einer religiöſen Abſicht verwendet würde, ein ſolches gutes Werk wäre. Da

nun eben zu der Zeit die Lehre von diesem Nachlaß der Strafen auch auf die nach dem Tode zu erleidenden ausgedehnt worden war, und sowohl das Fegfeuer als das höllische Feuer mit aller Kraft der Beredtsamkeit geschildert wurde, so ist es begreiflich, wie der Einzelne alles aufbot um Befreiung von diesem jammervollen Zustande zu erlangen. Auf eine consequente Weise hatte man aber, um diesen Wunsch der Einzelnen vollständig befriedigen zu können, die Lehre von dem reichen Gnadenschatze der Kirche aufgebracht: die Kirche, hieß es nämlich, befinde sich im Besitze der von Jesu, den Aposteln, Heiligen, Märtyrern und andern frommen Menschen in Ueberfluß vollbrachten guten Werke, von denen nun Denjenigen, welchen es daran gebrach, abgegeben wurde. Ursprünglich hieß es, dieser Schatz sei blos in Rom zu haben und daselbst an die Kirchen und Kapellen so vertheilt, daß z. B. die Laterankirche allein so viel Ablaßtage habe, als in einem drei Tage und drei Nächte anhaltenden Regen Tropfen vom Himmel fallen können, alle zusammen aber soviel, daß nur Gott sie zählen könne. Um sich diesen Ablaß aber zu verschaffen, war die Wallfahrt nach Rom im Jahr 1300 von Bonifacius VIII. zuerst eingeführt worden, und man hatte dieses höchst einträgliche Jubelfest allmählich auf 25 jährige Termine gesetzt; weil aber doch nicht alle nach Rom pilgern konnten, verkaufte man den Ablaß auch auswärts. Ausgegeben nämlich oder verkauft wurde dieser Ablaß nach der Zeit, so daß man auf 40 oder 100 Tage oder 1 Jahr oder 7 Jahre oder vollkommen, was blos der Papst oder dessen Bevollmächtigte thun konnten, von aller Strafe losgesprochen seyn sollte. Allerdings war aber dabei weder die Beichte noch eine reuige Gesinnung aufgehoben, allein da der ganze Ablaß nur als ein Mittel der Besteuerung gebraucht wurde, so kümmerte sich um die von der Kirche verlangte Bußfertigkeit weder der Verkäufer noch der Käufer. Man muß nämlich auch noch berücksichtigen, daß, wie man heut zu Tage eine Tranksteuer, einen Bierpfennig oder Brodpfennig auflegt, man im Mittelalter bei noch nicht so ausgebildetem Finanzsystem sich vom Papst für irgend einen Zweck weltlicher Art einen Ablaß ertheilen ließ, den man hernach mit

dem Papste theilte. So hatte man sich beim Bau des neuen Spitals über die Pegnitz zu Nürnberg (1489) vom Papst Innocenz VIII. einen Ablaß geben lassen, und noch im ersten Jahr der Reformation (1517) gab Papst Leo X. zu gleichem Behuf allen rechtgläubigen Christen, die binnen Lätare und Ostern entweder in S. Sebalds-Kirche oder in der zum heiligen Geist in den daselbst aufgestellten Stock so viel einlegen würden als sie an einem Tag an Zehrung verbrauchten, einen vollgültigen Ablaß. Die großen Bauten, die aus solchen Mitteln aufgeführt wurden, sind der deutlichste Beweis, daß sich immer Kauflustige fanden und daß der Geist der Zeit damals ein ganz anderer war als heutzutage. Wenn der Luther nicht gekommen wäre, sagte der Abt von Neuhaus, wir wollten die Bauern überredet haben, daß sie am Freitag vor Heiligkeit Heu gefressen hätten.

Indessen fehlt es auch nicht an Beispielen, daß solche Ablaßprediger schlechte Geschäfte machten, und es kam ausser der Erlaubniß der Landesregierung, die sich mitunter der Predigt des Ablasses widersetzte, hauptsächlich auch darauf an, daß der mit dem Verkauf der Waare beauftragte Mann dieselbe gehörig anzupreisen und herauszustreichen wußte. Unter diese ganz besonders guten Clamanten, wie sie Luther nennt, gehörte Johann Tetzel, ein Dominikaner-Mönch, welchen der Kurfürst Albrecht von Mainz mit der Einsammlung des Ablasses, dessen Ertrag der Papst Leo X. der Sage nach als Heirathsgut für seine Schwester Magdalena, auf jeden Fall aber für seine Familie bestimmte, beauftragt hatte. Dieser Tetzel, ein notorisch schlechter und unverschämter Geselle, trieb sein Gewerbe auf die empörendste Weise. Er pflegte zu sagen: er könne mit seinem Ablaß selbst denen die Sünde vergeben, welche sich an der Mutter Gottes vergriffen hätten; sein Kreuz, das er mit des Papstes Wappen und Fahne in der Kirche aufrichtete, sei gerade so gut als das Kreuz Christi; er habe mehr Seelen mit seinem Ablaß erlöset als Petrus mit seinen Predigten; so wie der Pfennig im Kasten kling, die Seele aus dem Fegfeuer spring; durch den Ablaß werde der Mensch mit Gott versöhnet und brauche weder Buße noch Reue; sein Ablaß gelte auch für künftige

Sünden. Mit seinen Ablaßzetteln nun kamen Landleute nach Wittenberg in den Beichtstuhl, beichteten ihre Sünden, wollten aber, da sie von dem Beichtiger zur Reue und Abstellung ihrer Sünden aufgefordert wurden, davon nichts wissen, und wie derselbe sich weigerte sie zu absolviren, so gingen sie zu Tetzel und führten Klage. Tetzel drohte dem Beichtiger mit dem Feuer des für Ketzer bestimmten Scheiterhaufens. Der Beichtiger aber war Martin Luther. —

Dieser, der Sohn eines Bauern und Bergmann zu Möhra im Mannsfeldischen, geboren den 10. November 1483 zu Eisleben, erzogen in Strenge und Entbehrung ländlicher Armuth, dann zum gelehrten Stande bestimmt, hatte sich, während er zu Erfurt studierte, durch gewaltige Eindrücke in seiner nächsten Umgebung veranlaßt, 22 Jahre alt in das Augustinerkloster alldort begeben, und sich mit allem Eifer eines strebenden und durch und durch frommen Gemüths auf das Studium der Theologie geworfen. Er war schon zwei Jahre im Kloster als er (1507) die erste vollständige Bibel zu Gesicht bekam. Sein Provinzial Dr. Staupitz, der ihm gewogen war und ihn nicht in dem engen Raum eines Klosters zu Grunde gehen lassen wollte, hatte ihn dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen als Professor (1508) an die neuerrichtete Universität Wittenberg empfohlen; in diesem freieren Wirkungskreise hatten sich bei ihm bereits Zweifel gegen die herrschende Lehre und die Ansicht, daß man nur die Bibel zur Grundlage der kirchlichen Lehre machen müsse, entwickelt. Sein Leben war streng, nur den Ordenspflichten und dem Studium gewidmet; Musik seine einzige Erholung. Seine ungeheuchelte Inbrunst zog ihm zu Rom, wohin er (1510) im Auftrag seines Ordens ging, von den dortigen Mönchen Spott und Verachtung zu. Zwischen den Dominikanern, zu denen Tetzel gehörte, und den Augustinern bestand seit alter Zeit Eifersucht und Neid, der sich von Zeit zu Zeit in Disputationen Luft machte. Nachdem daher Luther sich anfangs vergeblich an die benachbarten Bischöffe, ja an den Kurfürsten Albrecht selbst, mit der Bitte gewendet hatte, dem Unfug Tetzels ein Ende zu machen, schlug er

1517 Okt. 31. an der Wittenberger Schloßkirche 95 Thesen gegen den Ablaß an als eine Herausforderung für Tetzel zu einer Disputation. In diesen stellt er hauptsächlich die Behauptung auf, daß kein Geistlicher, selbst nicht der Papst, sondern nur Gott die Sünde vergebe, und zwar nur durch Reue und Buße, welche Art der Buße der Papst, als etwas heilsames, keinem nachlassen könne, sondern nur die kirchlichen Strafen. Diese seyen aber schlechterdings nur im Leben sowohl aufzulegen als abzuthun, und die statt des Fegfeuers bestimmten Bußen fielen also von selbst weg. Was aber an den guten Werken als Kirchenbuße auferlegt werde, könne, in so fern es heilsam sei, auch nicht wegfallen. Folglich sei das Evangelium oder die Gnade Gottes der wahre Schatz der Kirche, der Ablaß hingegen nur ein Netz um Geld zu fischen, der den Laien ein schweres Aergerniß gebe. Mit diesen Sätzen beginnt der ungeheure, von Luther in seinem ganzen Umfang damals noch gar nicht geahnte Kampf.

Denn er hatte in diesen Thesen noch nicht die entfernte Absicht, gegen den Papst aufzutreten; nur der Mißbrauch des Ablasses war es, den er bestritt. Nun aber trieb die rohe und übermüthige Art seiner Gegner, welche ihn nicht mit Gründen, sondern mit Schimpfreden und Grobheiten zum Schweigen bringen wollten, immer zu weitern Schritten. Ganz Deutschland nahm an dem Streite Interesse, die Sätze Luthers, so sehr hatten sie eine allgemeingefühlte Beschwerde ausgesprochen, hatten binnen vierzehn Tagen Deutschland, binnen vier Wochen die ganze Christenheit durchlaufen; so schnell wirkte schon damals die Presse. Auf der einen Seite sprachen sich die Universitäten Cöln, Löwen, Ingolstadt und andere gegen ihn aus, auf der andern hatte er alle strebenden Geister seiner Zeit für sich, Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten, den Nürnberger Meistersänger Hans Sachs, alle die mit dem Volk lebten und fühlten. Seine Gegner, besonders der Ingolstädter Dr. Eck, auch eines Bauern Sohn, ein in seiner Art gelehrter Mann, nöthigten ihn zu tieferen Untersuchungen, zu gründlicher Erörterung seiner Ansicht. Als er vor dem Cardinal Cajetan zu Augsburg 1518 erschien und seine Lehre widerrufen sollte, weigerte er sich dieß

zu thun, er werde denn aus der Bibel überführt, und als er in einer Disputation zu Leipzig 1519 von dem Johann Eck überführt wurde, er predige Grundsätze gleich denen des Huß und des Hieronymus, stand er nicht an, sich auch gegen die Unfehlbarkeit des Concils, welches diese Männer als Ketzer verurtheilt hatte, zu erklären. Nun reiste sein Gegner selbst nach Rom und wirkte beim Papst eine Verdammungsbulle aus, mit der man das Uebel im Keim zu ersticken gedachte, aber es war umsonst. Der päpstliche Legat wurde mit seiner Bulle übel aufgenommen, er durfte an vielen Orten sie nicht anschlagen, in Erfurt rissen die Studenten die gedruckten Exemplare in Stücke und warfen sie ins Wasser, Luther selbst aber, zur gerechten Vergeltung der zu Cöln, Löwen und Mainz mit seinen Schriften angestellten Autodafes, verbrannte 1520 Dec. 10. vor dem Elsterthor zu Wittenberg die päpstliche Bulle, das kanonische (kirchliche) Recht und mehrere Schriften seiner Gegner. Mit dieser Handlung war der Bruch zwischen ihm und der römischen Kirche entschieden, nun war an keine Aussöhnung, an keine Rückkehr in den Schooß der römischen Kirche ferner zu denken.

Es läßt sich schon aus diesem Hergang der Dinge abnehmen, daß es eine ganz falsche Ansicht war, wenn man in diesen Ereignissen einen bloßen Mönchsstreit erkennen wollte; es war vielmehr ein Volksstreit, an dem ohne Frage der größte Theil der Deutschen für Luther in die Schranken trat, froh, daß die unaufhörlich gerügten Bedrückungen Roms endlich einmal laut und öffentlich zur Sprache gebracht worden waren. Den Fortgang der Sache begünstigte aber der politische Zustand Deutschlands ganz vorzüglich. Kaiser Maximilian I. war 1519 Jan. 20. gestorben und nach einem mehrmonatlichen Zwischenreich war sein Enkel Karl, König von Spanien, ein junger Mann von 19 Jahren, gewählt worden. Während der Zwischenzeit hatte Luthers Landesherr, Friedrich der Weise, das Reichsvikariat geführt, ein Mann, den man sogar der Krone für würdig hielt, und den sowohl der Papst als der junge Kaiser alle Ursache hatte, sich gewogen zu erhalten. Aus diesem Grunde waren die päpstlichen Gebote von keinem weltlichen Nachdruck unterstützt

worden, und wie sehr man die lutherische Sache für eine hochwichtige ansah, wie sehr auch Karl von Spanien es für nöthig hielt, der deutschen Nation willfährig zu seyn, zeigte sich darin, daß er den Martin Luther, obwohl dieser bereits in des Papstes Bann war, dennoch vorlud, auf dem ersten Reichstag, der ausnahmsweise nicht zu Nürnberg, sondern zu Worms (1521) gehalten wurde, persönlich vor ihm zu erscheinen und sich zu rechtfertigen. So hatten sich seit hundert Jahren die Dinge geändert, daß an einen Bruch des zur Erscheinung in Worms nöthigen freien Geleites nun nicht mehr zu denken war, und Karl selbst den Deutschen dadurch, daß er hier sein Wort hielt, zeigen wollte, daß man auch in andern Dingen auf sein Wort würde bauen können.

Denn der junge Kaiser von hochstrebendem Gemüth, wie sein Wahlspruch **Plus ultra** (immer vorwärts) zu erkennen giebt, der Herr Oesterreichs, der Niederlande, Spaniens, Oberitaliens und Neapels nebst Sicilien, dazu der eben erst entdeckten weiten Strecken Amerikas, hatte zwei Gegner, die seine ganze Regierung hindurch ihm im Wege standen und an der Erreichung seiner Plane hinderten, den König von Frankreich und den Sultan, beides Gegner, die nicht zu verachten waren. Franz **I.** besaß bei großem Leichtsinn und landesüblicher Falschheit die Ritterlichkeit des äußern Betragens und des Muthes in Gefahren, die uns als die erste Zierde des Mannes erscheint und durch deren Glanz man selbst über wirkliche Laster sich die Augen blenden läßt; er behauptete Ansprüche auf Mailand zu haben und der Krieg hierüber war im Ausbruch. Soliman, eigentlich der größte Fürst, den das türkische Reich je gehabt hat und auch des Ruhms eines Begründers seiner Herrschaft würdig, nicht blos ein Eroberer, strebte nach dem Besitz Ungarns, dessen König mit dem österreichischen Hause eng verwandt war und in Erbverbrüderung stand. Die Angriffe dieser beiden Fürsten hemmten die ganze Zeit von Karls Regierung sein Bestreben sich zum unumschränkten Herrn seiner Länder, insbesondere des deutschen Landes, zu machen. Hier traf er noch überdieß auf die Reformation, die zwar eigentlich nur nebenher, nur ausnahmsweise auf dem Reichstag besprochen werden sollte,

die

die aber doch ohne alle Frage das für alle Zeiten Wesentliche seyn sollte.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, wie Luther die Vorladung nach Worms mit der größten Festigkeit empfing; es war noch nicht gewiß ob ihn Karl nicht nach Siegmunds Beispiel als überführten Ketzer dem geistlichen Gerichte überantworten würde; seine Aeußerung, er würde nach Worms gehen und seyen so viel Teufel daselbst als Ziegel auf den Dächern, ist eines seiner bekanntesten Worte. Auch von Andern wurde sein Schritt als das was er war, als eine Heldenthat, gewürdigt, und wie er Nachmittags am 17. April durch den Reichserbmarschall von Pappenheim in den Saal vor die Reichsversammlung und den Kaiser eingeführt wurde, klopfte ihm der berühmte Georg von Freundsberg, des Kaisers Kriegsoberster, auf die Schulter und sagte: „Münchlein, Münchlein, du gehest jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Obrister auch in der allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur gewiß, Gott wird dich nicht verlassen.“ Diesen festen Muth bewies er auch, als er nun befragt wurde, ob die Bücher, die man ihm zeigte, die seinigen seyen und ob er was darin enthalten widerrufen wolle? Auch seine hierauf gegebene Antwort: es sey denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift überwunden werde, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun! Hier steh ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen — darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Und mit dieser Festigkeit bekam die Reformation auch ihre eigentliche Bestätigung. Luthers Auftreten zu Worms erhub seine Sache zu einer Sache der deutschen Nation und die Reformation nahm nun ungehindert ihren Gang.

Denn Karl erklärte zwar durch den Reichstagsabschied vom 26. Mai, das sogenannte Wormser Edict, den bereits am 25. April abgereisten und von Kurfürst Friedrich in sichern Gewahrsam auf die Wartburg gebrachten Luther, in die Acht und Aber-Acht des Reiches, verbot alle seine

Schriften, und belegte seine Anhänger mit gleicher Strafe, aber dieser Reichstagsbeschluß wurde nie vollzogen. Karl selbst verließ nämlich sogleich nach dem Reichstag das deutsche Land und begab sich über die Niederlande nach Spanien, von wo er erst neun Jahre später Deutschland wieder betrat. Aber wie hat er es wieder gefunden!

Während Karl gegen Frankreich Krieg führte, den König Franz bei Pavia (1525) in Gefangenschaft bekam, und ihm einen Frieden abnöthigte, den zu halten Franz schon im Voraus vom Papst dispensirt war, während von den spanischen und deutschen Truppen, welche ihre Anführer, Georg von Freundsberg und Herzog Karl von Bourbon, nicht bändigen konnten, der Papst Clemens **VII.** (1527) mit Krieg überzogen, Rom erstürmt, der Papst in der Engelsburg belagert und genöthigt wurde, sich mit Geld zu lösen, worauf dennoch Karl sich mit Clemens wieder aussöhnte und von ihm (1530) die Kaiserkrone erhielt, die nach ihm keinem deutschen Kaiser mehr durch die Hand des Papstes aufgesetzt worden ist, ging die Reformation in Deutschland fast ungehindert ihren Gang. In den meisten Ländern und Städten — nur Oesterreich und Bayern, einen Theil Sachsens und Brandenburg ausgenommen, wurden die kirchlichen Ceremonien beschränkt, das Abendmahl in beiderlei Gestalt ausgetheilt, die überflüssigen Feiertage abgeschafft, für ordentliche regelmäßige Predigt gesorgt, und ein zweckmäßiger Unterricht der Jugend angeordnet. In allen diesen Dingen konnte zunächst noch keine Gleichmäßigkeit statt finden, an dem einen Orte wurde mehr, an dem andern weniger von den alten Ceremonien beibehalten. Als Beispiel ging Kursachsen voran, ihm folgte Hessen, dessen eifriger Landgraf Philipp mit dem größten Feuer die neue Lehre ergriffen hatte. Da aber mit dem bloßen Angriff auf den Ablaß und auf die Autorität des Papstes, in dem nun Luther am liebsten den Antichrist erblickte, noch zu wenig gethan war, und die bloße Lehre von der christlichen Freiheit sehr gefährliche Mißverständnisse erregen konnte, Mißverständnisse solcher Art, wie sie sich in dem furchtbaren Bauernkrieg (1524 — 1525) zeigten, den zwar der barbarische und ungerechte Druck her-

vorgerufen hatte, unter welchem, in Schwaben, Franken und Thüringen diese armen Leute schmachteten, der aber durch die Lehren solcher Fanatiker, wie Thomas Münzer war, genährt wurde, so war es höchst nothwendig, daß die neue kirchliche Genossenschaft einen bestimmten Anhaltspunkt ihres Glaubens erhielt. Und auch diesen erhielt sie durch Luther. Erstens durch seine Bibelübersetzung, die nicht zwar die erste in deutscher Sprache ist, indem schon vorher mehrere erschienen waren, auch nicht eine ganz fehlerfreie, aber durch Kraft und Mark der Sprache und den durchweg religiösinnigen Sinn, der sie durchdringt, die beste von allen; man fühlt ihr an, daß sie mit Begeisterung gemacht ist. Hier hatte nun jeder das kostbarste Document, auf welches allein die ganze Glaubenslehre gestützt werden konnte, in seinen Händen. Von der durch Luther 1521 begonnenen Uebersetzung erschien das neue Testament 1523, das alte Testament von da an bis 1534, mit welchem Jahre sie beendigt war. Zweitens aber durch seinen (1528) herausgegebenen Katechismus, der sowohl für die Pfarrer als für die Gemeinden ein dringendes Bedürfniß war; denn nun erst konnten diese wissen, was sie glauben, jene was sie lehren sollten. Nimmt man dazu die von ihm auf den Kirchengesang gewendete Aufmerksamkeit, wie denn sein herrliches Lied: Eine feste Burg ist unser Gott, noch gegenwärtig alle Herzen erhebt und stärkt, und seine Sorgfalt, daß zweckmäßige Schulen errichtet würden, wozu aus den eingezogenen Klöstern und andern geistlichen Pfründen die Mittel genommen wurden, so haben wir wenigstens einige Anhaltspunkte, um den ausserordentlichen Einfluß des Mannes auch auf Bildung unserer Tage einigermaßen zu würdigen. Daß er im Bekämpfen aller blos von Rom ausgegangenen Satzung auch die erst vom Papst Gregor VII. aufgestellte Lehre des Cölibats für unverbindlich erklärte, und, wie auch schon früher als Luther ein Paar andere Geistliche gethan hatten, ein Weib nahm, die frühere Nonne Catharina von Bora (1525), brauche ich als ganz bekannt kaum zu erwähnen.

Gegen alle diese Dinge sollte die von Karl V. zurückgelassene Reichsverwaltung, an deren Spitze sein Bruder Fer-

dinand stand, freilich einschreiten, aber was ließ sich anfangen gegen die ersten Fürsten des Reichs! gegen trotzige, entschlossene Bürger der Städte, denen der Zauber der neuen Lehre eine Festigkeit und Beharrlichkeit verlieh, wie man sie stets nur in solchen Momenten der Geschichte antrifft. War es ja nicht einmal möglich, das Wormser Edict zu handhaben! Nur in Bayern, wo sich der Dr. Eck das Amt eines päpstlichen Ketzerrichters hatte übertragen lassen, fand eine zuweilen auch blutige Verfolgung der Lutherischgesinnten statt, und etwa im sächsischen Antheil des Herzogs Georg und in Braunschweig. Luther selbst aber lebte und schrieb unangefochten in Wittenberg und eben so seine Freunde und Schüler. Nur auf den Reichstagen wurde die Haltung des Wormser Edicts immer besprochen, bis endlich vor wichtigeren Fragen nicht mehr daran gedacht wurde.

Die Einziehung der Klöster und Pfründen gab nämlich, indem jedes Kloster auch wenn es ausgestorben war doch von dem ganzen Orden als Eigenthum angesprochen wurde, zu rechtlichen Klagen Anlaß, die vor dem Reichskammergericht angebracht und von diesem in der Regel zu Gunsten der Kläger entschieden wurden. Da aber die Exekution des Urtheils damit noch nicht vollzogen war, so reihten sich immer neue Beschwerden daran, und es läßt sich wohl annehmen, daß von beiden Parteien Recht und Unrecht gleich mag gewesen seyn. Waren auf der einen Seite die Lutherischgesinnten vorschnell mit der Einziehung von Klöstern, so war auf der andern Seite das Kammergericht partheiisch; und unter diesen Umständen war an kein Nachgeben zu denken.

Da brachte ein Gerücht, als hätte sich der König Ferdinand mit den Herzogen von Bayern und anderen getreuen Anhängern der alten Lehre verbunden um die Lutherischgesinnten plötzlich zu bekriegen; diese insbesondere den heftigen Landgrafen von Hessen zu kriegerischen Rüstungen, die zwar, als der Ungrund des Gerüchts nachgewiesen wurde, keine weitere Folge hatten, aber seit diesem Packischen Handel standen doch die Anhänger der Reformation schon feindlich als eine Partei den Anhängern der alten Lehre

entgegen; es fehlte nur noch der eigentliche Parteiname. Auch diesen erhielten sie im nächsten Jahre (1529), als sie auf dem Reichstag zu Speier gegen den Reichstagsbeschluß, die neue Lehre solle nicht weiter ausgebreitet werden und nur da bleiben, wo sie ohne Aufruhr nicht abgeschafft werden könne, eine Protestation einlegten, indem sie unter andern Motiven anführten, es sei nicht ihre Schuld, wenn die von Allen gewünschte allgemeine Kirchenversammlung nicht zu Stande gekommen sei, und es sei unbillig, neben dem gereinigten Gottesdienste die, erwiesen gottlose, Messe zur Verwirrung der Gemüther bestehen zu lassen: solche Beschlüsse könnten nicht durch Mehrheit, nur durch Einstimmigkeit der Gemüther gefaßt werden. Diese protestirenden Stände waren der Churfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen, die Herzoge von Lüneburg, der Fürst Wolfgang von Anhalt, die Städte Straßburg, Ulm, Konstanz, Lindau, Nürnberg, Reutlingen, Memmingen, Heilbronn, Nördlingen u. a.

Und nun kehrte der Kaiser aus Italien, wo ihm Papst Clemens zu Bologna die Kaiserkrone aufgesetzt hatte, nach Deutschland zurück, um, wie es hieß, mit Güte oder Gewalt die Lutheraner dem römischen Stuhl wieder zu unterwerfen. Aber er würde einen harten Kampf gefunden haben, war ja sogar unter den Protestanten, die obschon die Minderzahl durch die Vereinigung zu einer gemeinsamen Sache vor den Gegnern viel voraus hatten, davon die Rede gewesen, ihn gar nicht über die Alpen zu lassen. Welcher Unterschied zwischen jenem Reichstag zu Worms und dem zu Augsburg? Dort ein einziger Mann, der mehr des Scheins wegen, um der deutschen Nation nicht wehe zu thun, vorgefordert und befragt wird, ob er widerrufen wolle oder nicht, und dem, als er ungebeugt und unerschüttert die bekannte Antwort gab, die weder Hörner noch Zähne hatte, die Achtserklärung auf dem Fuße nachfolgt und ihn für vogelfrei erklärt. Hier mehrere mächtige Fürsten des Reichs, große durch Handel und Gewerbfleiß blühende Städte, die den geächteten gebannten Mann zu ihrem Lehrer erkoren zu haben sich nicht schämten und es dem Kaiser offen erklärten; sie weigerten sich dem Meßopfer und den katholischen Festaufzü-

gen beizuwohnen; der Kurfürst von Sachsen vollzog sein Amt dem Kaiser bei der Messe das Schwerdt vorzutragen, ausdrücklich nur als eine Reichspflicht, nicht als eine religiöse Handlung; von Einzelnen mußte der Kaiser Aeußerungen des Religionseifers hören, die seinem leidenschaftlosen besonnenen Wesen ganz befremdend vorkommen mußten. Alle andere Reichsangelegenheiten mußten den religiösen Fragen weichen und der Kaiser mußte das Glaubensbekenntniß der Protestanten (1530 Jun. 25.) sich vorlesen lassen.

Dieses hatte Melanchthon verfaßt, eigentlich Philipp Schwarzerd, geboren (1497) zu Bretten in der Rheinpfalz, Sohn eines geschickten Waffenschmieds. Schon im vierzehnten Jahre war er wegen seiner ungemeinen Gelehrsamkeit berühmt, sein Freund und Gönner Reuchlin empfahl ihn nach Wittenberg, von wo aus er der eigentliche Vater aller deutschen Gelehrsamkeit wurde. Um siebenzehn Jahre jünger als Luther war er dessen treuer Gehülfe bei den gelehrten Arbeiten, welche die Reformation erheischte; während Luther mit Heftigkeit, Derbheit, und Grobheit seinen Gegner darniederschlug, eignete sich die feine, schüchterne, und selbst den Gegnern nicht unangenehme Natur Melanchthons zu allen versöhnenden und mildernden Aufgaben, die im Laufe der Reformation vorkamen. Daher ihm nun auch die Ausarbeitung des nach der Stadt Augsburg genannten Bekenntnisses übertragen wurde, die man für nothwendig fand theils um unter sich selbst endlich einmal eine gewisse Gleichheit auch äußerlich herzustellen, theils um den Einwürfen der Gegner, man hege Irrthümer verderblicher Art, am schlagendsten zu begegnen, theils endlich, um den Wunsch des Kaisers, die eigentliche Lehre der Protestanten kennen zu lernen, zu erfüllen.

Mit dieser Augsburger Confession ward eigentlich die Reformation in Deutschland vollendet; was nachher durch die Concordienformel, durch den Heidelberger Katechismus hinzugethan wurde, erhielt nicht mehr allgemeine Genehmigung. In doktrineller Ausbildung ließ sich nun kaum etwas mehr hinzufügen; die Lehre war fertig und abgeschlossen binnen neun Jahren war die lutherische Lehre in rascher Blüthe, begünstigt von den vortheilhaftesten Umständen, zu

vollkommener Ausbildung gediehen. Was weiter nun zu erwähnen bleibt, betrifft blos die politische Stellung der neuen kirchlichen Partei gegenüber den Katholiken und dem Kaiser.

Es war schon viel, daß Karl die offenbare Widersetzlichkeit gegen sein Gebot zu Worms verzieh, noch mehr, daß er auch jetzt noch Nachsicht eintreten ließ. Denn man muß nicht wähnen, die Confession habe auf ihn diesen Eindruck gemacht. Aber der Kaiser war selbst der Ueberzeugung, daß von Seiten der Kirche den vielen auch von Seiten der Katholiken erhobenen Klagen etwas nachgegeben werden müsse, und für das einzige Mittel hiezu hielt er, wie fast alle seine Zeitgenossen, wie im Anfang auch Luther gethan hatte, eine Kirchenversammlung. Zu dieser nun den Papst zu bewegen, gab er sich alle mögliche, ernstliche Mühe; die Aussicht auf ein Concil veranlaßte auch den ersten zu Nürnberg 1532 geschlossenen Religionsfrieden; doch verzog sich durch Abneigung des Papstes und heimliche Einwirkung Frankreichs das Concil von Jahr zu Jahr.

Indessen war im politischen Verhältniß der Parteien eine bedeutende Aenderung vorgegangen. Mißtrauen gegen den Kaiser hatte einen Theil der Protestanten zu dem Schmalkaldischen Bündniß (1530) bewogen; bald darauf hatte der Landgraf von Hessen seinen Schwager Ulrich von Würtemberg mit Gewalt wieder in den Besitz seines Landes verholfen; zwischen ihm und dem Kurfürsten von Sachsen einerseits und dem Herzog Heinrich von Braunschweig andererseits entspann sich bald der heftigste Zwist, der erst in Schmähschriften sich Luft machte, dann als Heinrich gegen Goslar und andere Städte der augsburgischen Confession sich gewaltsam bewies, einen Krieg herbeiführte, in welchem der Kurfürst und der Landgraf, als Häupter des schmalkaldischen Bundes, den Herzog Heinrich erst (1542) aus seinem Lande jagten und als er wieder kam, schlugen (1545) und gefangen nahmen. Wie konnte der Kaiser solche Gewaltthaten, solche eigenmächtige Handlungen dulden? Er welcher gegen Tunis und Algier für die Ehre der Christenheit gekämpft hatte, sollte in seinem Reiche solche Ungebühr, solche Widerspenstigkeit dulden! Und nun hatte er endlich wirklich den Papst

Paul III. zur Ausschreibung des Concils von Trident auf 1546 bewogen, und nun machten die Protestanten solche Bedingungen, daß man deutlich sah, sie wollten auch das Concil nicht anerkennen.

Da kam es nothwendig zum innern Kriege. Luther erlebte ihn nicht mehr, er war zu Eisleben (1546 Febr. 18.) gestorben, nach wohl vollbrachtem Tagewerk. Erst im darauf folgenden Sommer begann der Krieg, den der schmalkaldische Bund anfangs mit Ueberlegenheit führte, bald aber alle Uebel eines in sich uneinigen und widersprechenden Regiments empfand. Schon der erste Feldzug endigte (1546) mit der gänzlichen Unterwerfung Oberdeutschlands, der zweite löste durch die Niederlage und Gefangennehmung des Kurfürsten bei Mühlberg (1547 April 24) und die hinterlistige Gefangennehmung des Landgrafen in Halle (Jun. 19.) den ganzen schmalkaldischen Bund auf. Es war aber nicht ein gegen die Protestanten sondern nur gegen einzelne dem Kaiser widerspenstige Stände geführter Krieg. Vielmehr waren eifrige Protestanten selbst auf der Seite des Kaisers.

Daß es dem Kaiser auch jetzt noch mit der Abstellung der kirchlichen Beschwerden Ernst war, beweist das auf sein Geheiß verfaßte Interim, welches einstweilen bis von dem Concil, das auseinander gesprengt worden war, eine Reformation vorgenommen würde, als Glaubensnorm gelten sollte; daß dieses den Protestanten nicht genügte, weil es außer der Erlaubniß des Abendmahls in beiden Gestalten und der einstweiligen Genehmigung der bereits geschlossenen Priesterehen nichts von den Grundsätzen der Reformation enthielt, war nicht Karls Schuld. Er glaubte vielmehr das Beste Deutschlands nicht nur gewollt sondern auch ernstlich bewirkt zu haben, und dieß auch durch die Gefangenhaltung der beiden schmalkaldischen Bundeshäupter, durch welche er die Ruhe am meisten gefährdet glaubte. Er hatte den Sieg hauptsächlich durch seine Spanier, deren Führer der berühmte Herzog von Alba war, erlangt, und es leidet wohl keinen Zweifel, daß er nun in der Achtung der deutschen Freiheit weniger sorgsam und insbesondere gegen den Einfluß der Spanier weniger abwehrend sich benommen habe.

Unter diesen Umständen hielt Moritz von Sachsen, dem der Kaiser die durch die Achtserklärung des vorigen Kurfürsten verwirkte Kurwürde verliehen hatte, sich für verpflichtet, seinem Vaterland und seinen Glaubensgenossen zu Hülfe zu kommen, ohne sich von der dem Kaiser schuldigen Dankbarkeit, ohne sich von dem vom Kaiser auf ihn gesetzten Vertrauen abhalten zu lassen. Die That des Kurfürsten Moritz läßt sich nur aus dem Standpunkte des Vaterlandes rechtfertigen, sie gleicht ganz der des ersten Befreiers Deutschlands aus dem römischen Joch; wie Hermann so besiegte auch Moritz seinen Gegner durch Täuschung und List. Nach einer öffentlichen Erklärung, wie er zum Schutz der deutschen Freiheit die Waffen ergreife, rückte Moritz gegen Tyrol; mit genauer Noth entfloh der am Podagra leidende Kaiser (1552 Mai 23.) aus Insbruck, und genehmigte den zu Passau (Jul. 31.) einstweilen dahin geschlossenen Vertrag, daß die Religionssachen binnen sechs Monaten auf einem Reichstag sollten beigelegt werden, gelinge es nicht einen Beschluß zu Stande zu bringen, so sollten dennoch die Protestanten in ihrem Glauben und Wesen nicht ferner beunruhigt werden. Dieser Reichstag kam aber erst nach drei Jahren zu Augsburg zu Stande, und hier wurde der Religionsfriede zwischen den Katholiken und Protestanten völlig geschlossen (1555 Sept. 26.): die Gewissensfreiheit der Letzteren sowie die von ihnen eingezogenen geistlichen Güter sollten ihnen ungestört verbleiben; für die weitere Ausbreitung der Lehre sollte ihnen auch nichts im Wege stehen, nur sollten die geistlichen Besitzungen der katholischen Kirche dieser verbleiben. In diesem geistlichen Vorbehalt und dem Ausschluß der reformirten Partei lag der Saame zu einem großen Kriege, den aber zunächst die Uebermacht der Protestanten und die milde Gesinnung der nächsten Kaiser noch nicht ausbrechen ließ. Diesen Frieden hatte Karls Bruder und Nachfolger Ferdinand abgeschlossen; Karl selbst, der weltlichen Dinge und der vergeblichen Bemühung müde andere Menschen nach seinem Willen zu bewegen, legte seine Krone (1556) nieder und starb (1558) als Eremit im Kloster St. Justus in Estremadura.

Indem wir nun bei diesem Ruhepunkt angelangt, zwi-

schen dem Bildungszustand der Jahre 1517 und 1530 eine Vergleichung anstellen, müssen wir nothwendig des außerordentlichen Fortschrittes, den in dieser Zeit der menschliche Geist gemacht hat, inne werden. Durch die Reformation war in der That Unglaubliches gethan; das was vorher das Eigenthum weniger Geister gewesen war, hatten jene Männer zum Gemeingut aller erhoben die daran Theil nehmen wollten, eine Menge unnützen Ballastes war über Bord geworfen worden, das Schiff des Geistes fuhr nun besser geführt und gelenkt, nicht mehr durch unbrauchbare Last gehemmt, eines freieren Weges. Man ist sehr häufig ungerecht gegen das Verdienst der Reformatoren, man wirft Luthern seinen Glauben an den Teufel, Melanchthon seinen Glauben an Erscheinungen und Anzeichen vor, ohne zu erwägen, wie viel jene Männer bereits gethan, von welchen angebornen und anerzogenen Vorurtheilen sie sich losgemacht hatten, man verlangt, daß sie eine erst nach dreihundert Jahren mögliche Bildung sich sollten angeeignet haben. Würdigen wir vielmehr ihre That nach billigem Ermessen, so können wir besonders dem Bibelübersetzer und Reformator Luther das Prädikat eines großen Mannes nicht versagen, und in dieser Erwägung wahrscheinlich hat auch ein großer Fürst ihn schon als Kronprinz (1808.) in die Halle großer Männer Deutschlands aufzunehmen beschlossen gehabt, welche sich jetzt unter königlicher Hand ihrer Vollendung naht.

Eben so ist es eine ungerechte Behauptung, die augsburgische Confession sei eine beengende Schranke des Geistes, die Reformatoren hätten auch die in ihr enthaltenen Beschränkungen noch überschreiten sollen. Es war erstens ein Uebergang von dem früheren Lehrbegriff zu einer gänzlichen Ungebundenheit des Gedankens aus dem vorher berührten Grunde nicht möglich; sie selbst mußten vielmehr froh seyn, nach dem vielen Verneinen und Widerlegen irgendwo wieder einmal auf positivem Grunde Halt machen und sich sammeln zu können. Ob aber zweitens ein solcher auch über diese Schranken hinausgehende Fortschritt für ihre Zeitgenossen zuträglich gewesen wäre, dürfte wohl unbedenklich in Abrede zu stellen seyn; was für die kommenden Jahrhunderte

geeignet wäre, dafür sorgten sie wenigstens so gut sie vermochten. Eben auch von dieser Seite betrachtet, ist das Werk der Reformatoren ein außerordentliches und wahrhaft großes.

Endlich wird es aber auch begreiflich seyn, daß eine so gewaltige geistige Veränderung auch politische, materielle Umwandlungen nach sich ziehen mußte; die Ueberzeugung von der alleinseligmachenden Kraft des alten Glaubens war zu tief gewurzelt, als daß man dem neuen Bekenntniß den gleichen Werth gutwillig eingeräumt hätte. In Deutschland jedoch war die neue Lehre so mächtig, daß die materielle und geistige Kraft der Katholiken erst wieder bedeutend gestiegen seyn mußte, ehe an einen Angriff auf die Protestanten zu denken war; weniger war die Kraft der Katholiken in den Nachbarlanden am linken Rheinufer gebrochen; hier entstanden daher weit eher als in Deutschland die blutigen Scenen, welche der Religionshaß herbeizuführen pflegt.

III.

Zwingli. Die Religionskämpfe in den Niederlanden.

Gleichartige oder ähnliche Erscheinungen. — Ulrich Zwingli. — Johann Calvin. — Die Niederlande. — Freiheitssinn derselben. — Wohlstand derselben. — Ihre Freiheiten. — Philipp II. — Oranien und Egmont. — Kirchliche Beschwerden. — Die Inquisition. — Steigerung der Beschwerden. — Bildersturm. — Herzog Alba. — Alba's Ankunft zu Brüssel. — Hinrichtung Egmont's und Hoorne's. — Alba's Tyrannei. — Die Wassergeusen. — Abfall der Niederländer. — Die Utrechter Union. —

In der letzten Betrachtung bin ich hauptsächlich bemüht gewesen zu zeigen, daß die Reformation nothwendig aus der deutschen Nation hat hervorgehen müssen, weil bei keinem andern Volke die Bedingungen der gemüthlichen Richtung und der geistigen Ausbildung so vereinigt zu finden und von einem so günstigen Zusammentreffen politischer Verhältnisse unterstützt waren; ferner, daß die deutsche Reformation das außerordentliche Glück genossen hat, sich von ihrem ersten Auftreten an bis zu ihrer Vollendung durch die Augsburgische Confession in ihrer Entwicklung fast durch gar keine politischen Hindernisse aufgehalten zu sehen, so daß die ganze Zeit der Ausbildung des Lehrbegriffs allein gewidmet seyn konnte, und die Frage über die politische Stellung der neuen Lehre erst später in Betracht kam; endlich, daß die Reformation Luthers die einzige war, die auf deutschem Boden sich ausbreitete, und die einzige, von welcher zunächst das deutsche Volk und das deutsche Reich Kenntniß nahm, wie denn der Augsburgische Religionsfriede nur zwischen den Augsburgischen Confessionsverwandten mit den Katholiken, ohne einer andern Partei Erwähnung zu thun, abgeschlossen worden ist. Aber allerdings war die Lehre Luthers nur die umfassendste, durchgreifendste, historisch wichtigste; was auf der großen Bühne des deutschen Reiches vorgieng, griff nothwendig am einflußreichsten in das Triebrad der Begebenheiten ein; aller-

dings aber kamen gleichartige oder ähnliche Erscheinungen neben ihr auch an andern Orten zum Vorschein, und geben eben durch ihr Vorkommen den Beweis dafür, daß Luthers Werk nicht ein blos aus seinem persönlichen Verhältniß allein entsprungenes ist, sondern daß man in ihm das Resultat einer damals über alle Völker verbreiteten geistigen Richtung zu erkennen hat, die sich in allen Gemüthern nur mit verschiedener Intensität kund that. Solche gleichartige oder doch ähnliche Richtungen sind aber entweder solche, die von der Leidenschaft und Befangenheit des menschlichen Herzens und Kopfes ausgehen und sich der göttlichen Sanction vermittelst der heiligen Schrift erst hinterdrein bedienen wie die Lehre der Wiedertäufer, die (1534 — 1535) unter dem Johann Bokolt aus Leiden zu Münster in Westphalen ihr Regiment des aberwitzigsten Fanatismus aufschlugen und wegen ihrer alle geselligen Verhältnisse mit dem schädlichsten Gift zerfressenden Grundsätze mit Recht von allen andern Parteien als verderblich erkannt, verfolgt, und vertilgt worden sind; oder solche, welche gleich Luther von der Bibel allein ihren Ausgang nahmen und nur in der Erklärung des einen und des andern Punktes von ihm abwichen, wie die Lehre der Reformirten, die auf Ulrich Zwinglis und später Johann Calvins Autorität sich stützend hauptsächlich unter den Eidgenossen, am Rhein und in den Niederlanden, und in Frankreich sich ausgebreitet hat.

Es macht einen eigenen Eindruck, die Reformation Zwingli's von seinem ersten Auftreten bis an seinen Tod zu verfolgen. Man könnte ihn mit dem Eindruck vergleichen, welchen die Schicksale eines ächten Republikaners des Alterthums hervorbringen. Ulrich Zwingli, nur ein Jahr jünger als Luther, an ernstlich gemeinter Frömmigkeit ihm gleich, an geistiger Freiheit sowohl der Anlage als auch der Bildung nach über ihm, trat schon als Leutpriester zu Einsiedlen mit der gegen die Verehrung der Jungfrau Maria streitenden Lehre auf; sein Predigertalent machte, daß er nach Zürich berufen wurde, wo er an seinem vier und dreißigsten Geburtstag (1. Jan. 1519) sein Amt als Leutpriester am großen Münster mit der Erklärung antrat, das Evangelium

Matthäi vollständig, nicht blos die festtäglich vorgeschriebenen Texte behandeln zu wollen. Nun kommt auch hier die Ablaßkrämerei eines gewissen Samson, der eben so unverschämt wie Tetzel war, zum Vorschein, und Zwingli's Einfluß auf den Rath in Zürich zeigte sich bereits darin, daß dem Ablaßkrämer von der gerade in Zürich anwesenden eidgenössischen Versammlung bedeutet wurde, er solle sich aus Zürich und aus der ganzen Eidgenossenschaft fortbegeben, ohne seinen Kram mehr auszulegen. Die lutherische Reformation war gerade damals in der ersten Anregung; natürlich wirkten die Begebenheiten im Reiche, zu dem die Eidgenossenschaft dem Namen nach noch gehörte, theils fördernd für Zwingli, theils regten sie die Gegner um so mehr auf. Da mußte er, weil ihm seine Gegner in Zürich selbst keine Ruhe ließen, 1523 zu einer Disputation seine Zuflucht nehmen. Wie sind nun seine 67 Sätze so ganz anders als die Luthers! Von der Schulweisheit, welche dieser bedurfte, um eine auf Schulweisheit gegründete Lehre anzugreifen, braucht Zwingli gar keinen Gebrauch zu machen; er hat nur den gesunden Menschenverstand nöthig. Angriffe auf Bestehendes sind eigentlich nur Nebensache; er braucht diese Mittel gar nicht; er geht gleich auf das Ursprüngliche zurück. Namentlich hat er es gar nicht mit dem Papstthum zu thun, zu einer Zeit, wo Luther im Papst nichts als den Antichrist sah. Aber wohl sagt er: Gott hat an aller Gleißnerei Mißfallen, womit Kutten, Zeichen, Platten; alle Christen sind Brüder, womit alle Orden, Secten u. s. w. von selbst wegfallen. Hiermit ist gleich aller Hierarchie das Ende gemacht. Er findet in der Ehe das einzige Mittel unsträflich zu leben, folglich muß sie der Geistliche ergreifen; Zeit und Ort, sagt er, muß dem Christen dienstbar seyn, nicht der Christ ihnen; die Geistlichkeit soll alle Gewalt der Obrigkeit abtreten, dieser soll jeder gehorchen, aber nur, wenn sie nicht gebietet was wider Gott ist, in diesem Fall darf man sie absetzen; vom Fegfeuer will er nichts wissen, weil auch in der heiligen Schrift nichts steht; gegen Andersdenkende ist er mild gesinnt, er will Gott allein das Urtheil überlassen. Man fühlt bei diesen Sätzen, daß sie auf einem republikanischen Boden gewachsen waren,

das Land der Eidgenossenschaft hatte sie keimen sehen. Und was nicht minder zu beachten, Zwingli's classische durch Griechen und Römer genährte Bildung, sein freier heitrer Geist spricht sich darin aus. Er war streng, fleißig, eifrig, aber heiter, auch scherzhaft. Als er, nachdem die Züricher seine Lehre gut geheißen und sich also für ihn erklärt hatten, nun feststand, da heirathete er 1524 eine junge Wittwe, Anna Reinhardt, verwittwete Meyer von Knonau. Wie ihm das Jahr darauf der bischöflich Konstanzer Vikarius Faber höhnisch seine unnütze Beschäftigung mit der Musik vorwarf — er sang, spielte Laute und Flöte, — gab er ihm mit freundlichem Humor zur Antwort: nun eben sei ihm seine Laute gar nicht unnütz, er könne sie brauchen, um kleine Kinder einzuwiegen. In allen Angelegenheiten seiner Stadt ward er um Rath gefragt; seine Wirksamkeit war politisch eben so groß als kirchlich, und daß er ein wahrer und guter Eidgenosse war, erkannten selbst seine Gegner an. Seiner Lehre gab er 1525 durch die Erklärung, daß Brod und Wein im Abendmahl Zeichen des Leibs und Bluts Christi wären, daß dieses nur geistlich mit dem Glauben nicht mit dem Munde genossen würde, die vollendende Unterscheidung von Luther, mit dem er gerade, als es für beide Theile höchst nöthig war, auch an die politische Sicherheit zu denken, deßhalb zu Marburg 1529 eine Unterredung hielt, und mit Thränen seinen Gegner nachzugeben bat, aber vergebens. Ihm schwebte das Schicksal seiner Stadt Zürich und der ganzen Eidgenossenschaft dabei nicht minder vor als die Lehre; er wußte, daß besonders die alten fünf Orte, Lucern, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug mit erbittertem Fanatismus den Zürchern gegenüberstanden; seitdem Claus Hottinger, weil er mit andern ein Crucifix zu Stadelhofen zertrümmert hatte, von Lucern mit dem Schwerdt war gerichtet worden, waren dem Religionshaß schon viele jammervolle Opfer gefallen. Da blieb, als die Erbitterung endlich soweit gieng, daß die fünf Orte gegen Zürich zu Felde zogen, auch dem Zwingli nichts übrig, als mit seinen Leuten in den Krieg zu gehen; er fiel eben so standhaft als er gelehrt hatte in der mörderischen Schlacht bei Kappel (1531), und erst nach dieser Begebenheit, bei der sich der religiöse

Parteihaß in seiner vollen Abscheulichkeit zeigte, trat, obgleich die Abneigung blieb, doch wenigstens wieder Ruhe in der Eidgenossenschaft ein. Auch Bern, St. Gallen, Schaffhausen, Konstanz, Straßburg hatten Zwingli's Lehre angenommen.

Was er selbst nicht gekonnt hatte, seiner Lehre die letzte Vollendung geben, geschah durch den Franzosen Johann Calvin, gebürtig 1509 aus Noyon in der Pikardie, welcher von Genf aus, wo er seinen Sitz aufschlug, das hauptsächlichste Organ der reformirten Gemeinden wurde, in deren Zersplitterung sich gewissermassen ihre Entstehung aus republikanischem Boden auch noch ferner kund that. Die Gelehrsamkeit Calvin's ist eben so bekannt wie seine Sittenstrenge, durch ihn näherte sich die reformirte Lehre wieder in mancher Hinsicht dem lutherischen Glauben, mit welchem sie in Frankreich fast allgemein verwechselt wurde. Zwischen Zwingli und Calvin ist ein großer Unterschied der Gesinnung, Zwingli war durchaus mild gesinnt und nie verfolgend gegen Andersdenkende, obgleich er aus politischen Gründen den Krieg gegen die fünf Orte für unerläßlich gehalten hatte; auf Calvin's Charakter aber bleibt der Tod des spanischen Arztes Michel Servet, den Calvin, weil er gegen die Dreieinigkeit geschrieben hatte, auf seiner Reise durch Genf von seinem eigenen Diener anklagen, ihn zum Tod verurtheilen und (1553 Okt. 17) verbrennen ließ, ein unauslöschlicher Brandfleck. Diese Lehre der Reformirten nun fand besonders in den Niederlanden und in Frankreich Anhänger und griff an beiden Orten so innig in die politischen Verhältnisse ein, daß diese hier mit dem Schicksal der Lehre Hand in Hand gehen.

In den Niederlanden, die seit dem Tode des Herzogs Karl des Kühnen in den Händen des Hauses Habsburg waren, entstand aus diesen religiös-politischen Streitigkeiten ein langdauernder blutiger Krieg, der endlich mit der Bildung eines neuen selbstständigen vom alten deutschen Reiche unabhängigen Staates endigte. Das Schicksal gewisser Länder scheint ihnen von der Natur vorgezeichnet, die Niederlande scheinen eben so wie die Hochlande der Schweiz von Anfang an zur Freiheit bestimmt zu seyn. Wie hier die

Mühe, mit welcher der Hirt mühselig seine Nahrung den Bergen abgewinnt, ihn trotzig und dem Joch widerstrebend macht, wie von den Bergen herab, dem Haus der Freiheit das Gott gegründet, die stärkenden Lüfte einen reinen Freiheitshauch über die Gauen und Thäler senden, so wirkt auch dort die Anstrengung, mit welcher der Anwohner der unbändigen See sein Land den Meeresfluthen zu entreißen sucht, die Arbeit, womit durch Handel und Wandel der auf Nüchternheit und Sparsamkeit hingewiesene Städter sich eine selbstständige Existenz sichert, die Gefahr, mit deren furchtbarster Gestalt der Seemann von Jugend auf bekannt und vertraut wird. Von der Römerzeit her sind die Bewohner der batavischen und belgischen Lande durch besondern Freiheitssinn ausgezeichnet gewesen; aus dem ganzen Mittelalter lassen sich schwerlich interessantere Partikulargeschichten herausheben, als die Anstrengungen der flandrischen Städte für ihre Freiheiten; und einzelne solcher Erscheinungen, wie z. B. die sogenannte Sporenschlacht von Courtray 1302, wo die Weber und Walker von Brügge die ganze stattliche Ritterschaft Frankreichs über den Haufen warfen und an 6000 erbeutete Sporen in der Kirche zu Mastricht aufgehängt wurden, dürfen sich unbedenklich auch der Gesinnung nach neben die großen Schlachten von Marathon und Salamis stellen. So wagte Lüttich noch viel später es mit dem übermächtigen Herzog Karl von Burgund aufzunehmen, und als Maximilian I., der Karls Tochter Maria geheirathet hatte, es mit den Flandrern verdarb, nahmen sie ihn (1488) zu Brügge gefangen, und es bedurfte nichts Geringeres, als daß sein Vater Kaiser Friedrich das ganze Reich aufbot, um ihn wieder in Freiheit zu setzen. Selbst gegen Karl V. der in Gent geboren war, in den Niederländern seine Landsleute sah, und von ihnen auch als Landsmann geliebt wurde, wagte das trotzige Gent (1540) sich zu empören; die Statthalterin Maria, Karls Schwester, vermochte nicht die Ruhe herzustellen, Karl selbst mußte mit Waffenmacht aus Spanien herbeieilen, und die Genter für ihren Uebermuth züchtigen. Da verloren sie denn alle ihre Vorrechte, ihre Waffen, ihre große Sturmglocke Roland genannt, welche oft genug die Bürgerschaft auf den Freitags-

markt zusammen berufen hatte, und so lange Karl lebte, brach in den Niederlanden kein Aufruhr mehr aus. Wohl hatte Alba seinen Herrn gerathen, die ganze Stadt zu vertilgen, aber Karl soll ihn gefragt haben: wie viel spanische Felle würde man wohl brauchen, um einen solchen Handschuh (Gant) wieder daraus zu machen.

Während in der Schweiz bei den Eidgenossen aus ihrer Armuth der Entschluß hervorging, sich den Habsburgischen Unterjochungsversuchen zu widersetzen, war es bei den Niederländern der Wohlstand, der hier ein gleiches Bestreben hervorbrachte. Die Städte Brügge, Gent, Ypern, Antwerpen, waren durch den Reichthum und den Luxus ihrer Bürger berühmt; schon seit alter Zeit waren in diesen Städten ausgedehnte Tuchfabriken, die viele Hunderte beschäftigten und reichlich nährten, flandrische Leinwand und flandrisches Tuch war das beste; um des Letztern willen standen sie mit England, von dem sie die Wolle bezogen, in innigem Verkehr; die gewürkten Tapeten Brüssels waren weit berühmt; in Gent bestanden außerdem ungeheuere Bier- und Methbrauereien; die Menschenmenge war dergestalt, daß eine eigene Glocke das Heimgehen der Arbeiter von den Werkstätten anzuzeigen pflegte, damit die Eltern ihre Kinder von den Strassen wegschaffen könnten, um sie nicht im Gedränge Schaden nehmen zu lassen; nach Antwerpen hatte sich der Seehandel, der durch die Umschiffung Afrika's den Venetianern (1498 bis 1508) entzogen worden war, ganz allein gezogen, und was von den fernen indischen Ländern an Reichthum und Kostbarkeit nach Europa gebracht wurde, fand seinen Markt nächst Lissabon in Antwerpen und später in Amsterdam. In Antwerpen wurde noch 1566 die Einfuhr aus England auf 12 Mill. Duk. an Waaren berechnet, gegen 500 Fahrzeuge liefen täglich in die Schelde ein, gegen 8000 Frachtwägen und 10,000 Karren sollen wöchentlich aus den Thoren gegangen seyn. Aber neben der Ueppigkeit und Pracht, welche die flandrischen Frauen eben so berühmt gemacht hatte als ihre Schönheit, wohnte die zähe ausdauernde Festigkeit der Männer, welche noch heut zu Tage das Erbtheil der Holländer zu seyn pflegt.

Die Freiheiten der siebzehn Provinzen, welche Karl der Fünfte seinem Sohn Philipp überließ, waren unter sich verschieden, doch liefen sie im allgemeinen darauf hinaus, daß zur Veränderung der kirchlichen Verhältnisse wie zur Erhebung von Steuern die Zustimmung der Stände unerläßlich nothwendig ist: es sollen keine fremde Söldner ins Land gebracht, kein Ausländer zu einem Amt verwendet werden; jeder Angeklagte ist vor sein ordentliches Gericht zu stellen und ihm ein Vertheidiger zu geben; ohne Untersuchung darf niemand verhaftet werden. Am bedeutendsten konnte ein Satz des (1488) dem König Maximilian abgedrungenen Vertrages seyn, worin es hieß, daß wenn der Landesherr dem Vertrage zuwider handeln würde, die Stände eo ipso von jedem Eid der Treue, der Steuerzahlung u. s. w. entbunden seyn sollten.

Dessen ungeachtet waren dem Landesherrn immer noch sehr bedeutende Vorrechte geblieben, um ein ganz gutes Gleichgewicht zu erhalten und Karl V. hatte sich, mit Ausnahme jenes einzigen Falles, stets mit seinen Niederländern in gutem Einverständniß befunden. Philipp aber, obgleich er 1549. und 1555. alle ihre Rechte, Privilegien, und Gewohnheiten beschworen hatte, stand dennoch bald genug ihnen feindlich gegenüber. Seine ernste, finstere Gemüthsart, welcher das Lachen und die laute harmlose Lustigkeit, wie es in den Niederlanden Landessitte mit sich brachte, ein Greuel war, während er dennoch nicht minder in den Fesseln heimlicher Leidenschaft lag, seine Vorliebe für den Spanier allein, während Karl sein großer Vater alle seinem Scepter unterworfene Unterthanen mit gleicher Neigung behandelt hatte, sein unbeugsamer Wille, den einem andern unterzuordnen er für unwürdig hielt, endlich seine religiöse Beschränktheit, die nur seine Ansicht zu fassen und recht zu finden vermochte, erzeugten bald ein unheilbares Mißverhältniß mit dem Niederlande. Als er (1559) von England aus zum letztenmal selbst erschien, nahm er mit der Mahnung Abschied, daß die Stände der Statthalterin Margaretha von Parma, seiner Halbschwester, gehorchen und am alten Glauben sich fest halten sollten. Der Syndikus von Gent machte ehrerbietig auf die im Lande be-

findlichen spanischen Truppen und Beamten aufmerksam, die dem Vertrag gemäß entfernt werden sollten. Philipp soll hierüber erzürnt die Antwort gegeben haben, man halte wohl auch ihn für einen Fremden, und als endlich nach einiger Ausgleichung des Zwistes der Prinz von Oranien, dem er beim Einschiffen zu Vliessingen den Vorwurf machte, er hintertreibe seine Plane, sich damit entschuldigte: es seyen die Stände, entgegnete ihm Philipp: Nein, nicht die Stände, Ihr, Ihr!

Nächst der Statthalterin Margaretha von Parma hatte die Leitung der Geschäfte ein Staatsrath, in welchem unter andern auch der Prinz Wilhelm von Oranien aus dem Hause Nassau und der Graf Lamoral von Egmont saßen, beide die ausgezeichnetsten Männer ihres Landes. Wilhelm von Oranien, geboren 1533, war wegen seiner Umsicht und Klugheit von Karl V. schon als Knabe eines großen Vertrauens gewürdigt worden, seine Verschwiegenheit und Besonnenheit machten ihn zum ersten Staatsmann seiner Zeit; er war Statthalter in Holland, Seeland und Utrecht. Graf Egmont, von liebenswürdiger, ansprechender Persönlichkeit, rasch und entschlossen zur That, geboren 1523, hatte sich in Karls Kriegen ausgezeichnet, bei St. Quintin und Gravelingen einen glänzenden Sieg über die Franzosen erfochten, und war als geborner Niederländer ganz und gar der Mann des Volkes. Er bekleidete die Statthalterschaft von Flandern und Artois. Auf diese beiden Männer sah nun in den Stürmen, welche das Land bedrohten, das Volk mit der Erwartung, durch sie würde es Rettung erhalten.

Nebst der Beschwerde über die im Lande befindlichen Spanier gab es nämlich eine andere von tiefer eingreifendem Interesse. Die Niederlande standen in kirchlicher Hinsicht zum Theil unter der Diöcese Cöln, zum Theil unter Rheims; dieses Verhältniß mißfiel dem König, und er wirkte beim Papste eine Bulle aus, wodurch in den Niederlanden selbst drei Erzbisthümer, Mecheln als Primat, errichtet und das alte Verhältniß aufgelöst wurde. Dieser Schritt war ohne Genehmigung der Stände geschehen, und erregte durch die Erhebung des allgemein gehaßten Granvella zum Erzbischof von Mecheln doppelte Unzufriedenheit. Aber noch mehr

wirkte die Furcht vor der Einführung der spanischen Inquisition. Seitdem Philipp die Regierung übernahm, hatte er die schon von seinem Vater gegen die Ketzer gegebenen Verordnungen mit der größten Strenge handhaben lassen. In einem Lande wie diese Provinzen, hier an Deutschland dort an Frankreich angrenzend, voll einer rührigen, eigenwilligen, und launenhaften Volksmenge, in stetem Handelsverkehr selbst mit Ungläubigen und Heiden, konnten andersdenkende Ansichten nicht nur sehr leicht Eingang finden, sondern auch eigenthümliche Wunderlichkeiten sich selbst einen Anhang verschaffen. Solche waren insbesondere die Lehren der Wiedertäufer, die vorzüglich von den Niederlanden nach den umliegenden Ländern drangen. Aber auch Lutheraner und Calvinische Reformirten waren in Menge vorhanden. Gegen diese wurden nun die Glaubensgerichte immer mehr der spanischen Inquisition gleichgemacht. Zwei Zeugen oder ein Inquisitor reichten hin, um einen Unschuldigen anzuklagen; Läugnen rettete wenigstens nicht von der Folter. Die Hinrichtung wurde mit allem Gepränge eines Autodafes vollzogen, voraus gingen singende Schüler, darauf folgten Büßende, die nur eines kleinen Vergehens angeklagt waren, dann kamen die zum Scheiterhaufen bestimmten Unglücklichen, jeder zwischen zwei Mönchen, hierauf der Adel der Nachbarschaft, die Beamten, die Geistlichkeit, zuletzt die Richter mit der Blutfahne; am Holzstoße predigten die Priester, forderten zum Gehorsam gegen Rom auf, sangen das Miserere. Wenn auch 100,000 wie Grotius, 50,000 wie Meteren hat, immer noch eine Uebertreibung sind, so ist doch gewiß, daß eine große Menge ungerecht hingerichtet wurde.

Hatte man nun anfangs dieß dem Kardinal Erzbischof Granvella zugeschrieben, so wurde es, als sich Philipp auf wiederholte Vorstellungen endlich bewegen ließ ihn abzurufen, in der Hauptbeschwerde nicht anders. Als nun das tridentinische Concil anerkannt werden sollte, erhuben sich auch dagegen Stimmen im Staatsrath, und die Furcht vor der Inquisition, die nicht blos von den heimlichen Protestanten sondern auch von den Katholiken verabscheut wurde, wuchs immer mehr. Es wurde öffentlich die Meinung laut, sich

der Inquisition mit Gewalt zu widersetzen, sei kein Unrecht; man äußerte, auch das Recht der Fürsten gegen die Unterthanen habe seine Grenzen, und man könne am Ende, weil die Niederlande im Augsburger Religionsfrieden eingeschlossen seyen, sich an das Reichskammergericht in Deutschland wenden. Bei der immer größer werdenden Gefahr gaben (1566) die vier Hauptstädte Brabants eine Beschwerde gegen das Tridentiner Concil und gegen die Inquisition ein, und in dem Hause des Philipp Marnix Herrn von St. Aldegonde zu Breda wurde (16 Febr.) vom Adel ein Compromiß unterschrieben, daß sie — gleich den Neapolitanern — zusammenhalten wollten gegen die Inquisition; und dieses Gesuch übergaben sie (5. April) zu Brüssel in einer langen Prozession 3 — 400 an der Zahl der Statthalterin. Das Wort, welches der Herr von Barlaimont zu ihr sagte: Ce n' est qu' un tas de gueux, es ist nur ein Haufen Lumpen, weil allerdings der größte Theil des flandrischen Adels verschuldet war, Folge großen Aufwands im Staats- und Hofleben, gab den Namen der Partei, die sich nun selbst die Geusen nannte und sich die Insignien des Bettelsackes beilegte.

Die Statthalterin hatte ihrem Bruder eilig Bericht erstattet und man erwartete, da auch zwei Männer vom ersten Adel, der Baron von Montigny und der Marquis von Berg, selbst nach Spanien gegangen waren, um dem König den Zustand des Landes vor Augen zu stellen und ihn auf die nothwendige Milderung der Glaubensgerichte aufmerksam zu machen, daß von Madrid aus ein erwünschtes Resultat kommen möchte, als Briefe des Königs (12. Aug.) nur den Befehl brachten, die Ketzer müßten nach wie vor verbrannt und ihre Güter eingezogen werden; die Inquisition könne nur wegfallen, wenn die neuen Bischöffe in Wirksamkeit gesetzt seyen; blos für das Vergangene gewähre er Amnestie.

Noch einige Wochen vorher hatte der Prinz von Oranien durch sein persönliches Erscheinen in Antwerpen, wo die Aufregung wegen der Menge der Reformirten, die dem Edict zufolge hätten das Land verlassen müssen, weil man sich bei dem geringen Volk die Mühe der Hinrichtung gar nicht ge-

ben wollte, einen gefährlichen Grad erreicht hatte, die Ruhe hergestellt, als nun (14. Aug.) von Ypern aus, in der Statthalterschaft Egmonts, ein furchtbarer Bilderſturm gegen Kirchen, Klöster und Kapellen sich über das ganze Land verbreitete. Was früher Karlstadt in Wittenberg, später die Zwinglianer in Zürich und der Umgegend gethan hatten, war eine Kleinigkeit gegen den entsetzlichen Unfug, mit dem in wenigen Tagen an 400 Gebäude geplündert und verwüstet, und ein für Wissenschaft und Kunst unersetzlicher Schaden ihnen zugefügt wurde. Es war übrigens gewiß und erweisbar, daß nicht die in ihren Wohnungen ruhig gebliebenen Protestanten, sondern eine sehr geringe Zahl Menschen, heimathloses, aus den Nachbarländern herbeigezogenes Gesindel beiderlei Geschlechts, diese Unthat verübt hatte; auch wurden die strengsten Maaßregeln zur Unterdrückung und Bestrafung der Frevler getroffen; allein nach dieser That war an keine Milderung der Inquisition zu denken. Bald lief die Nachricht ein, daß im Staatsrath zu Madrid die Meinung Herzog Albas, nur durch Strenge sei die Gährung zu stillen, gesiegt, daß Alba den Auftrag hiezu erhalten habe, und er gegen die Niederlande im Anzug sei. Der Schrecken, der vor seinem Namen herging, löste den Bund des Adels fast ganz auf; auf das Volk war nicht zu bauen, zumal Lutheraner und Reformirten zu keiner Einigkeit zu bringen waren; an Widerstand war nicht zu denken; daß der Gewalt auch jedes Mittel des Trugs zweckdienlich sein werde, wußte man im Voraus, und so verließ Oranien (1567 April 3.), der auch Egmont aber vergeblich dazu aufgefordert hatte, die Niederlande, seinem Beispiel folgten andere des Adels und der Bürgerschaft, und das Gewitter zog nun gegen ein ganz wehrloses Land heran. Umsonst suchte man durch die äußerste Strenge dem Willen des Königs zuvorzukommen; schon im März und April war in Holland, Seeland, Frießland, Brabant, Flandern alle Uebung der reformirten Religion abgestellt, die römisch-katholischen Kirchen wieder aufs Schönste geziert, die neuen Kirchen der Reformirten abgebrochen und ihre Materialien zu Galgen für die Bilderstürmer verwendet. In den kleinsten Städten wurden über hundert zum Tode

geführt. Alle Prädikanten mußten sich entfernen. Dennoch kam der gefürchtete Herzog von Alba. —

Schwerlich wird in den Jahrbüchern der Geschichte irgend ein Name mit solch blutigem Schimmer leuchten, als der Name Ferdinand von Toledo Herzog von Alba. Der Ruhm des ersten Kriegshelden seiner Zeit, den er sich in Karls sämmtlichen Kriegen seit 1524 erworben hatte, das Lob eines getreuen und gehorsamen Knechts, der die Befehle seines Herrn mit der pünktlichsten Gewissenhaftigkeit vollzog, und die dabei natürlich vorhandenen Eigenschaften der Tapferkeit, Festigkeit und List wiegen auf der Wagschaale der Gerechtigkeit nur leicht gegen die Vorwürfe der Unmenschlichkeit und Grausamkeit und des blindesten Religionseifers. Er war der Vorkämpfer des umfassendsten Absolutismus, dem kein Recht des Volkes, mochte es unter diesem oder jenem Namen erworben seyn, heilig und achtungswerth war. Daß die Beruhigung der Niederlande in seine Hand gelegt war, des 59jährigen Kriegers, zeigte, daß eine völlige Austilgung der Ketzerei, ja auch die Züchtigung der niederländischen Katholiken, welche durch ihre Nachsicht es hatten so weit kommen lassen, im Hintergrunde der Sendung lag. Als er sich von Italien aus durch Lothringen mit seinen 10,000 Mann nach den Niederlanden hindurch gewunden hatte, ließ er sich durch die ihm entgegen kommenden Briefe der Statthalterin, daß die Ruhe bereits vollständig hergestellt sei, nicht im Mindesten aufhalten; er habe, sagte er ganz kurz, die Befehle seines Königs zu vollziehen; er habe sonst wohl ein Volk von Eisen gezähmt, und werde doch ein Volk von Butter zu zähmen verstehen. Sowohl Egmont als Hoorne, die ihm wie die andern Großen entgegen gegangen waren, wurden auf das Freundlichste empfangen, gegen jenen nur entfiel ihm, als er sich näherte, die Aeußerung: Sieh da den großen Ketzer! — darauf aber umarmte er ihn, und Hoorne wurde noch durch ein mitgebrachtes Schreiben des Königs sicher gemacht. Der wichtigste Fang aber, Oranien, war ihm entschlüpft.

Als er den 28. Aug. 1567 zu Brüssel seinen Einzug gehalten hatte, erfuhr auch die Statthalterin bald, daß ihr Regiment durch die dem Herzog gegebene Vollmacht eigent-

lich auf nichts reducirt sei. Am zwölften Tage nach seiner Ankunft wurden die Grafen Egmont und Hoorne nebst mehreren andern Herren verhaftet, auch Oraniens zu Löwen studirender ältester Sohn eingezogen und nach Spanien geschickt. Da nahm die Regentin ihren Abschied freiwillig, der heimlichen Absicht ihres Bruders gemäß, Alba aber rückte nun in seinem Werk der Ausrottung der Ketzerei und Vertilgung der Widerspenstigen immer weiter. Um dem Verfahren den Schein des Rechts zu geben, wodurch die Gewaltthat nur noch schreiender und empörender wird, ordnete er einen Rath des Aufruhrs, **Conseil des Troubles**, an, welchen die Niederländer gemeinhin nur den Blutrath hießen. Seine zwölf Beisitzer waren nur zum Scheine gewählt, die Spanier Vargas, der Präsident war, ein blutdürstiger, grausamer und unwissender Fanatiker, und Rio, waren die eigentlichen Lenker desselben. Nicht aber blos Ketzerei, sondern jeder Zweifel an der unumschränkten Gewalt des Königs, nicht blos erweisliche Schuld, sondern auch Verdacht, und die unbedeutendste Anklage qualificirten zur Strafe. In den Augen des Vargas waren alle Niederländer, selbst die Katholiken, doch nur Ketzer, und als solche des Hängens oder Köpfens würdig.

Am merkwürdigsten ist die Hinrichtung der Grafen Egmont und Hoorne geworden. Sie waren anfangs in Gent in Gewahrsam, dann aber nach Brüssel zurückgebracht und ihnen hier die Anklage als Mitverschworne Oraniens, Beschützer des Geusenbundes, Begünstiger der Ketzer, Majestätsschänder, Hochverräther, gemacht worden. Ihre wohlbegründete Vertheidigung half nichts, ihre Verwerfung des Blutraths, da sie als Ritter des goldenen Vließes nur von dem Orden gerichtet werden könnten, wurde nicht gehört, die Berufung auf das in den Privilegien garantirte Recht wurde mit Hohn zurückgewiesen. Selbst die Fürbitte Kaiser Maximilians machte auf Alba keinen Eindruck. Als Egmonts Gemahlin, eine geborne Prinzessin von der Pfalz, aus dem Hause Wittelsbach, am 4. Jun. 1568. sich dem Spanier zu Füssen warf und um ihres Gemahls Leben flehte, gab ihr Alba mit tückischer Zweideutigkeit die Antwort: Beruhigen

Sie sich, ihr Gemahl wird morgen aus dem Gefängniß gehen. Und am andern Tag zwischen eilf und zwölf fiel das Haupt Egmonts, der seiner Schuldlosigkeit und Treue gegen den König bewußt noch auf dem Schaffot Gnade zu erhalten erwartet hatte; nach ihm erlitt Hoorne ein gleiches Schicksal. Die geflüchteten Grafen und Herren, vor allen Oranien, wurden abwesend zum Tode verurtheilt. Umsonst verwendete sich Kaiser Maximilian für das Schicksal der auch dem deutschen Reiche angehörigen Länder, die Versuche des Prinzen Wilhelm, der nun erst zu Gunsten des Landes im Namen sowohl der Katholiken als der Protestanten die Waffen ergriff, mißlangen gegen die größeren militärischen und finanziellen Hülfsmittel des Herzogs und seine Kriegsgewohnten fanatischen Schaaren, und über das Land, soweit Albas furchtbarer Ausspruch gebot, legte sich eine Stille wie die des Grabes.

Was nun in einer Reihe von fünf Jahren, welche der Herzog in den Niederlanden hauste, gethan worden ist, um nach seiner Meinung das Wohl der Religion zu befördern, darüber möge wer an den Thaten des unsinnigen Fanatismus und Absolutismus Gefallen findet die ausführlichen Geschichtsbücher jener Zeiten selber nachlesen; uns genüge das Resultat, daß Alba, nachdem er wohl an 18,000 Menschen hatte hinrichten lassen, nachdem er durch Steuern und Erpressungen aller Art das Land ausgesaugt hatte, nachdem er in seinem Wahne die Hyder der Empörung völlig unterdrückt zu haben sich selbst deßhalb auf dem Markt zu Antwerpen eine Bildsäule setzen ließ, dennoch ganz weit von seinem Ziel entfernt war. Als er (1569) eine Vermögenssteuer vom hundertsten Pfennig, dann aber den zwanzigsten von jedem Verkaufe unbeweglicher, den zehnten von jedem Verkauf beweglicher Dinge zur Last des Verkäufers angeordnet hatte, fanden die beiden letzten so viele Schwierigkeit, daß (1572) lieber die Bäcker aufhörten zu backen, die Brauer zu brauen, die Kaufleute ihre Läden schloßen, um nur nicht der verhaßten Abgabe ausgesetzt zu seyn. Im höchsten Grade aufgebracht soll Alba vorgehabt haben, 70 der vornehmsten Bürger Brüssels vor ihren Häusern aufhängen zu lassen, als mit einemmale die Nachricht kam,

die Wassergeusen hätten sich am 1. April 1572 der Insel Briel bemächtigt. Mit dieser Nachricht beginnt in der Geschichte der Niederlande eine neue Periode.

Viele von den geflüchteten Geusen hatten sich nämlich zu Schiff begeben und theils von den an der Nordküste gelegenen Inseln, theils von der englischen Küste aus, auf eigne Faust gegen ihre Feinde, die Spanier, Seeräuberei getrieben. Man hatte sie die Wassergeusen genannt. Da aber England damals noch nicht feindlich gegen Spanien auf Albas Vorstellungen hin ihnen sich aus England zu entfernen gebot, so fuhren sie am 1. April unter der Anführung Wilhelms Grafen von Marche auf die Maas zu, in der Absicht einige Schiffe zu nehmen; dieß war mißlungen, da diese nach Rotterdam sich zurückzogen; zugleich hatte sich der Wind gedreht und sie konnten nicht zurück. Da rieth einer Briel wegzunehmen, was auch ohne Blutvergießen gelang, und nun zu dem Aufstand ganz Hollands den Anstoß gab. Nur Amsterdam blieb noch auf der Seite der Spanier, die andern Städte von Holland und Seeland empörten sich gegen die Gewalt, und es brach nun ein Freiheitskrieg aus, der zwar einerseits die furchtbarsten Unmenschlichkeiten zeigt, die auch, nachdem Alba (1573 Nov.) das Commando abgetreten hatte, von spanischer Seite noch ferner verübt wurden und mit vollem Recht durch Repressalien vergolten wurden, auf der andern Seite aber den herrlichen Anblick eines seiner Freiheit sich bemächtigenden, sich selbst beherrschenden, und nicht verzagenden Volkes darbietet. Denn von spanischer Seite folgte eine Reihe der trefflichsten Feldherrn nach der andern; der Bruder Philipps, Don Juan von Oesterreich, der die Osmanen bei Lepanto geschlagen hatte, der Sohn Margarethas von Parma, Alexander Farnese, vielleicht der größte Feldherr seiner Zeit. Dennoch schritt die Sache der Freiheit siegend vorwärts im Bunde mit der Natur des Landes und den Elementen; der Prinz von Oranien als Generalstatthalter vereinigte die einzelnen Parteien, und nachdem (1579) von Geldern, Zütphen, Holland, Seeland, Utrecht und Frießland die Union zu Utrecht geschlossen worden war, sich nie von einander zu trennen und in allen Dingen gemeinsam handeln

zu wollen, worauf (1581) die völlige Lossagung von der spanischen Herrschaft folgte, konnte man die Umwälzung der Dinge schon für vollendet ansehen. Denn was half es, daß Philipp den Prinzen von Oranien für vogelfrei erklärte, und daß ein Zögling der Jesuiten, Balthasar Gerard, in Delft, (1584 Jul. 10.) ihn endlich durch einen Pistolenschuß meuchelmordete? Die Sache der Freiheit ging doch unaufgehalten ihren Weg. Die Niederländer griffen ihren Feind nun auch auf dem ihnen günstigen Element des Meeres an, suchten ihn in seinen indischen Colonien auf; der Herr eines Reiches, in dem, wie er sich rühmen durfte, die Sonne nie auf noch unterging, hatte schon 1575 eine Schuldenlast von 24 Millionen Dukaten durch diesen Krieg auf sich geladen, die bis zu seinem Tod 1598 auf 600 Millionen stieg; und als 1609 der erste 12 jährige Waffenstillstand zwischen Spanien und dem neuen Staat der Niederlande abgeschlossen wurde, konnte man sich in der ganzen Welt von der Wahrheit des Wahlspruches überzeugen, den die Goldmünze der Staaten führt, daß durch Eintracht auch ein kleiner Staat groß und mächtig werden kann.

IV.

Religionskriege in Frankreich. Die Bartholomäusnacht. Heinrich IV.

Frankreichs Richtung zum Absolutismus. — Günstlinge, Maitressen, Hofparteien. — Kontrast des Hofes und des Landes. — Reformation in Frankreich. — Verschwörung von Amboise. — Die Religionskriege bis auf 1570. — Hugenotten und Katholiken. — Einleitung zur Mordnacht. — Die Hochzeitfeier. — Mordversuch auf Coligny. — Argwohn der Hugenotten — Letzte Berathung. — Maaßregeln. — Die St. Bartholomäusnacht. — Coligny's Ermordung. — Weitere Vorgänge und Folgen der Bluthochzeit. — König Heinrich III. — Die Liga gegen den König. — Heinrich IV. — Das Edict von Nantes. —

Nachdem wir zuletzt unser Augenmerk auf die schweizerische oder Zwinglische Reformation gerichtet hatten, die der Lehre Luthers fast ganz gleich kommt, sind wir hierauf zu der Geschichte des Abfalls der Niederlande übergegangen, bei denen sich die reformatorische Richtung zugleich mit dem Bestreben, das Joch der Spanier anfangs auf seine rechtlichen Schranken zurückzuführen hierauf dasselbe gänzlich abzuwerfen, vereinigt hat. Außer den einzelnen Wahrnehmungen, daß eine neue Religionsparthei entstanden, und aus dem Unabhängigkeitskampf der Niederländer am Ende ein neuer von Spanien wie von dem deutschen Reich unabhängiger Staat hervorgegangen ist, dürften sich auch zwei allgemeine Bemerkungen daran knüpfen lassen. Erstens: daß nur bei den Deutschen die Reformation von ihrer wissenschaftlichen, geistigen Seite aufgefaßt wurde, daß die andern Völker sie nur als etwas Gemachtes und Vollendetes hinnahmen, und ihre wissenschaftliche Thätigkeit in Erweiterung und Ausbildung derselben gegen die der Deutschen eigentlich gar nicht in Betracht kommt, daß vielmehr die reformatorische Frage bei den andern Völkern eigentlich sogleich in eine politische Frage übergeht, d. h. daß man sogleich auf die Frage geräth, welche

Stellung die Bekenner der neuen Lehre gegen die der alten einzunehmen haben. Zweitens, daß sich die eigenthümlichen Grundzüge eines jeden Volkes, die man schon vorher in seiner Geschichte hat beobachten können, auch in der Reformation sichtbar werden, daß zwar diese ebenfalls auf das Volk einwirkt, daß aber die Charakterzüge des Volkes die Reformation modificiren, und daß, sowie man bei den Niederländern die Zähigkeit, Festigkeit, Hartnäckigkeit, Nüchternheit und Phantasielosigkeit hervortreten sieht, so auch bei den andern Völkern die eigenthümlichen Grundzüge ihres Characters sich nie verleugnen können. Das nächste Volk, welches wir nun unserer Betrachtung zu unterwerfen haben, ist, sowohl wegen seiner Nähe als auch wegen seiner politischen Wichtigkeit, das Französische.

Frankreich war in die neuere Zeit unter der Regierung Franz des Ersten mit einer entschiedenen Richtung für die absolute Monarchie eingetreten, zu deren Vorbereitung die vorhergehenden Regierungen wesentlich beigetragen hatten. Die ständische Verfassung war keineswegs so weit ausgebildet als die englische, kaum soviel wie die deutsche; die drei Stände, Geistlichkeit, Adel und Bürger, wurden blos nach dem Willen des Königs und seit Franz I. nur in einem Ausschusse einberufen, den man die Notabeln nannte; das Parlament von Paris erlangte jedoch allmählig durch den Gebrauch, königliche Beschlüsse in seine Register einzutragen, eine über seine ursprüngliche Bedeutung als eine bloße Lokalbehörde hinausgehende Wichtigkeit. Dem allmächtigen Willen des Königs standen die großen Vasallen, die Herzoge von der Bretagne, von Burgund, von der Normandie, nicht mehr im Wege, seitdem diese Länder sämmtlich mit der Krone vereinigt waren; der König besaß früher als irgend ein anderer Fürst Europas ein auch im Frieden ihm dienstbares stehendes Heer; die Kirche hatte theils ihre Gefahr für die weltliche Herrschaft überhaupt verloren, theils waren die französischen Könige schon meistens in gutem Vernehmen mit ihr gestanden, theils waren durch Concordate, deren letztes erst 1516 abgeschlossen war, alle streitigen Punkte regulirt. Kam nun zu diesen günstigen Bedingungen noch die kräftige

Hand des Regenten, der seine monarchische Stellung erkannte und zu behaupten wußte, wie dies bei Ludwig XII. und Franz I. der Fall war, so mußte die absolute Monarchie ohne alle Frage hier besser begründet seyn als sonst irgendwo.

Wo aber die Monarchie in absoluter Gestalt um sich greift, da pflegt sich auch immer der Einfluß der Günstlinge, der Maitressen, der Hofparteien einzufinden, vielleicht nirgends so sehr als in Frankreich. Seit Karl VII., dessen Krone die Jungfrau von Orleans befestigte, läßt sich die Geschichte Frankreichs ganz bequem an dem Faden der Hofintriguen verfolgen; die Bemühungen der verschiedenen Parteien, einander in der Gunst des Königs den Rang abzulaufen und diese Gunst möglichst vortheilhaft für sich zu gebrauchen, machen die verschiedenen Epochen der französischen Geschichte. Besonders grell trat dieß seit Heinrich II. hervor, der (1547) auf seinen Vater Franz folgte. Schon unter diesem hatten die Maitressen, Anna Herzogin von Etampes und Diana von Poitiers, einen ausserordentlichen Einfluß ausgeübt, noch mehr war dieß unter Heinrich II. der Fall, über den die um 19 Jahre ältere Gräfin Diana einen so unbesiegbaren Einfluß behauptete, daß man ihn einem geheimnißvollen, nicht blos durch die Macht weiblicher Reize entstandenen Zauber zuschrieb. In ihrer verhaßten Gewalt wurde sie jedoch durch zwei Nebenbuhler bedroht, einerseits die Familie Montmorency, deren Haupt der Connetable oder Krongroßfeldherr von Frankreich war, andererseits die Familie Guise, deren Häupter besonders der Herzog Franz von Guise und sein Bruder Karl, der Kardinal von Lothringen, zugleich die Oheime der noch sehr jungen Prinzessin Maria Stuart, Gemahlin des Dauphins und Thronfolgers, waren. Die Gemahlin Heinrichs, Katharina von Medici, eine Frau von großem Verstande, einer größeren Geistesbildung als die Französinnen hatten, und ungemeiner Herrschbegierde, war bei Lebzeiten ihres Gemahls, der sie nicht liebte, ohne Einfluß, und selbst nach seinem Tode nur auf eine sehr prekäre Stellung angewiesen, indem sich nun die Familie Guise die Leitung der Regierung ganz allein anmaßte und hierdurch zu den religiös-politischen Unruhen Anlaß gab, welche nun über

dreißig Jahre lang Frankreich auf das Aeußerste zerrütteten. Diese knüpften sich zunächst an die Reformation an.

Es ist eine bekannte Sache, daß sich die Gegensätze berühren, und die französische Geschichte liefert wohl zu allen Zeiten die glänzendsten Beweise dieses den Franzosen selbst entnommenen Satzes. Es wird schwerlich ein verderbterer Hof gefunden werden können, als der Hof Franz I. und seines Sohns und Enkels; die Schilderung, die man sich aus den Memoiren Brantome's davon machen kann, ist so, daß man durch die offenkundige, zur Methode gewordene, durch keinen äusseren Anstand mehr überschleierte Unsittlichkeit widerwärtig berührt wird. Vorzüglich trug auch die Königin Katharine dazu bei, indem ihr nach ächt italienisch-machiavellistischer Schule zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Absichten kein Mittel unrecht und unerlaubt däuchte. Indessen muß man diesem verderbten Hof gegenüber einen immer noch sehr großen Stock der Sittlichkeit annehmen, der besonders unter den vielen damals noch auf ihren Schlößern hausenden und daselbst ihre Unabhängigkeit möglichst bewahrenden adeligen Familien vorhanden war. Gerade das Extrem, welches durch die Unsittlichkeit des Hofes gegeben wurde, mußte einen Gegensatz hervorrufen und begünstigen, der, wie die Reformirten, in der Bekämpfung selbst erlaubter Freuden ein verdienstliches, gottgefälliges Werk erkannte und in der gänzlichen Auflösung aller bürgerlichen Ordnung, in der Verkäuflichkeit der Gerechtigkeit, in der Zerrüttung des Staatshaushalts den deutlichen Beweis sah, wozu ein solches Sündenleben am Ende führe.

Die Reformation war schon in den ersten Jahren nach Frankreich eingedrungen, hatte aber nur langsam und allmählig daselbst Fortschritte gemacht. Man kann sagen, daß die Grausamkeit, mit welcher sie verfolgt wurde, zu ihrem Wachsthum beitrug. Aus der Regierungszeit der Könige Franz und Heinrich (1515—1559) ist fast jedes Jahr mit blutigen Edikten und Verfolgungen der Reformirten bezeichnet. Insbesondere auf den Schlössern des Adels, hie und da auch in einzelnen Städten, fanden die Lehren der calvinistischen Prädikanten Eingang und Schutz; wie in den ersten

Zei-

Zeiten des Christenthums bedurfte die junge Lehre keiner weltlichen Pracht, der Feuereifer der Lehrer ersetzte, was an Glanz des Cultus vermißt wurde. Nächst der Predigt, zu der sich die Gläubigen wohl auch in nächtlicher Stille des Waldes und in abgelegenen Einöden versammelten, wo sie sich vor den Verfolgungen der Ketzerrichter sicher wußten, waren es besonders die von Clement Marot und Theodor Beza zu kirchlichen Gesängen umgebildeten und von Claude Godimel componirten Psalmen, in denen sich die Begeisterung der französischen Reformirten aussprach und entflammte. Nicht wie in Deutschland treten besonders hervorragende Lehrer der Kirche hervor, aber an Festigkeit der Gesinnung, welche weder das Beil des Henkers noch die Flamme des Scheiterhaufens fürchtete, stehen die französischen Reformirten den deutschen nicht nach. Sie bekamen gegen das Ende der Regierung Heinrichs den Namen der Hugenotten, den man am wahrscheinlichsten für eine im französischen Mund entstandene Verstümmelung des Wortes Eidgenossen ansieht. Die Verfolgung der Hugenotten wurde, als sich ein politisches Interesse damit verband, von hoher Bedeutung.

Als nämlich Franz **II.** den Abgeordneten der Parlemente, die, um ihm Glück zur Thronbesteigung zu wünschen, vor ihm erschienen, erklärte, sie möchten sich künftig nur an seine Oheime, den Herzog Franz von Guise und den Cardinal von Lothringen wenden, fanden sich die übrigen Großen hierdurch schwer gekränkt. Ausser dem Connetable von Montmorency sahen sich auch die Prinzen von Bourbon, die nächsten vom königlichen Geblüt, Anton König von Navarra und Louis von Condé, ferner der mit dem Connetable verwandte Admiral Coligny und das ganze Haus Chatillon beleidigt. Aber außer der Kränkung der Ehre war auch die persönliche Sicherheit gefährdet. Die Bourbons sowie die Chatillons waren der reformirten Lehre zugethan, Anton von Navarra's Gemahlin, Johanna d'Albret, glänzt als der schönste Contrast tugendhafter Sitten und unerschütterlicher Frömmigkeit, den man dem Leben des Hofes gegenüber stellen konnte. Die Härte, mit welcher der Cardinal von Guise die Gebote der Ketzer in Ausübung bringen ließ, die Unmöglichkeit der von

den Guisen, in denen das Volk nur Ausländer, Lothringer, sah, geübten Willkühr ein Ende zu machen, erzeugte den ersten Aufstand. Da von Gelehrten und Geistlichen in Deutschland und Frankreich, die man befragte, erklärt wurde, ein Widerstand sei rechtmäßig, sobald sich ein Prinz von Geblüt an die Spitze stelle, wußten Condé und Andelot, des Admirals Brüder, die Hugenotten zu bewegen, daß sie den König aus den Händen der Guisen zu entführen suchten; die Leitung des Ganzen sollte dann Condé bekommen. Der Anschlag aber wurde verrathen, der Herzog Franz wurde Generalstatthalter des ganzen Königreichs mit unumschränkter Vollmacht, und die Verfolgungen gegen die Hugenotten wurden mit größter Strenge betrieben. Die Königinnen Katharina und Maria sahen vom Balcon des Schlosses zu Amboise den Hinrichtungen zu, Franz Guise ergötzte sich am Aufhängen der Gefangenen, während er Mittagsmahl hielt. Dennoch glaubte man die Sache auf einem Tag der Notablen zu Fontainebleau zur Sprache bringen zu müssen, aber auf diesem (1561 Aug. 21.) erklärte der Admiral Coligny öffentlich, daß er der neuen Kirche angehöre, und überreichte im Namen der Hugenotten eine Bittschrift um Gewissensfreiheit und Abtretung von Kirchen. Das schien so wichtig, daß man eine allgemeine Ständeversammlung nach Orleans berief; hier fanden sich auch der König von Navarra und sein Bruder Condé ein. Dem letztern wurde als Hochverräther der Prozeß gemacht, die Guisen bestimmten ihn, den man mehr fürchtete als seinen charakterlosen Bruder, zum Tode, auf seinen Todestag, zu dem man den 10. Dec. angesetzt hatte, sollten alle Anhänger der Bourbons und Feinde der Guisen fallen. Schon beschäftigte man sich mit dem Aufschlagen des Schaffots, als König Franz **VI.** so bedenklich erkrankte, daß jede Hoffnung des Wiedergenesens schwand; da verzieh die Königin Katharina dem König Anton, wenn er ihr die Regentscheft abträte, die Guisen bewogen den sterbenden König Franz zu der Erklärung, daß das Verfahren gegen Condé von ihm allein ausgehe, und als Franz **II.** am 14. Dec. gestorben war, war auch Condé's Leben nicht mehr gefährdet.

Unter seinem zehnjährigen Bruder Karl **IX.** kam haupt-

sächlich durch die Königin Katharina und den Kanzler L'Hopital, einen der würdigsten Männer, den Frankreich je hervorgebracht hat, der erste Friede (1562 Jan. 17.) zu St. Germain en Laye, der zugleich eine Toleranz für die Hugenotten enthielt, zu Stande. Allein schon nach wenigen Wochen brach der Herzog Franz von Guise, im Bunde mit dem alten Connetable und dem wankelmüthigen König von Navarra den Frieden, indem er in Vassy das Gotteshaus der Protestanten stürmen und an 60 derselben umbringen ließ. Auf gleiche Weise brach die Wuth der Katholiken gegen die Protestanten an andern Orten des Königreichs aus und es kam zu einem heftigen innern Kriege, der noch zweimal durch Friedensschlüsse beendigt wurde. Der Herzog Franz von Guise war (1563) durch Meuchelmord gefallen; der Mörder sagte auf der Folter aus, der Admiral Coligny habe ihn gedungen; auch Condé war in der Schlacht bei Jarnac (1569) gefallen; da wurde durch den zweiten Frieden von St. Germain en Laye (1570) mit den Hugenotten ein Vertrag abgeschlossen, wodurch sie Religionsfreiheit mit Ausnahme von Paris und dem Hofe, Zulassung zu allen Aemtern, und vier feste Städte als Sicherheitsplätze auf zwei Jahre bekamen.

So sehr auch scheinbar die Religion das Losungswort der Parteien war, so darf doch wohl mit Grund angenommen werden, daß dieß nur etwa bei den Hugenotten, bei den Katholiken aber keineswegs der Fall war. Bei den Katholiken bestanden jetzt eigentlich zwei Parteien, die der Königin und die der Guisen; zur Königin Katharina müssen vor allem ihre zwei Söhne, der König Karl und der jüngere Herzog Heinrich von Anjou gezählt werden; der jüngste Sohn Franz von Alençon und die Tochter Margaretha kommen nicht in Betracht. Der König, damals ohngefähr 20 Jahre alt, hatte von früher Jugend auf eine eben so gemeine als rohe Natur gezeigt, die Wissenschaften waren ihm widerwärtig, die Waffen, selbst ihre Verfertigung, seine Freude; rohem sinnlichen Genuß sich hinzugeben, trug er nicht nur kein Bedenken, sondern scheute sich auch nicht es zu gestehen. Edler oder wenigstens feiner geartet war Heinrich von Anjou, der schon in zwei Schlachten bei Jarnac und Montcontour

die Hugenotten geschlagen hatte, eben so fanatisch als sein Bruder und begierig die Ketzer zu vertilgen. Diesen Wunsch theilte Katharina nur, weil sie das Haus Bourbon, das an dem jungen Heinrich von Navarra und Heinrich Condé wieder treffliche Stützen gefunden hatte, als die nächsten am Thron fürchtete und weil sie diese Partei, durch die Vernichtung ihres Hugenottischen Anhangs, wieder in ihre frühere Unbedeutendheit zu stürzen wünschte. Die Guisen aber, deren Haupt der Herzog Heinrich, Sohn des ermordeten Franz, war, betrachteten zwar allerdings sich selbst als die Vorkämpfer der Katholiken, die Vertilgung der Hugenotten galt ihnen für eine ihrer Familie gebührende Aufgabe, aber Herzog Heinrich war noch durch Blutrache besonders verpflichtet, den Tod seines Vaters an dem Admiral Coligny zu rächen, obgleich dieser seine Unschuld auf alle mögliche Weise betheuerte. Bei der großen Gunst, in welcher das Haus der Guisen beim Volke stand, lag der später von denselben gehegte Plan, bei dem Absterben der Valois und der Ketzerei der Bourbons, sich selbst auf den Thron zu schwingen, der ehrgeizigen Natur des Herzogs Heinrich von Guise ganz nahe, und es ist nicht unmöglich, daß er sich schon damals damit trug. Die Häupter der Hugenotten waren die jungen Prinzen von Navarra und von Condé und der bejahrte hochgeachtete Admiral Coligny, den der König Karl selbst wie einen Vater achtete.

Man hatte den Frieden von St. Germain offenbar nur deswegen abgeschlossen, um die Hugenotten sicher zu machen. Diese Sicherheit noch zu steigern sollte der junge König Heinrich von Navarra mit Katharina's Tochter Margaretha von Valois vermählt werden, König Karl aber bot alles auf, um durch die scheinbarsten Versicherungen des Friedens Alle in die ihnen zubereitete Falle zu locken. So kam denn nicht nur der Admiral Coligny, den keine Vorstellungen seiner Freunde an dem König mißtrauisch machen konnten, es begaben sich auch die Bourbonischen Prinzen, begleitet von Heinrichs Mutter, der Königin Johanna, nach Paris, und alles war mit solcher Sicherheit und Verschwiegenheit eingeleitet, daß selbst der Papst und der König Philipp getäuscht wurden. Ein päpstlicher Legat mußte dem König

Karl dringende Vorstellungen machen, daß er seine Schwester dem ketzerischen Navarra zum Weibe gäbe. Der Admiral Coligny aber suchte den König in einem weitläuftigen Memoire von der Nothwendigkeit und Zuträglichkeit eines Kriegs mit Spanien zu überzeugen und ließ sich auch durch Karls Geneigtheit wirklich täuschen, als würden alle seine Hoffnungen in Erfüllung gehen. Lieber will ich, entgegnete Coligny seinen warnenden Freunden, mich an einem Haken durch die Straßen von Paris schleifen lassen, als noch einmal einen Bürgerkrieg anfangen.

Als das erste Opfer war die Königin Johanna gefallen, welche schon auf dem Wege von Blois nach Paris erkrankt und wenige Tage nach ihrer Ankunft (1572 Juni) gestorben war, wie die — freilich unverbürgte Sage — behauptet, an dem Duft vergifteter Handschuhe, welche ihr die Königin Katharina zum Geschenk machte. Da indessen der ganze Hof für sie Trauer anlegte, konnte man keinen Verdacht aufkommen lassen, der junge König Heinrich kam, nachdem er der Hochzeit seines Vetters Condé beigewohnt hatte, nach Paris und wurde Montag am 18. Aug. im Louvre durch den Kardinal von Bourbon, seinen Oheim, mit Margaretha getraut. Zu dieser Festlichkeit hatten sich theils aus Neugierde, theils in der Ueberzeugung, ihre Partei müsse sich achtungswerth zeigen, eine große Anzahl Hugenotten, gegen 8000, aus allen Theilen des Reiches, eingefunden, rüstige und kriegserfahrne Männer; nicht minder groß war der Anhang, den die Guisen um sich hatten. Bei den Spielen, welche das Fest verherrlichten, konnte es als anzüglich gelten, daß die Sitze der Seligen, das Elysium, welches zwölf Nymphen bewohnten, von dem König und seinen Brüdern Anjou und Alençon vertheidigt, die irrenden Ritter aber, welche unter Heinrich von Navarra's Anführung das Paradies zu erstürmen suchten, alle zurückgetrieben und endlich in die künstliche Hölle, wo Teufelslarven zu sehen waren und Pech und Schwefel dampfte, gestoßen wurden. Freilich konnte man sich an der Wendung des Stücks beruhigen; denn Merkur, auf einem Hahn reitend, und Cupido kamen vom Himmel herab zu den Vertheidigern und machten ihnen Vorstellungen, allein fruchtlos: vielmehr

gingen die Vertheidiger zu den Nymphen, die im Garten spazierten, und führten mit ihnen eine ganze Stunde lang sehr anmuthige Tänze auf, bis endlich die Nymphen für die Unglücklichen im Tartarus ein Fürwort einlegten, ihre Befreiung erwirkten, und nun ein Speerrennen und ein großes Feuerwerk, wodurch die ganze Bühne in die Luft gesprengt wurde, den Tag schloß. Am Donnerstag folgte ein Tournier im Hof des Louvre, in welchem Heinrich von Navarra und der ganze Hof rannten.

Nun wurde in einem geheimen Rathe, dem nur die königliche Familie und ihre nächsten Vertrauten beiwohnten, der Beschluß gefaßt, der alten Parteiung des Landes in die Montmorencys, aus denen die Colignys hervorgegangen seien, und der Guise, ein Ende zu machen, und zwar indem man mit Coligny anfange, mit welchem zugleich die ganze protestantische Partei darniedergeschlagen werde. Würde es dann zum Racheversuch der Protestanten gegen die Guisen kommen, so könnten beide Parteien einander sich selbst aufreiben, und die etwa Uebergebliebenen könnten mit leichter Mühe von dem König selbst mit der Garde vernichtet werden. Hierauf theilte man dem Herzog von Guise so viel mit, als er zu wissen nöthig hatte, und dieser hierdurch zum Mord Coligny's bevollmächtigt, gab einem gewissen Maurevel, der sich schon lang dazu erboten hatte, den Auftrag. Als Freitag am 22. Aug. der Admiral Coligny zu Fuß vom Louvre zurückkehrte, fiel aus einem Fenster, vor dem nur ein Vorhang war, ein Musketenschuß auf ihn, der ihn mit zwei Kugeln in die rechte Hand und in den linken Arm traf. Der Schuß war aus einem den Guisen gehörigen Haus gekommen, und obgleich man den Mörder nicht mehr einholen konnte, war doch der Verdacht zu gewiß. Indessen äußerte der König, als er davon hörte, eine so unbefangene und offene Entrüstung, gab dem König von Navarra und dem jungen Condé mit solcher Heftigkeit und nach seiner Weise mit solchen gräßlichen Schwüren die Versicherung, daß er die That bestrafen wolle, ja bezeugte, als er den Verwundeten nebst dem ganzen Hof persönlich besuchte, eine so warme Theilnahme, daß der mit allem Fug und Recht nun wachgewordene Verdacht

abermals beruhigt wurde. Aber freilich sahen die Verschwornen nun ein, daß sie nicht länger zögern dürften.

Unter den Hugenotten selbst nämlich wurde ernstlich von Maaßregeln für ihre Sicherheit gesprochen; es hatten sich mehrere bedenkliche Anzeichen verlautet: die Katholiken hatten höhnisch gesagt, in wenig Tagen würden sie die Messe hören müssen; auf der Hochzeit würde mehr Blut vergossen werden als Wein; ein vornehmer Hugenotte war gewarnt worden, er solle sich mit seiner Familie einige Tage auf's Land begeben; der Herr von Rochefoucauld war vom Bischof von Valence gemahnt worden, sich auf der Hochzeit nicht sehr zu benebeln, sondern bei Zeiten davon zu gehen; allein gegen die Mehrzahl, die den Worten und Schwüren des Königs unbedingtes Vertrauen schenkte, mußten diese wenigeren Stimmen verstummen.

Da hielt, von diesem Argwohn der Protestanten in Kenntniß gesetzt, die Hofpartei am Samstag Abend den 23. Aug. die letzte Berathung, bei der man sich denn überzeugte, da der Anschlag, mit Coligny's Tod allein die ganze Sache abzumachen, nicht gelungen sei, so müsse man denn nothgedrungen zum Morde aller Protestanten schreiten. Das Volk sei bereits aufgeregt; die Schuld der That werde auf die Guisen fallen, welche sie auch gerne tragen würden. Ob man den jungen König Heinrich verschonen sollte, wurde wegen seines Ranges und der Verschwägerung bejaht, auch der junge Condé erhielt Gnade, da sich der Herzog von Nevers, sein Schwager, für ihn verbürgte. Nun erhielt der Herzog Heinrich von Guise den Auftrag, den Beschluß zu vollziehen, der sich ohne weiters dazu anschickte.

Es war schon tief in der Nacht, einer jener schönen milden Augustnächte, als Guise die Officiere der katholischen Schweizer und der Garden mit dem Willen des Königs bekannt machte, und sie an dem Louvre aufstellte, um diesen Palast vor einem Angriff der Hugenotten zu sichern. Darauf erhielt der Prevot der Kaufleute Charron und sein Vorfahr Claude Marcel davon Nachricht, daß alle zur Vertilgung Colignys und seiner Partei die Waffen ergreifen dürften; sie sollten ihre Mitbürger unterrichten; das Glockengeläute vom

Louvre werde das Zeichen geben: weiße Binden am Arm und weiße Kreuze an den Hüten seien das Abzeichen der Verschwornen: Lichter sollten in den Fenstern aufgestellt werden, um die Scene besser zu beleuchten.

Unter diesen Vorbereitungen war Mitternacht herangekommen und der König nun in der Betrachtung der ungeheuren That, die mit dem nächsten Glockenschlag vor sich gehen würde, in der heftigsten Aufregung. Nur nach langen Vorstellungen, wie schmählich es seyn würde, wenn er diese Gelegenheit, seine Feinde zu vernichten, vorüber gehen lassen wollte, gab er endlich, zum gewohnten Blutdurst erwacht, den Befehl zur Ausführung, und die Königin ließ sofort mit der nähern Glocke von St. Germain l'Auxerrois das Zeichen geben. Die Mordnacht St. Bartholomäus begann.

Schon waren auch auf den Straßen die in Reih und Glied aufgestellten Soldaten mit den Protestanten, die von den Anstalten, wie still sie auch betrieben worden waren, dennoch aufgeschreckt wurden, handgemein geworden, als Guise mit 300 Mann zu Coligny's Wohnung eilte. Auch ihn hatte der Lärm aufgeschreckt, doch vertraute er auf das Wort des Königs und die ihm gegebene Sicherheitswache. Wie er aber die Flintenschüsse im Hofe hörte, da ahnte er, was ihm bevorstehe; er richtete sich im Bett empor, um sich im Gebet zu stärken. Der Diener, welcher die Hausthüre auf das Geheiß: „Im Namen des Königs!" öffnete, wurde niedergestoßen, die inwendig wachehaltenden Schweizer verbarrikadirten sich hinter einer zweiten Thüre mit Tischen, Kisten und anderem Hausgeräth; endlich wurde diese erstürmt und die Officiere der Guisischen Soldaten drangen die Treppe hinauf und in das Gemach des Admirals, von dem eben erst seine Diener und Hausgenossen nebst dem Geistlichen Merlin, der ihm vorgebetet hatte, sich in den oberen Stock und von hier über die Dächer weiter gerettet hatten. Besme, ein Lothringer im Dienste der Guisen, ermordete den hülflosen Greis, der mit derselben Unerschrockenheit, die er in Schlachten gezeigt hatte, auch hier dem Tod entgegen ging. Im Hofe waren die Herzoge von Guise, Angoulesme und Aumale zurückgeblieben; Guise rief hinauf: ob es geschehen? und als Besme mit ja

antwortete, verlangte der Herzog, weil Angoulesme es nicht glauben wollte, daß man den Leichnam zum Fenster herabstürze. Auch dies geschah; von dem besudelten und entstellten Haupt wischte Angoulesme das Blut ab, um sich zu überzeugen, und nun erst gingen sie an die weitere That. Der Leichnam Coligny's wurde von dem nun hereindringenden Volke schmählich verstümmelt, Hände und Füße abgehauen, der Kopf abgeschlagen und erst der Königin, dann dem Papst gesendet, der Rumpf durch die Straßen geschleift, an den Galgen von Montfaucon gehängt, und hier durch ein gelindes Feuer geröstet; erst nach mehreren Tagen von Franz Montmorency, der sich noch zu rechter Zeit geflüchtet hatte, heimlich bei nächtlicher Weile abgenommen und zu Chantilly beerdigt.

Die Geschichte hat die weiteren Vorgänge dieser schauderhaften Nacht mit undankbarer Genauigkeit aufbewahrt; möge uns jedoch das Detail dieser einzigen Thatsache genügen, und wer Lust dazu hat, sich aus diesem Beispiel selber ein Bild erschaffen, das durch Fanatismus, Blutdurst, persönlichen Haß modificirt und variirt jenen ersten Mord mehr als zweitausendmal vervielfältigt. Es sind diese Mordscenen nicht die ersten noch die letzten in der französischen und insbesondere in der pariser Geschichte; der eben so fanatische als blutdürstige Sinn des pariser Pöbels hat noch oft sich zu zeigen Gelegenheit gehabt. Nur das sei noch erwähnt, daß die beiden im Louvre wohnenden Prinzen, der König von Navarra und sein Vetter Heinrich von Condé, vom König Karl sofort vorgeladen und hart bedroht wurden, wenn sie nicht sogleich wieder zur katholischen Religion zurückkehrten, wozu jedoch nur Navarra im ersten Schrecken sich bereit erklärte, Condé erst nach mehreren Tagen; daß erzählt wird, obgleich nicht verbürgt, der König selbst, in bleicher fieberhaft aufgeregter Gestalt, habe von einem Fenster des Louvre auf die jenseits der Seine fliehenden Hugenotten geschossen; daß am andern Morgen an 2000 und, da auch am Tage noch fortgemordet wurde, am zweiten Tag gegen 10,000 Leichen in den Straßen von Paris lagen oder in dem Fluß hinabschwammen; daß die Königin Katharina mit ihren Hofdamen selbst unter den Leichen lustwandelte, um die Neugier über das Aussehn

der Todten zu befriedigen, und daß diese That auch in den Provinzen nachgeahmt wurde, vor Allem in Lyon, wo der Statthalter Mandelot, obgleich auf der Seite der Guisen, doch vor dem grauenvollen Befehl zurückbebte und die Hugenotten anfangs in Gefängnisse bringen ließ, um sie der Wuth des Volks zu entziehen, endlich aber, als er nicht länger anstehen durfte, sie umbringen zu lassen, und sowohl der Scharfrichter sich weigerte, zu einer so ungesetzlichen und formlosen That seine Hand zu bieten, als auch die Besatzung es mit ihrer militärischen Ehre unvereinbar fand, arme Leute, die ihr nichts zu Leide gethan hatten, abzuschlachten, die Hefe des Volks dieses Geschäft übernahm. Da den Haufen der Gemordeten auch überhaupt ein Begräbniß versagt wurde, warf man sie ins Wasser, zum Gräuel und Abscheu der wenn auch streng katholischen Bevölkerung der an der Rhone liegenden Städte Vienne, Valence, Avignon, zu denen die Leichen getrieben wurden, besonders Arles, wo man das Flußwasser auch als Trinkwasser gebrauchte. In Rom und Madrid erzeugte die Botschaft den lautesten Jubel; nun erst, sagte König Philipp, sehe er, wie redlich es König Karl mit ihm meine; und einer der größten Gelehrten der damaligen Zeit, der berühmte Marc Anton Muret, der wie kein anderer in den Geist der lateinischen Sprache eingedrungen war und Cicero's Kunst in sich wiedererzeugt hatte, mißbrauchte und entwürdigte die edelste Gabe des Menschen, die Gabe des Wortes, um in einer kunstreich ausgearbeiteten Rede vor dem Papst Gregor **XIII.** die Allmacht Gottes zu preisen, der seine Feinde und Widersacher so habe zu Boden schlagen wollen. Nur der edle Kaiser Maximilian sprach seine Misbilligung der That aus, und Königin Elisabeth von England legte Trauer an, als sie den französischen Gesandten empfing. Der König Karl, von Stund an von den Schreckbildern der Bartholomäusnacht verfolgt, durch Ausschweifungen geschwächt, durch Leidenschaften aufgezehrt, verlebte noch ohngefähr zwei Jahre ohne Rast und Ruhe, in steter Angst und Bangigkeit bei Nacht und Tag. Als er 1574 Mai 30. ohne einen Sohn mit seiner edlen Gemahlin Elisabeth von Oesterreich erzielt zu haben, unter Fluchen und Gebeten, die abwechselnd aus sei-

nem Munde strömten, gestorben war, kam die Krone an seinen Bruder, der Königin Katharina dritten Sohn, Heinrich von Anjou, König von Polen.

Es dürfte kaum nöthig seyn zu bemerken, daß die Bartholomäusnacht zwar den Hugenotten einen großen Schlag versetzt, aber die Absichten der Guisen und des Hofes keineswegs erfüllt hatte; der Krieg brach aufs Neue aus, als man den Protestanten den Rest ihrer festen Plätze vollends nehmen wollte; in LaRochelle hielten sich die Bürger so lange, bis Heinrich von Anjou, der unterdessen zum König von Polen erwählt worden war, ihnen (1573 Jul. 1.) einen sehr günstigen Frieden gewährte, so daß alle Vortheile der Mordnacht dadurch vereitelt waren. Aber die gräuliche Verwirrung am Hofe erzeugte den Bürgerkrieg immer wieder aufs Neue, und als nach Karls Tod sein Bruder Heinrich von seinem polnischen Thron in Krakau entfloh, um den ihm schon längst von seiner Mutter Katharina, deren Liebling er war, bestimmten Thron Frankreichs zu besteigen, stürzte seine Schwäche das Reich immer tiefer in den Abgrund.

Nicht leicht wird die frühere Lebensweise eines Fürsten so sehr von den spätern Lügen gestraft, als dies bei Heinrich **III.**, dem letzten aus dem Hause Valois, der Fall war. Wenn er auch von den Lastern des Hofes so wenig als ein anderer seines Geblütes frei geblieben war, so hatte er sich doch rühmlich im Kriege ausgezeichnet; die Hugenotten kannten ihn als den Sieger in mehreren Schlachten, als den Bezwinger des festen Rochelle. Auf dem Thron angelangt erscheint er ein ganz anderer Mann. Andächtelei und die albernsten Liebhabereien gingen neben einander; mit seiner Gemahlin Louise von Vaudemont, aus dem Hause der Guisen, besuchte er täglich die Kirchen und Klöster, um daselbst zu beten und sich zu unterhalten, fuhr aber auch mit ihr in den Straßen umher und fing alle jungen Hunde weg, die ihm gefielen, zum großen Aerger der Damen, die sich so ihrer Schooshunde beraubt sahen; er ging in einer von ihm gestifteten Brüderschaft der Büßenden zu Ehren von Mariä Verkündigung ohne weitere Auszeichnung, als ein Büßerhemd von weißer holländischer Leinwand, in der Prozession durch die

Straßen, zum Gespött und Hohn der Pariser; er ging aber auch im Louvre mit einem Korb umher, in welchem er die jungen Hunde hatte. Von solchen Possen, von Putz, vom Zuschnitt der Kleider zu reden, war ihm ernsthafte Beschäftigung; junge Leute von geringem Adel, die man seine Mignons hieß, manche darunter nicht ohne Verdienst, besaßen sein ganzes Vertrauen. Die Verschuldung des Staates, der fortwährend die Lasten des Bürgerkriegs und eines unsinnigen Hoflebens zu tragen hatte, wurde immer größer. Hatte die Leitung der Geschäfte auch die alte Königin Katharina, so war doch die Unzufriedenheit der Franzosen damit nicht gestillt, denn diesen war sie verhaßt, als eine ausländische Fürstin.

Nimmt man einem so verächtlich gewordenen König gegenüber, der sich vor seinem jüngern Bruder Franz, den die wiederauflebende Partei der Montmorency ihm gegenüberzustellen suchte, dadurch schützen wollte, daß er die Hugenotten auf seine Seite zog, den für die Religion fanatischeifrigen, als Krieger bekannten und gefürchteten, selten anders als im Kriegskleid erscheinenden Herzog Heinrich von Guise, so konnte wohl keine Frage seyn, für wen sich die öffentliche Stimme entschied. Der Herzog hatte (1576) die heilige Liga, einen Bund zur Aufrechthaltung der katholischen Religion, gestiftet, durch den der Kampf mit den Andersgläubigen konsolidirt und zugleich ein Staat im Staate selbst gegründet wurde. Von dieser Zeit an traten die Absichten der Guisen auf die Krone selbst hervor, sie ließen sich ein Geschlechtsregister, das bis auf Karl den Großen ging, verfertigen, und man sprach laut davon, da weder der König noch sein jüngerer Bruder Aussicht auf Nachkommenschaft hätte, so müßte dafür gesorgt werden, daß die Krone einst auf einen rechtgläubigen, ihrer würdigen Prinzen komme. Diese Aeußerungen wurden besonders laut, als der jüngste Sohn Katharina's, Franz (1583.) an der Auszehrung gestorben war. Bei den immer stärker hervortretenden Planen des Hauses Guise für welches die Stadt Paris ganz gewonnen war, aus der König Heinrich (1588 Mai) an dem Tag der Barrikaden vertrieben wurde, blieb diesem nichts anders übrig, als sich an die Spitze der Ligue zu stellen und

dem Scheine nach also mit Guise auszusöhnen. Als er diesen dadurch sicher gemacht hatte, ließ er ihn (24. Dec.) in seinem Vorzimmer ermorden. Ein paar Tage darauf that er dem Kardinal von Lothringen ein Gleiches. So glaubte er endlich Herr von Frankreich geworden zu seyn. Der Jammer, nicht das Mitleid mit den Guisen, beschleunigte den Tod der 71 jährigen Königin.

Nun aber erklärte die Liga, mit ihr die Städte Paris, Orleans, Chartres ꝛc., das Volk sei seiner Pflichten gegen einen solchen König ledig, seine Wappen wurden abgerissen, seine Anhänger wurden ermordet, der Papst drohte mit dem Bann. Der Zustand Frankreichs war in der That schaudererregend; in Blois war der König Heinrich, in Paris die Ligue, nun unter dem jüngsten Guise Karl von Mayenne; beiden entgegen die Hugenotten unter dem König von Navarra, der sich schon längst von dem gezwungenen Uebertritt wieder losgemacht und für die Hugenotten erklärt hatte. Seine persönliche Liebenswürdigkeit gewann ihm aller Herzen, seine Tapferkeit hatte ihn bereits den Liguisten und den Königlichen furchtbar gemacht, er hatte mit seinen Gascognern, in deren Reihen Hugenottische Priester die Begeisterung anfochten, über das königliche Heer von doppelt stärkerer Anzahl und glänzend schöner Rüstung bei Coutras (1587. Oct. 20.) einen ausgezeichneten Sieg erfochten, seine Treue und Zuverlässigkeit war bekannt, die alte Königin hatte ihn noch auf ihrem Todtenbette als den nächsten am Throne bezeichnet, und so ergriff Heinrich **III.** gewiß den besten Ausweg, als er sich mit ihm, Heinrich von Navarra, (1589. April) aussöhnte, und beide nun gemeinschaftlich vor Paris rückten. Hier aber ermordete (1. Aug.) ein junger Dominikaner Mönch Namens Jacques Clément den König Heinrich, den letzten Valois.

Nun wurde zwar vom Heer, wenigstens größtentheils, Heinrich von Navarra, als Heinrich **IV.** anerkannt, aber gegen ihn, als Hugenotten, bot nun die Liga, der Papst, und Philipp von Spanien, alle Gewalt auf. Weder die glänzende Schlacht (1590.) von Ivry, bei der Heinrichs weißer Federbusch den Seinigen auf dem Wege der Ehre und der

Gefahr überall voran leuchtete, noch die Hungersnoth, durch welche Paris aufs Aeußerste gebracht wurde, waren jedoch im Stande, ihm die Krone zu verschaffen; erst als er (1593.) in St. Denis die katholische Religion wieder angenommen, daselbst die erste Messe gehört hatte, zerfiel die Macht der Liga; er zog (1594.) in Paris ein, das, wie er sagte, wohl eine Messe werth wäre. Ihm verdankte Frankreich die allmählige Wiederherstellung der Ruhe, das Ende der Bürgerkriege, ein geordnetes Finanzwesen durch seinen treuen Freund Sülly, Herrn von Rosny, eine geachtete Stellung nach Außen, ohne kriegerischen Eingriff in die Nachbarlande, und im Innern den allmählig wiederkehrenden, von dem König selbst allen seinen Unterthanen von Herzen gewünschten Wohlstand. Gegen das viele Gute, das er seinem Lande that, und gegen die edle selbst von seinen Feinden anerkannte Gesinnung können die Mißgriffe in der Verwaltung, die er mit allen andern damaligen Fürsten gemein hatte, und die leichte Erregbarkeit seines Temperaments gewiß nicht als etwas Wesentliches geltend gemacht werden. Gewiß ist, daß Heinrich von seinem Volke wahrhaft geliebt wurde, und daß, als ihn am 14. Mai 1610. der Mordstahl des von Jesuiten geleiteten Franz Ravaillac hinwegraffte, alle Franzosen die einstimmige Ueberzeugung durchdrang, sie hätten den besten ihrer Könige, einen wahren Vater des Vaterlandes verloren.

Aber indem wir bis hieher den Faden der Begebenheiten verfolgt haben, müssen wir uns gestehen, daß uns die politischen Ereignisse so in Anspruch genommen haben, daß uns das, wovon wir ausgingen, die reformatorische Tendenz, eigentlich entschwunden ist. Mit Recht fragt man daher, was ist aus den Hugenotten geworden, den treuen Schlachtgefährten Heinrichs von Navarra? hat er sie preisgegeben, oder ihnen ein dankbares Andenken bewahrt? Undank lag nicht in Heinrichs Charakter, aber auch die Staatsklugheit gebot, diejenige Partei zu unterstützen, die dem König mit der größten Treue bisher beigestanden und ihre eigene Kraft kennen gelernt hatte. Daher gab Heinrich seinen ehemaligen Glaubensgenossen durch das Edict von Nantes (1598. April 13.) eine zwar ausgedehntere Religionsfreiheit als sie früher gehabt, in politi-

scher Hinsicht stand den Hugenotten nichts mehr im Wege, aber die Ausübung ihres Cultus war fortwährend beschränkt. Sie blieben fortan nur geduldet und die religiöse Frage war für Frankreich damit vor der Hand beendigt. Die katholische Religion war die herrschende geblieben. Aber mit der Halbheit des Sieges war sie eben so unzufrieden, als die hugenottische Partei sich mit Fug und Recht über die Unvollkommenheit ihrer Religionsfreiheit beklagen zu können glaubte. Beide Parteien blieben einander feindlich und erbittert gegenüber. Andere Fragen jedoch drängten sich mit größerer Wichtigkeit in den Vordergrund.

Ehe wir aber zu der von Heinrichs Enkel unternommenen gänzlichen Vertilgung der Reformirten übergehen, haben wir noch andere Richtungen der Reformation zu verfolgen, zunächst in den Englischen Angelegenheiten.

V.

Reformation in England. Die Königinnen Elisabeth Tudor und Maria Stuart.

Lage England's. — Verhältniß zwischen Regierung und Regierten. — Das Parlament. — Heinrich VIII. — Scheidungsgeschichte Heinrich's und Streit mit dem Papst. — Reformation in England. — Johanna Gray und Maria Tudor. — Reaktion gegen die Reformation. — Elisabeth. — Streit mit dem Papst. — Schottland. — Maria Stuart. — Reformation in Schottland. — Maria's Mißverhältniß zu ihren Unterthanen. — Heinrich Darnley. — Rizio's Ermordung. — Darnley's Ermordung. — Graf Bothwel's Heirath mit Maria. — Maria's Absetzung. — Flucht nach England. — Maria's Verkehr mit Bothwel ist ihre größte Schuld. — Gründe Elisabeth's gegen Maria. — Babington's Verschwörung. — Elisabeth unterzeichnet das Todesurtheil. — Maria's Hinrichtung. — Elisabeth's glorreiche Regierung und Tod. —

Aus dem Bisherigen dürfte uns klar geworden seyn, wie die Reformation in Frankreich nur dadurch bedeutend wurde, daß sie von einer derjenigen Parteien, die um den Einfluß auf die Regierung buhlten, ergriffen und vertheidigt, und daher auch von den politischen Gegnern derselben auf das heftigste bekämpft wurde. Sobald aber die politische Bedeutung der Faktion, die sich für sie erklärt hatte, gesunken war, was geschah, sobald Heinrich IV., um seine Gegner zu versöhnen, wieder katholisch geworden war, hörte auch die Bedeutung der Reformation für Frankreich selbst auf, und in einer Zeit, die sich von der Idee einer Staatsreligion noch nicht frei gemacht hatte, konnte die politische Fortdauer einer Religionspartei, wie die hugenottische, mit der Ruhe des Staates selbst allerdings unverträglich erscheinen. Aus diesem Gesichtspunkte würde sich die von Ludwig XIV. später beliebte Rücknahme des Edikts von Nantes vielleicht entschuldigen lassen, wenn ihn nur, wie wir später sehen werden, diese politischen, nicht aber andere beschränktreligiöse Gründe zu diesem Schritte bewogen hätten. Immer aber bleibt die Existenz der Reformation in Frankreich gleich von ihrem

ersten

ersten Anfang an, als sich der Admiral Coligny öffentlich für einen Reformirten zu erklären kein Bedenken trug, durch die in diesem Lande herrschenden politischen Parteien hauptsächlich bedingt, eben so wie in den Niederlanden die Opposition gegen den Druck der Spanier mit der Reformation Hand in Hand ging und auch von den Spaniern diese Vereinigung recht wohl begriffen wurde. Es ist das nothwendige Schicksal aller großen Ideen, durch das Heraustreten aus dem Reich des Geistes, das sie empfangen und geboren hat, in eine derbere und gröbere Sinnenwelt versetzt zu werden und dadurch ihrer ideellen Herrlichkeit verlustig zu gehen; es erfüllt mit schmerzlicher Empfindung, daß diesem Schicksal nichts, selbst das Erhabenste nicht auf die Dauer zu entgehen vermag; und wir sehen mit Bedauern die herrlichsten Strahlen des menschlichen Geistes von der Gemeinheit zu ihren profanen Zwecken gemißbraucht und zur Fassung des edelsten Gesteins die niedrigsten und widerwärtigsten Stoffe gewählt. Ich fühle mich zu diesen Betrachtungen genöthigt, nicht weil die deutsche Reformation, diese gewiß am wenigsten unter Allen, mir dazu Anlaß gegeben hätte, auch in den niederländischen und französischen Geschichten ist der Kampf mit despotischem Joche und gegen einen sittlich verderbten, aller Ehrenhaftigkeit baren Hof den reformatorischen Bestrebungen immer noch ebenbürtig und giebt zur Genüge Ersatz für die dabei vorkommenden Motive kleinlicher Eitelkeit und leeren Ehrgeizes; aber ich kann mich nicht entschlagen sie anzustellen, wie ich auch schon in unserer zweiten Betrachtung mich darüber ausgesprochen habe, indem ich nun zu der Reformation in einem Lande übergehe, wo sie ebenfalls frühzeitig eindrang und eine große Bedeutung erlangte, nämlich in England.

England war nach furchtbaren Kriegen mit Frankreich und in seinem Innern erst am Ende des Mittelalters zu einiger Ruhe gekommen. Nachdem in dem hundertjährigen Krieg mit Frankreich (1340 — 1440) sich die Kraft des Landes fast erschöpft hatte, stürzte der fürchterliche Bürgerkrieg zwischen den Häusern York und Lancaster, der weißen und rothen Rose, wie sie gewöhnlich nach ihrem Parteizeichen

genannt werden, das Land in solches Elend, daß es gerne die Regierung Heinrich VII., des Siegers von Bosworth, trotz all seiner Habsucht und Ungerechtigkeit, erduldete. In diesen mörderischen Schlachten war nicht nur die Blüthe des Adels, des eigentlichen Kriegerstandes, in England gefallen, sondern durch die Wuth der Parteien der Adel überhaupt so ausgerottet worden, daß es, wozu auch die später wiederkehrenden bürgerlichen Unruhen noch mehr beitrugen, kein Land giebt, dessen Adel so neu wäre wie der englische, auf den nur hauptsächlich durch Heirath, indem die weibliche Erbfolge an die Stelle der männlichen trat, die alten Titel und Familiennamen übergetragen werden. Nachdem sich unter dem ersten König aus dem Hause Tudor, Heinrich VII., das Land wieder erholt hatte, wozu der steigende Handel, in welchem England jedoch damals noch von den Hansestädten sehr beeinträchtigt war, besonders beitrug, begann unter seinem Sohn Heinrich VIII. England wieder den früheren Rang unter den übrigen Staaten einzunehmen, obwohl sich nur Irland unter seinem Scepter befand. Schottland hatte seine eigenen Könige aus dem Hause Stuart. Nach öfteren Kriegen mit England, welche theils der nachbarliche Haß, theils die Grenzstreitigkeiten, theils Raubluft der Schotten und Ungerechtigkeit der Engländer veranlaßt hatten, war seit Heinrichs VIII. Regierungsantritt (1509) Ruhe, da er seiner Schwester Margaretha, Wittwe (1513) von Jacob IV., zu lieb den Sieg von Flowdon nicht benutzte. In beiden Ländern, Schottland sowohl als England, fand die Reformation Eingang. In England aber fand sie eine besondere Stütze an den Privatleidenschaften des Königs.

Wir müssen für jene Zeit den Begriff eines beschränkten Regiments, an das wir gewöhnlich denken, wenn von einem König von England die Rede ist, ganz aufgeben. Nicht als ob nicht wirklich Schranken da gewesen wären. Vielmehr war in England früher als in einem andern Lande das Verhältniß zwischen Regierung und Regierten durch den Vertrag der Magna charta (1215) zuerst regulirt worden, unter der folgenden Regierung hatten wiederholte Uebertretungen dieses Vertrags von Seiten des

obendrein stets schwachen und hülfebedürftigen Königs am Ende einen Aufstand veranlaßt, der die Rechte der Krone, obgleich nur vorübergehend, noch mehr beschränkte, und selbst Eduard I., einer der mächtigsten Könige, welche England jemals besaß, hatte, um Unterstützungen für seine Kriege mit Flandern und Schottland zu haben, sich nicht entheben können, die Magna charta zu beschwören. Unter seinem Enkel Eduard III. bildete sich (1350) das System der zwei Kammern oder Häuser aus, indem das Haus der Lords die hohe Geistlichkeit und den hohen Adel, das Haus der Gemeinen aber die niedere Geistlichkeit, den niederen Adel, und die Abgeordneten der bevorrechteten Städte umfaßte. Indessen fehlte noch viel, daß dieses Parlament den königlichen Willen sehr beschränkt hätte. Es läßt sich vielmehr aus den nächsten Regierungen eine solche wetterfahnenartige Geschmeidigkeit dieses Instituts belegen, daß man einen sehr schlechten Begriff von seiner Wirksamkeit bekommt. In den gewaltsamen Zeiten der Bürgerkriege zwischen York und Lancaster stimmte es jedesmal so wie eben gerade die herrschende Partei es haben wollte; wer eine freie selbstständige Meinung in diesem brittischen Senat von Königen hätte suchen wollen, würde sich gewaltig irren. Die Strenge, mit welcher der erste König aus dem Hause Tudor regierte, ließ eine Opposition gegen den königlichen Willen überhaupt nicht aufkommen, und sein Sohn, voll Ueberzeugung von der Tiefe und Trefflichkeit seines Verstandes, würde in jedem Widerspruch vollends einen Hochverrath entdeckt haben. England war demnach nicht minder als Frankreich auf dem geraden Wege zum Despotismus, obgleich Grundbedingungen sowohl in den geschlossenen Verträgen als auch in dem innern Charakter des Volks lagen, wodurch diese Regierungsform, zu welcher alles Ernstes mehrmal angesetzt wurde, am Ende doch gänzlich mißrieth.

Heinrich VIII. gehört zu den Königen, die, weil sie von Natur leidlich begabt, mit genugsamem Verstande ausgerüstet und auf eine ihrer Stellung angemessene Weise unterrichtet und gebildet worden sind, aber dabei allen sittlichen Haltes und der Ueberzeugung entbehren, daß sie auch

auf ihrer Höhe doch nur dem allgemeinen Sittengesetz zu gehorchen haben, einer sittlichen wie einer geistigen Verrücktheit gleich nahe sind. Als Luther auftrat, ergriff der nicht ungelehrte König die Feder und schrieb (1521) mit großer Heftigkeit gegen ihn, wofür zwar Luther nach seiner Weise mit der solidesten Grobheit von der Welt antwortete, der König aber von Papst Leo X. den Titel eines Vertheidigers des Glaubens bekam. Damals war also an eine Einführung der Reformation auch nicht entfernt zu denken. Vielmehr wurden die Strafen gegen Ketzer von Heinrich und seinem allmächtigen Minister, dem Cardinal Wolsey, mit der größten Strenge gehandhabt. Lutheraner eben sowohl als Lollharden, wie man die heimlichen Anhänger Wiklefs nannte, wurden ohne Barmherzigkeit verbrannt. Bei dieser Rechtgläubigkeit des Königs erlaubte ihm wohl auch der Papst, zur Verbesserung des königlichen Einkommens, welches für Heinrichs Prunksucht und Verschwendung nie ausreichte, die den reichen von dem Vater hinterlassenen Schatz von 1,800,000 Pf. St. schnell verschlungen hatten, ein und das andere Kloster einzuziehen.

Diese Willfährigkeit mochte den König veranlassen, an den Papst auch eine andere Bitte zu stellen. Heinrich hatte gleich nach seinem Regierungsantritt die Wittwe seines Bruders Arthur, Katharina von Aragon, geheirathet, obgleich sie acht Jahre älter war, weil diese Verbindung nicht nur überhaupt für vortheilhaft sondern besonders deßwegen für zweckmäßig erachtet wurde, weil so die reiche Mitgift der Prinzessin nicht zurückgezahlt zu werden brauchte. Weil die Ehe mit der Wittwe des Bruders nach kirchlichen Gesetzen verboten ist, so hatte man dazu vom Papst Dispensation eingeholt, und es ist ganz gewiß, daß den König bisher, nachdem ihm seine Gemahlin fünf Kinder geboren hatte, von welchen aber nur eine Tochter Maria am Leben blieb, kein Zweifel über die Rechtmäßigkeit seiner Ehe befallen hatte. Anders aber wurde dieß, als er seiner ältern, sehr ernsten, religiösen Andachtsübungen mit großem Eifer obliegenden Gemahlin überdrüssig zu werden anfing, und ihr Hoffräulein Anna Boleyn, von großer Liebenswürdigkeit der Person und des Betragens,

kennen lernte. Von dieser Zeit (1526.) an wendete er sich an den Papst um Scheidung, die — wie nicht geleugnet werden kann — in ähnlichen Fällen nie versagt worden war, um welche aber Heinrich nun, da Papst Clemens VII. damals sich mit dem Kaiser Karl, dessen Tante die Königin Katharina war, nicht wieder verfeinden wollte, vergeblich einkam. Da wandte er sich nach mehrjähriger Geduld an das Urtheil einer großen Zahl Universitäten, welche fast alle die erste Ehe mit Katharina für ungültig erklärten, worauf er den Scheidungsprozeß vor einem eigenen Gerichte in England einleiten und beendigen ließ, und (1532.) die Anna Boleyn heirathete, welche (1533.) die Prinzessin Elisabeth gebar. Zog ihm nun dieser Schritt den Bannfluch des Papstes (1534.) zu und ließ er sich auch von der englischen Kirche als Oberhaupt derselben anerkennen, wodurch er eine Art von Chalif wurde und in kirchlicher Hinsicht alle Gewalt erlangte, die er nun auch zu einer Art von Reformation, eigentlich nur Einziehung von Klöstern, die vom Parlamente insgesammt der Krone zugewiesen wurden, verwendete, so war er doch auf der andern Seite eifrig bemüht, die Anhänger Luthers, den er zu hassen nicht aufhörte, zu verfolgen. Wer das Supremat des Königs nicht anerkannte, wurde hingerichtet, und wer sich erlaubte von der herrschenden Kirche abzuweichen, wurde am Leben gestraft. Die von König und Parlament verübte, mit dem Schein des Rechts überkleidete Bilderstürmerei in Kirchen und Klöstern ist ärger, als was von rohem Gesindel in den Niederlanden gethan worden ist, und während in Deutschland auf die aus der Einziehung der Klöster erwachsenen Mittel das Schulwesen und neben demselben auch andere heilsame Anstalten begründet worden sind, wies Heinrich die deßhalb an ihn gerichteten Vorstellungen ohne weiters zurück. Da der Papst (1538.) den Bannfluch wiederholte, bemühte sich der König nur noch mehr seine Rechtgläubigkeit zu erweisen, und ließ vom Parlament „die Brodverwandlung, „die Austheilung des Abendmahls in einer Gestalt, die Un„auflöslichkeit des Gelübdes der Keuschheit, die Nützlichkeit „der Privatmessen, die Nothwendigkeit des Cölibats und der „Ohrenbeichte," als diejenigen Punkte bekannt machen, die

jeder glauben müßte. Später kamen noch andere Vorschriften hinzu, die alle vom König selbst ausgingen; von denen nur noch erwähnt werden möge, daß die Bibel weder in der Kirche noch von Leuten geringen Standes gelesen werden durfte, und ein königliches Gebetbuch nicht nur öffentlich sondern auch für Stuben und Kammern das einzige war, aus welchem man sich erbauen sollte. England bot damals den sonderbarsten Anblick dar, und ein Reisender äußerte sich: es sei das seltsamste Land, die Katholiken würden verbrannt und die Protestanten gehängt.

Es möge zur Charakteristik dieses Königs noch hinzugesetzt werden, daß er außer Katharina von Aragon und Anna Boleyn, die er 1536 wegen Verdachts der Untreue hatte enthaupten lassen, noch viermal verheirathet war; von Johanna Seymour schied ihn der Tod im Wochenbette, Anna von Cleve verstieß er, weil sie ihm zu häßlich war, Katharina Howard ließ er, weil sie vor ihrer Verheirathung Liebeshändel gehabt hatte, enthaupten, und nur Katharina Parr hatte das Glück, diesen modernen Blaubart (st. 1547.) zu überleben.

Auf diese Weise nahm die Reformation in England ihren Anfang, die anfangs in einem bloßen Aufheben der päpstlichen Autorität bestand, welche auf den Landesherrn übertragen wurde; hierauf war die Einziehung der Klöster und einzelne Bestimmungen auch in dogmatischer Hinsicht gefolgt; alles aber nur nach Willkühr des Königs, der in der Religion so gut wie in andern Dingen seinen eigenen Willen durchsetzte. Erst unter seinem minderjährigen Sohn Eduard VI., für den sein Oheim, der Herzog von Somerset, als Lordprotektor das Regiment führte, wurde dem eigentlichen Geiste der lutherischen Lehre näher getreten, es wurde der Gottesdienst in englischer Sprache gefeiert, die Messe abgeschafft, die Feiertage beschränkt; dagegen aber blieb die Bilderstürmerei so arg wie vorher, von den eingezogenen Kirchengütern wurde nur die Krone bereichert, keineswegs aber, wie man versprach, Schulen errichtet, und in der Unduldsamkeit wetteiferte die nun siegreiche Partei der Protestanten mit der Katholischen. Es hieß: gegen die Sünde der Ketzerei nachsichtig seyn, sei selbst eine Sünde. Eine Frau, welche leugnete oder vielmehr

nicht begreifen konnte, daß Christus im Mutterleib Fleisch von der Maria angenommen, wurde verbrannt. Die früher in vieler Hinsicht wohlthätigen Klöster wurden, da gar nichts an ihre Stelle getreten war, besonders von dem Landvolke sehr vermißt.

Mit dem Tode des jungen Königs Eduard V. (1553. Jun. 11.) wurde dieser mangelhafte Zustand noch schlimmer, denn er hatte sich auf dem Sterbebette bewegen lassen, seine Schwestern Maria und Elisabeth, denen nach dem Testament Heinrichs VIII. die Thronfolge zukam, auszuschließen, und einer Enkelin von seiner (Heinrichs) Schwester die Krone zu übertragen. Diese, Johanna Gray, 16 Jahre alt, schön, gebildet, war dadurch nur zu einem frühzeitigen Tode gekommen, denn die Prinzessin Maria behauptete ihr Recht, die ganze Bevölkerung des Landes erklärte sich für sie, und Johanna Gray wurde, um die aus verschiedenen Ursachen ausbrechenden Aufstände zu dämpfen, nach einem mehrmonatlichen Gefängniß (1554. Febr. 12.) nebst ihrem Gemahl und ihrem Vater hingerichtet. Der Blutdurst der Engländer hat zugleich etwas Pedantisches, sie sind nicht gleich den Franzosen zu schneller Rache und zum Meuchelmord bereit, das Feierlichumständliche des Justizmordes sagt ihnen aber ganz besonders zu, und die Hinrichtung erlauchter, mit dem höchsten Zeichen weltlicher Würde geschmückter Personen giebt ihnen die größte Unterhaltung. Wie wenig nun die Reformation Wurzel geschlagen hatte, konnte man daraus sehen, daß von dem Parlament alle Gesetze Eduards, welche die Reformation betrafen, aufgehoben, daß alle Lehren der alten Kirche vertheidigt, und (1555. Jan. 25.) ein großes Dankfest für Wiederherstellung der alten Kirche gehalten wurde.

Nur durch Maria's Heirath mit Philipp von Spanien scheint das sklavischgesinnte Parlament zu einigem Widerstand aufgeregt worden zu seyn; zu hintertreiben vermochte es dieselbe nicht; aber es willigte wenigstens nicht in seine Krönung, so daß er nur der Gemahl der Königin aber ohne Antheil an der Regierung blieb. Durch seinen mittelbaren Einfluß aber wurden alle, welche gegen die katholische Religion

fehlten, mit den von der Kirche vorgeschriebenen Strafen verfolgt. Der Bischof Hooper von Gloucester, früher der Vertheidiger von Mariens Ansprüchen auf die Krone, wurde auf einem Holzstoße von feuchtem Holz verbrannt, die Leichen der schon längst Begrabenen wurden wieder ausgegraben und zum Scheiterhaufen verurtheilt, und in allem soll die Zahl der unter Maria's Regierung Verbrannten 4 Bischöffe, 20 Geistliche, 8 Adelige, 84 Bürger und Kaufleute, 100 Landleute und Dienstboten, 55 Weiber und 4 Kinder betragen haben. Wie immer trugen auch hier die Verfolgungen eher zur Befestigung als zur Erschütterung der Reformation bei. Als Maria (1558. Nov. 17.) in einem Alter von 43 Jahren starb, ging die Lage des ganzen Landes einem nicht nur in religiöser sondern auch in politischer Hinsicht bessern Zustande entgegen.

Elisabeth, die Tochter Heinrichs **VIII.** und der Anna Boleyn, wurde nun in einem Alter von 25 Jahren als Königin ausgerufen. Von der Gefangenschaft, in welcher sie von der katholischen Maria gehalten worden war, nun auf den Thron sich erhoben zu sehen, welcher Wechsel! aber ihn zu ertragen war der Geist Elisabeths schon von Jugend auf gewöhnt worden. Im dritten Lebensjahre ihrer Mutter beraubt hatte sie anfangs den drückendsten Mangel ertragen müssen, erst später legte sich der Zorn Heinrichs und es wurde für ihre Erziehung Sorge getragen, der sie auch alle Ehre machte. In einem Alter von 16 Jahren sprach sie französisch, italienisch und lateinisch mit großer Gewandtheit, konnte sich auch im Griechischen mit einiger Fertigkeit ausdrücken, und bildete ihren Ausdruck an den ernsthaftesten Schriften des griechischen und römischen Alterthums, während sie im Religionsunterricht sich außer der Quelle der Bibel selbst hauptsächlich der **Loci communes** des Melanchthon bediente. Auch in der Geschichte ihres Vaterlandes war sie genau unterrichtet, und überhaupt für ernste Beschäftigungen frühzeitig besonders eingenommen, so daß die von ihren Lehrern und Umgebungen über sie ausgebreiteten Urtheile schon frühe eine sehr vortheilhafte Meinung für sie erweckt hatten. Die Schule des Unglücks hatte ihren Geist zu männlicher Festigkeit gereift, und wie sie durch das Glück, das ihr den Thron bestimmte, keineswegs

übermüthig und schwindlich gemacht wurde, so wußte sie auch mit bewundernswürdiger Klugheit die ausgezeichnetsten Männer zu ihren Ministern und Räthen zu wählen, ohne sich durch die Vorliebe, welche sie wohl auch für einen oder den andern hegte, befangen zu lassen. So sehr sie dem bisherigen Unterricht nach, und auch weil ihre Mutter Anna eine Freundin der Reformation gewesen seyn sollte, sich den Lehren Luthers hinneigte, so ging doch mit ihrer Thronbesteigung auch in dieser Hinsicht kein gewaltsamer Umschwung vor, außer daß die blutigen Verfolgungen Maria's sofort eingestellt, aber auch die Heftigkeit der Prädikanten in ihre Schranken gewiesen wurde. Es war bei ihrem Regierungsantritt noch keineswegs entschieden, ob die neue oder die alte Lehre über England herrschen sollte; Elisabeth würde, wie es scheint, gerne eine Vereinigung beider durchgeführt haben, aber die Ereignisse nöthigten sie bald sich bestimmter und parteiischer auszusprechen.

Zuerst wurde nämlich vom Papst Paul IV. die Rechtmäßigkeit von Elisabeth's Geburt bestritten, und ihr die Bestätigung versagt; dann als er von dieser Anmaßung abstand, weigerte er sich zu irgend einem kirchlichen Unternehmen seine Einwilligung zu geben, während das Parlament — man kann freilich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob die Gesinnung des Landes hierin aussprechend oder nur dem Wunsch der neuen Königin entgegen kommend — das Supremat oder die oberste Gewalt in Kirchensachen ebenso wie sie Heinrich gehabt hatte auch an Elisabeth übertrug. Auch dieser Gewalt bediente sich Elisabeth mit Mäßigung, aber durch ihre Verhältnisse zu der Königin von Schottland wurde sie immermehr in eine feindliche Opposition gegen die Katholiken hineingezogen.

Ueber Schottland regierte seit zweihundert Jahren die Familie Stuart, über welche der traurigste Stern, der je ein fürstliches Haus verfolgte, gewaltet zu haben scheint. Vier Könige waren auf dem Schlachtfelde oder durch die Hand des Meuchelmörders gefallen, und Jacob V., der, seitdem seine beiden Knaben an einem Tage gestorben waren, in tiefe Schwermuth gerathen war, starb, als er die Flucht seines ganzen Heeres vor einer Handvoll Engländer vernahm,

1542 an gebrochenem Herzen, mit Hinterlassung einer sieben Tage alten Tochter, Maria Stuart. Schon damals waren die lutherischen Lehren auch in Schottland eingedrungen, gewaltsame Verfolgungen trugen hier ebenfalls nur zu ihrer weiteren Verbreitung bei, und die vormundschaftliche Regierung, welche die Wittwe des vorigen Königs, die Schwester des Herzogs Franz von Guise, eine kluge und umsichtige aber den Katholiken natürlich doch ergebene Frau führte, sah die Reformation bis zur offenen Widersetzlichkeit gegen die Gewalt der Katholiken heranwachsen. Schon 1557. schlossen die Reformirten einen Bund (Covenant), um mit allen ihren Kräften das ächte Wort Gottes zu befördern und die Abgötterei der Katholiken auszurotten. Die junge Königin Maria befand sich seit ihrem sechsten Jahre in Frankreich, um daselbst erzogen und später mit dem Dauphin vermählt zu werden. Als die Königin Maria von England (1558) starb, nahm sie wegen ihrer Abkunft von Heinrichs **VIII.** ältester Schwester den Titel einer Königin von England an, so daß das Haupt der sechzehnjährigen Fürstin, die durch Heinrichs **II.** von Frankreich Tod nun (1559) auch wirkliche Königin von Frankreich wurde, mit den drei Kronen Frankreichs, Englands und Schottlands geschmückt war.

Aber die persönlichen Reize des Körpers und des Geistes würden Maria allenthalben zur Königin erhoben haben. Nicht minder als Elisabeth war auch sie vorzüglich unterrichtet, schon in ihrem dreizehnten oder vierzehnten Jahre hielt sie vor dem versammelten Hofe im Louvre eine lateinische Rede über das Thema: daß Kenntnisse auch Frauen schmücken und ihnen nothwendig seyen, sie war besonders auch musikalisch ausgebildet, und die unglücklichen Sonette, die gegen sie selbst das schlimmste Zeugniß ablegen, beweisen ihre Gewandtheit, ihrem Gefühl den passenden dichterischen Ausdruck zu geben. Wenn der französische Hof an dem sie erzogen war allerdings nicht für eine Schule der Ehrbarkeit und Zucht gelten konnte, so fallen doch die eigentlich skandalösen Auftritte erst in spätere Zeit, auf dem Ruf Maria's haftete, so lange sie in Frankreich war, kein Flecken, und es läßt sich mit Fug und Recht annehmen, daß, hätte es etwas zu lästern gegeben, die

Fama im Munde ihrer Gegner es nicht verschwiegen haben würde. An persönlicher Liebenswürdigkeit war sie gewiß ihrer Gegnerin Elisabeth überlegen, und selbst die Unfälle Maria's sprechen für ihr gefühlvolles, der Liebe bedürftiges Herz, ein Bedürfniß, das Elisabeth nicht kannte oder — vielleicht — mit unerbittlicher Strenge wenigstens beherrschte, während sie für Huldigungen die ihrer Eitelkeit dargebracht wurden noch bis ins Greisenalter empfänglich war. Sich eine rechte Vorstellung von der Persönlichkeit beider Frauen zu machen dürfte, weil die Abbildungen so viele auch existiren dennoch mangelhaft sind, sehr schwer seyn; in Maria scheint das französische Blut ihrer Mutter vorgeherrscht zu haben, sie war brünett von Haaren und Augen, übrigens von schönem Teint und beweglichen anmuthigen Zügen, gegen die Zeit ihres Todes schien sie trotz der Gefangenschaft an Fülle zuzunehmen; Elisabeth sehr blond, größer als Maria, von schönen braunen Augen und besonders schönen Händen, die sie auch nicht unterließ zu zeigen, ihre Züge waren stärker und nahmen später das Harte und Starre der Engländerinnen in hohem Grade an. Wenn derjenige moderne Historiker, welcher in seiner Darstellung sich gegen Maria und für Elisabeth entscheidet, von dieser sagt: sie war durch die aller Orten hervorleuchtende Ueberlegenheit ihres Geistes für gewöhnliche Männer schwerlich so anziehend wie die schottische Königin, so versündigt er sich in diesen Worten an der ächten Weiblichkeit, die auf jeden Fall in Maria eher repräsentirt war, als in der kalten, aber bis ins hohe Alter lächerlich eitlen und auf ihre Schönheit eingebildeten Elisabeth.

Als Maria durch den Tod ihres Gemahls (1560. Dec.) aus einer regierenden Fürstin eine trauernde, von ihrer Schwiegermutter gepeinigte Wittwe geworden war, begab sie sich aus dem Lande ihrer Jugend, dessen Verlust sie in rührenden Liedern beklagte, in ihr Geburtsland, das sie (1561. Aug. 19.) zwar mit augenblicklichem Jubel empfing, aber bald ihr nur Verdruß bereitete. Die Reformation war in Schottland durch Johann Knox (gebor. 1505.), der sich Calvin's Ansichten und Thätigkeit angeeignet hatte, und bei weniger hohem Geiste durch Strenge und Rücksichtslosigkeit auch da

zu wirken suchte, wo Milde und Schonung eher zum Ziel geführt hätten, bereits zu jener bestimmten Richtung getrieben worden, die ihr weit eher als der englischen einen selbstständigen Charakter gab. Ausrottung des Papstthums war sein Zweck, dazu gebrauchte er dieselben Mittel, die er in den Händen der Gegner verwarf. Er kannte keinen Unterschied der Stände, und behandelte die Königin eben so wie jede Frau aus niedrigerem Stande. Der republikanische Geist des ersten Lehrers war hier in seiner Karikatur zu sehen, und indem er sagte: wenn einer, der durch Macht und Stellung unerreichbar ist, todeswürdige Verbrechen begeht, so darf er von Einzelnen umgebracht werden, und, es gebe Fälle, wo das Volk über den Mißbrauch der höchsten Gewalt urtheilen und dagegen einschreiten muß, so stellte er Lehren auf, die ihn wenigstens eher zu einem Demagogen als zu einem Lehrer des Volks, zu einem Religionsstifter, zu einem Priester des Friedens qualificirten. Auch war durch seine Lehren veranlaßt die Bilderstürmerei in Schottland ausgebrochen und der damaligen Regentin war es nicht möglich gewesen, die Thäter zu bestrafen. Vielmehr hatte sich Adel, Geistliche, und Abgeordnete der Städte und des Landes gegen sie verbündet, und sie war, auf das Gutachten der Geistlichen hin, ihrer Regentschaft entsetzt und mit Elisabeth ein Bündniß geschlossen worden, das jedoch die Ruhe im Lande garantirte und nur die Entfernung der französischen Söldner ausbedingte. Auf einem Parlament war hierauf, nachdem die Regentin indessen gestorben war, der katholische Gottesdienst fast einstimmig (1560. Aug. 17.) aufgehoben, alles Verhältniß zum Papste abgebrochen, gegen die Messe strenge Verbote erlassen, die Ueberreste des frühern Cultus, Klöster, Klosterkirchen, Bibliotheken, Bilder, ja selbst die Begräbnisse zu zerstören befohlen und eine Kirchenverfassung eingerichtet worden, welche die letzte Gewalt in die Hände der Gemeinden und der Geistlichen legte.

So groß aber auch das Mißverhältniß war, in welches Maria, weil sie dem katholischen Glauben zugethan blieb, dem Papste wiederholte Versicherungen ihres Gehorsams schickte, das Tridentiner Concil begrüßen ließ, zu ihren

sämmtlich fanatisch-reformirten Unterthanen trat, und so wenig sich die Mißverhältnisse zu England, dessen Königin es als eine große Beleidigung aufnahm, daß Maria Stuart den englischen Königstitel zu führen fortfuhr und dadurch Elisabeths Recht und eheliche Geburt in Abrede stellte, vollständig befriedigend hoben, vielmehr an die Stelle früheren Argwohns neue Gründe traten, welche das Mißtrauen rege erhielten, vergingen doch die nächsten vier Jahre friedlich genug. Elisabeth befestigte indessen (1563) die Reformation durch die Annahme der 39 Artikel, welche der anglikanischen Kirche zum Grunde liegen. Beide Königinnen aber wurden zugleich theils von ihren Unterthanen gebeten, sich zu vermählen, theils von Bewerbern eifrig um ihre Hand ersucht. Elisabeths Sprödigkeit oder Freiheitssinn, der sich keinem Manne unterwerfen wollte, sorgte in diesem Falle besser für das Wohl des Landes und ihr eignes als Maria; Maria's Wahl war der Grund ihres Unglücks.

Sie wählte ihren Vetter Heinrich Darnley, Grafen von Lenox, einen jungen Mann von 19 Jahren, von schönem Aeußern und denjenigen gesellschaftlichen Vorzügen, welche Maria am französischen Hofe besonders schätzen gelernt hatte. Möglich aber auch, daß die Gleichheit der Confession — Darnley war katholisch — auf sie Eindruck machte. Obgleich Elisabeth diese Heirath, da auch Darnley aus dem englischen Königshaus abstammte, zu hintertreiben suchte, so wurde sie doch vollzogen, (1565 Jul. 25.) und Maria wußte auch die in Schottland mit dieser Wahl ausbrechende Unzufriedenheit, weil man von einem katholischen König mit Recht Gefahr fürchtete, mit solcher Kraft und Geschicklichkeit zu dämpfen, daß die Häupter der Opposition, unter andern Maria's Bastardbruder, der Graf Murray, nach England flohen, und Maria an Ansehen und Achtung im Lande selbst stieg.

Aber leider war das eheliche Glück Maria's von kurzer Dauer. Darnley zeigte bald, daß seine schöne Außenseite eine rohe und gemeine Natur bedeckte; er ergab sich dem Trunke und andern Ausschweifungen und behandelte seine Gemahlin mit offenbarer Vernachlässigung. Hierzu glaubte er in der Vorliebe, welche Maria dem italienischen Sänger David

Rizio erwies, eine Berechtigung zu finden, und es scheint allerdings, daß Maria gegen diesen Italiener, der übrigens nur durch seine Stimme und sein Benehmen, keineswegs aber durch seine äußere Gestalt Anspruch auf Liebenswürdigkeit hatte, eine unkluge und unanständige Vertraulichkeit bewies. Zugleich reizte sie durch die eingeleitete Verfolgung gegen die nach England geflüchteten Lords, durch Schritte zur Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes, und durch eingeleitete Untersuchungen gegen die Ketzer die reformirte Partei; es bildete sich eine Verschwörung, an deren Spitze Darnley trat, und ihr Zweck war, ihm die Regierung zu übergeben, die Lords zurückzurufen und Rizio zu ermorden. Dieses wurde (1566 März 9.) ausgeführt; Darnley trat mit mehreren Verschwornen Abends in das Zimmer, wo sich Maria, die seit mehreren Monaten guter Hoffnung war, mit Rizio und der Gräfin Argyle befand, begrüßte hier die Königin mit einem Kuß, und wie diese über das Erscheinen der Bewaffneten erschrack und der ganz geharnischte, wie ein Geist aussehende Lord Ruthven dem Italiener gebot: „aufzustehen, der Ort passe nicht für ihn," Maria aber, nun ihre Absicht völlig merkend, sich vor ihn stellte, um ihn zu schützen, umfaßte sie der König und hieß sie gutes Muths seyn, man habe nur den Tod eines Nichtswürdigen beschlossen; die andern aber schleppten den Rizio ins Nebenzimmer, wo er mit 56 Wunden durchbohrt zur Erde fiel. Von dieser Zeit war das gute Verhältniß zwischen den Ehegatten dahin, und obgleich Maria sogar den nach England geflüchteten Lords Verzeihung schenkte, so blieb sie doch gegen ihren Gemahl so feindlich gesinnt, daß sie ihn nicht einmal zur Taufe ihres am 19. Jun. 1566 geborenen Sohnes Jacob einlud und sich dem Gedanken der Rache mit voller Seele hingab.

In dieser Zeit gewann Jacob Graf Bothwel, ein Mann von außerordentlich einnehmendem Aeußern, aber den schlechtesten Grundsätzen und einem eben so zerrütteten Ruf wie es sein Vermögen war, das Vertrauen der Königin. Es ist möglich, daß eine Partei, an deren Spitze Maria's Halbbruder, der Graf Murray, stand, nur in der Ermordung Darnley's die Möglichkeit erkannt habe, einen geordneten

Zustand in Schottland herzustellen und es wird versichert, Maria habe, um diesen gewaltsamen Schritt zu belohnen, dem Mörder ihre Hand versprechen müssen; allein die Bemühungen ihrer Vertheidiger, sie wegen der Theilnahme und Mitwissenschaft um die That wenigstens zu entschuldigen, sind so gekünstelt, daß sie das Mißtrauen eher vermehren als vermindern. Die einfache Thatsache möge selbst sprechen. Als sich nach einiger Zeit zwischen Darnley und Maria wieder ein freundliches Verhältniß hergestellt hatte, bezog er in der Nähe von Edinburg ein einsam gelegenes Haus, wo ihn Maria täglich besuchte. Am 9. Febr. 1567 begab sie sich um 11 Uhr nach Holyroodhause zurück, um daselbst einem Maskenball beizuwohnen, und um zwei Uhr flog das Haus mit einem furchtbaren Donnerschlag in die Luft; Darnley's Leiche wurde erdrosselt im daranstoßenden Garten gefunden, von Brand oder Feuer war keine Spur an ihm. Noch in der nächsten Nacht begrub man ihn ohne alle Feierlichkeit, und wenn man die alberne Erklärung, das Haus sei vom Blitz getroffen worden, nicht glaubte, war es wenigstens nicht die Schuld der Thäter.

Diese in dem Grafen Bothwel und der Königin zu vermuthen, darin vereinigten sich bald alle Stimmen, und öffentliche Anschläge bezeichneten beide laut als die Schuldigen. Anstatt sich aber vom Verdachte zu reinigen, wozu sie selbst von der Königin Elisabeth aufgefordert wurde, ließ sie von Bothwel, der nun alle Gewalt, ja selbst das Schloß von Edinburg in seine Hand bekam, die Untersuchung einleiten, und Bothwel wurde von sämmtlichen Beisitzern des Gerichts (12. April), lauter Creaturen von ihm, von aller Schuld freigesprochen. Nicht minder servil benahm sich auch das gleich darauf zusammentretende Parlament, indem es die Gnadenbezeugungen der Königin gegen Bothwel bestätigte, und eine von ihm aufgesetzte Urkunde, worin seine Unschuld anerkannt und er der Königin zum Gemahl empfohlen wurde, fand eine große Menge Unterschriften. Als einige Tage darauf (24. Apr.) Maria nach Stirling ritt, erschien offenbar in Folge einer vorausgegangenen Verabredung der Graf Bothwel mit 1000 Bewaffneten, ergriff Maria's Roß beim Zügel und führte sie

als seine Gefangene mit sich auf sein Schloß Dunbar. Gleichzeitig ließ Bothwel die Scheidung mit seiner erst vor sechs Monaten geheiratheten Frau einleiten, und als sie nach wenigen Tagen erfolgt war, wurde auch am 15. Mai die Vermählung des Grafen mit Maria vollzogen. Die Entschuldigung, daß dieser Schritt für Maria der einzige gewesen wäre, wodurch ihre Ehre gerettet werden konnte, sie wäre so sehr in Bothwel's Gewalt gewesen, daß ihr kein anderer Ausweg übrig geblieben sei, verschwindet vor den die heftigste wahnsinnigste Leidenschaft athmenden Sonetten, die als das unleugbarste Zeugniß ihre eigene Liebe für Bothwel an den Tag geben.

Aber diesem Liebesrausch folgte bald die gräßlichste Entnüchterung. Bothwel selbst nun im Besitz seiner Wünsche begegnete ihr mit Rohheit, er litt nicht, daß jemand sie ansah, oder daß sie ihre Blicke auf jemand richtete; er wisse wohl, sagte er, daß sie das Vergnügen liebe und ihre Zeit zugebracht habe wie ein anderes Weltkind. Es ist gewiß, daß Maria im Jammer über ihre Lage oft dem Selbstmord nahe war. Aber bald wurden ihre Tage noch betrübter. Noch keinen vollen Monat nach der Hochzeit schloß (12.—14. Jun.) der Adel einen Bund gegen Bothwel, dessen Heirath für null und nichtig eben so wie die Scheidung erklärt wurde, und wie die Lossprechung vom Königsmord. Wenn sich Maria dieser günstigen Stimmung — denn gegen sie war der Bund nicht gerichtet — bedient hätte, so dürfte noch alles wenigstens gut geworden seyn. Aber selbst als Bothwel die Flucht ergriffen hatte, blieb sie noch standhaft gegen jede Trennung von ihm und äußerte, sie wolle lieber Krone und Königreich daran setzen und ihm als Frau folgen, denn ihn seinen Feinden überantworten. Da wurde sie von den Lords, die nun für ihren Sohn handelten oder zu handeln vorgaben, gefangen genommen und auf das Schloß Lochleven gebracht, wo sie durch Drohungen sich nöthigen ließ, zu Gunsten ihres Sohnes (24. Jul. 1567) zu entsagen, der darauf (29. Jul.) als König gekrönt wurde. Das Schicksal Bothwel's war seiner würdig; er floh nach den Orkneysinseln, trieb dann an der norwegischen Küste Seeräuberei, wurde von dänischen

Schif=

Schiffen gefangen, nach Kopenhagen gebracht, wo er nach zwölf Jahren wahnsinnig geworden im Kerker starb. Das Schicksal Maria's hatte sie noch zu längern Leiden aufgespart.

Aus ihrem Kerker zu Lochleven wurde Maria durch die Gewalt ihrer Reize, welche den jungen Lord Douglas für sie gewannen, (2. M. 1568) befreit, und eine große Menge von solchen, die mit der neuen vormundschaftlichen Regierung des Grafen Murray unzufrieden waren, sammelte sich um sie, so daß sie schon nach wenigen Tagen sich an der Spitze eines nicht unbedeutenden Heers sah. Voll Begierde, die Sache zu schleuniger Entscheidung zu bringen, griffen ihre Anhänger den mit einer kleinen Schaar heranziehenden Grafen Murray (13. Mai) bei Langside unüberlegt an; es kam zu einem heftigen Gefechte, in welchem die Besonnenheit Murray's völlig siegte, und Maria, die von einem Hügel herab der ganzen Sache zugesehen hatte, die eiligste Flucht ergreifen mußte, um nicht in die Hände der Schottländer zu fallen, die sie hingerichtet oder zu ewigem Gefängniß verurtheilt haben würden. Am dritten Tage entschloß sie sich, da nach Frankreich zu fliehen Schiffe fehlten, bei Elisabeth, die sich so oft freundlich gegen sie ausgesprochen hatte, Zuflucht zu suchen, und ungeachtet ihre besten Freunde ihr abriethen, blieb sie doch bei ihrem Vorsatz und fuhr (17. Mai) mit wenigen Begleitern hinüber nach Workington und begab sich von da weiter nach Carlisle. Mit diesem Tage hörte ihr freies Handeln auf, sie war nun eine Gefangene.

Wir haben diese Begebenheiten aus dem Leben Maria Stuart's mit größerer Ausführlichkeit verfolgt, weil in ihnen allein uns alle Schuld zu liegen scheint, welche der Unglücklichen mit Recht dürfte zur Last gelegt werden können. Wenn uns hier erlaubt seyn darf, eine Meinung auszusprechen, so wird wohl ihr Verkehr mit Bothwel das Sträflichste und Erweisbarste seyn, für die Ermordung Darnley's hingegen wird sich ihre Mitwissenschaft schwerlich erweisen lassen. Indessen selbst dieß zugegeben, so mußte die Königin von Schottland, als sie das Gastrecht und den Schutz der verwandten Königin anflehend den englischen Boden betrat, als eine Fliehende, Verfolgte, nicht als eine Verbrecherin be-

trachtet und behandelt werden, und Elisabeth setzte sich gleich von vorn herein in die unrechte Stellung gegen sie, indem sie die Würde einer Richterin annahm. Sie maßte sich an, über Maria's Antheil an dem Morde Darnley's ein Gericht halten zu lassen, und da Maria sich zu verantworten weigerte, wurde sie als Gefangene behandelt und neunzehn Jahre lang auf englischem Boden, dem gepriesenen Boden der Freiheit, in verschiedenen Kerkern bewacht, bis sie endlich zu Fotheringhay, ihrem letzten Gefängniß, im Tod durch das Henkerbeil zu ewiger Freiheit einging.

Die Gründe, welche Elisabeth haben konnte, gegen Maria so zu verfahren, waren wohl hauptsächlich politischer Art. Maria hatte ihrem Rechte auf den englischen Thron dann nur zu entsagen sich bereit erklärt, wenn Elisabeth sie zu ihrer Nachfolgerin erklären würde. Diese, selbst ihrem eigenen Volke seinen Wunsch, einen Nachfolger zu erklären, versagend, hatte sich nicht dazu verstanden. Nun konnte Maria sowohl in Frankreich, wo damals gerade die Guisen noch in ihrer Allmacht herrschten, als auch in England, wo besonders in den nördlichen Grafschaften noch sehr viele und mächtige Lords der katholischen Lehre zugethan waren, einen Anhang finden, der Elisabeth's Regierung sehr bedroht hätte. Es war bekannt, daß Philipp **II.** und seines Alba Plane, der gerade damals in den Niederlanden seine blutige Herrschaft begann, auf die Vernichtung der Reformation ausgingen, und dieser hatte sich Elisabeth durch die Annahme der 39 Artikel in der Hauptsache angeschlossen. Maria würde, in Freiheit gesetzt, allen Gegnern der neuen Ordnung ein erwünschter Anhaltspunkt gewesen seyn, von dem aus die Tochter der Anna Boleyn eine Erschütterung oder gar eine Verdrängung aus ihrer Herrschaft hätte befürchten müssen. Diese Besorgnisse zu rechtfertigen fehlte es auch nicht an Ereignissen. Der Graf Percy von Northumberland und der Graf Neville von Westmoreland empörten sich, um Freiheit des Gewissens zu erringen, im Einverständniß mit Papst Pius **V.** und Philipp **II.**, und die Hinrichtung Percy's und die Vertreibung Neville's nebst der Strenge, mit welcher ihre Anhänger bestraft wurden, schreckte den jungen und schönen Herzog von Norfolk (1569)

nicht ab, um Maria's Hand heimlich zu werben und sie entführen zu wollen, was ihm anfangs neunmonatliche Kerkerstrafe, dann als er abermals mit Herzog Alba einen Plan zu ihrer Befreiung entwarf, den Tod auf dem Schaffot (1572) zuzog. Wie die Bartholomäusnacht von Elisabeth aufgenommen wurde, ist schon erwähnt worden; seitdem mußten die Maaßregeln gegen die Katholiken um so mehr geschärft werden, als eine päpstliche Bulle, welche am Palast des Bischofs von London angeschlagen wurde, die Unterthanen vom Eid der Treue gegen sie, als eine Gebannte, entband. Wenn dagegen Elisabeth den Verkehr mit Rom für Hochverrath erklären ließ, so war dieß bei der großen Anzahl katholischer Unterthanen allerdings hart, aber eine nothwendige Repressalie; und es bewies sich hier, wie umgekehrt, die Fruchtlosigkeit solcher Härte. Es fehlte nicht an grausamen Leibesstrafen der heimlichen Katholiken und Papisten und die Regierung Elisabeth's ist hierin nicht minder hart als die ihrer Vorgängerin, der blutigen Maria. Man begnügte sich nicht mit der einfachen Todesstrafe, sondern suchte sie noch durch Martern zu steigern; so war (1586 März 25.) die Frau eines reichen Yorker Bürgers, weil sie einen katholischen Priester beherbergt hatte, mit der Strafe **forte et dure** belegt worden, die darin bestand, daß man sie auf einen etwa eine Faust dicken Stein auf den Rücken legte, und dann gegen sieben bis acht hundert Pfund Gewicht so lange auf die Brust häufte, bis diese völlig zerbrochen war und die Rippen durch die Haut hervordrangen. Dennoch erweckten gerade solche Grausamkeiten den Feuereifer derjenigen, die sich zu Märtyrern für die Sache der katholischen Kirche bestimmt glaubten, und obgleich Elisabeth das Lesen ja selbst das Anhören der katholischen Messe mit schweren Strafen belegte, und keinen katholischen Priester in England duldete, so fanden sich doch in dem von Philipp II. zu Douay gebildeten Jesuiten-Seminar, es fanden sich zu Rheims und in Rom immer solche begeisterte Männer, welche der Gefahr Trotz boten und sich die Märtyrerkrone durch Aufreizung der Engländer gegen die Regierung Elisabeth's am gewissesten zu verdienen glaubten. Zu dieser schwierigen Stellung Elisabeth's mag noch gerechnet werden,

daß auch die Puritaner, welche der Königin die Anerkennung ihres kirchlichen Supremats verweigerten und im Anschluß an die schottische Kirche die kirchlichen Dinge blos durch die Gemeinde geordnet wissen wollten, in England damals so um sich zu greifen anfingen, daß auch die anglikanische Kirche von ihnen bedroht wurde, und Elisabeth auch gegen sie sich genöthigt sah, ernste Maaßregeln zu ergreifen; und erwägt man noch die oft verletzte weibliche Eitelkeit, welche mit Unmuth in Maria die gefeierte Nebenbuhlerin an Geist und Schönheit erblickte, und welche Maria selbst im Gefängniß nicht unterlassen konnte durch Hohn über Anna Boleyn's Schicksal bitter zu kränken, so wird man den endlichen Entschluß, diesen Stein des Anstoßes, der je länger je gefährlicher für das Land zu werden drohte, bei der ersten Gelegenheit aus dem Wege zu schaffen, wohl erklärlich und verzeihlich finden. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß sich Elisabeth ganz unbefugt von Anfang an zur Richterin einer Flüchtigen, um Hülfe Flehenden aufgeworfen und dadurch die richtige Lage der Dinge sogleich verschoben hatte.

Diese Gelegenheit fand sich, als (1586) zu einer Zeit da in Frankreich die Macht der Liga und des Herzogs Heinrich von Guise am höchsten stand, in den Niederlanden aber die freien Staaten, welche den Prinzen von Oranien vor zwei Jahren hatten dem Stahl des Mörders erliegen sehen, sich glaubten dem Scepter irgend eines Ausländers, wenn er nur ein Protestant wäre, doch unterwerfen zu müssen, da in Deutschland der Erzbischof Gebhard von Köln von seinen reformirten Glaubensgenossen verlassen aus seinem Erzbisthum hatte entfliehen müssen, ein junger Edelmann, Namens Babington, mit mehreren Anderen, die von den Jesuiten in Rheims ausgesandt oder aufgereizt waren, sich verschwur, Elisabeth zu ermorden, den Protestantismus zu stürzen und Maria Stuart zur Königin zu erheben. Der Plan wurde verrathen und die Todesstrafe mit grausamer Strenge (7. u. 8. Sept. 1586) an den Schuldigen vollzogen. Bei denselben hatte man Briefe Maria's gefunden, welche eine Mitwissenschaft wenigstens so zu beweisen schienen, wie sie um Darnley's Mord gewußt zu haben scheint, man schritt auf dieses hin zur Verhaftung

ihrer Schreiber, Curl und Nau, welche ohne Folter bekannten, daß sie mit Babington Briefe gewechselt habe, und Elisabeth ordnete hierauf ein aus 46 Lords bestehendes Gericht an, welches über Maria sprechen sollte. Maria weigerte sich anfangs, vor einem aus Unterthanen bestehenden Gerichte sich zu verantworten, da sie eine geborne Königin und keinem, außer einem Parlament, verantwortlich wäre, ferner, da sie der englischen Rechte unkundig, und endlich, da diese neuen Rechtswege offenbar gegen sie ersonnen worden wären; als ihr aber Elisabeth selbst Hoffnung machen ließ, wenn sie diese Anklagen widerlege, werde ihr nichts geschehen, so erklärte sie (14. Octbr.): sie habe den Babington nie gekannt, nie mit ihm Briefe gewechselt, sie verlange, daß ihre Schreiber ihr gegenüber gestellt werden sollten, diese könnten auch etwas anderes geschrieben haben als sie diktirt hätte; sie gestehe, daß sie zu ihrer Befreiung Schritte gethan, aber sich nie in Verbindungen gegen das Leben Elisabeth's eingelassen habe. Andererseits blieben die beiden Schreiber, die ihr übrigens nicht gegenüber gestellt wurden, bei ihrer Aussage, und die sämmtlichen Richter erklärten sie (25. Nov.) für schuldig, was (29. Nov.) das Parlament bestätigte. Als den (16. Dec.) der Spruch in London bekannt gemacht wurde, wurden Glokken geläutet, Lustfeuer angezündet, und Psalmen gesungen, und Maria, welcher (22. Nov.) das Todesurtheil verkündet worden war, nahm mit Würde und Ergebung den Ausspruch hin, der obgleich noch nicht von der Königin bekräftigt, doch durch keine Verwendung des Königs Heinrich von Frankreich noch ihres eigenen Sohnes Jakob mehr abgewendet werden zu können schien.

Bei der Festigkeit, mit welcher Elisabeth ihr ganzes übriges Leben gehandelt hatte, war die Scheu, welche sie jetzt vor der Unterzeichnung eines Todesurtheils oder vor der Umwandlung desselben in eine Begnadigung an den Tag legte, vielleicht doch nur ein Spiel. Wenigstens war es doch wohl nur eine leere Umgehung eines direkten Befehls, wenn sie dem Staatssekretär Davison die Vollmacht zur Hinrichtung gab, aber nur für den Fall eines Aufruhrs oder einer Landung fremder Kriegsmacht, und ihm be-

fahl, sie ohne ausdrücklichen Befehl nicht aus den Händen zu geben. Dieser gab sie dem Lord Burghley und den Räthen, und diese beschlossen, die Ausführung auf ihr eignes Gewissen hin zu übernehmen. Der Graf von Shrewsbury und der Graf von Kent wurden mit diesem Auftrag nach Fotheringhay abgesendet.

Als (am 7. Febr. 1587) der Königin Maria der Befehl zur Hinrichtung vorgelesen worden war, den sie ohne die Farbe zu verändern anhörte, betheuerte sie, daß sie sich glücklich schätze, nach beinahe zwanzig im Gefängniß nutzlos verlebten Jahren ihr Blut für ihre Religion vergießen zu können. Sie beschwur hierauf, die Hand auf das Evangelium legend, daß sie nie nach dem Leben Elisabeth's gestrebt oder in solche Plane gewilligt habe; sie begehrte als einzige letzte Gunst, ihren im Hause befindlichen Beichtvater zu ihr zu lassen. Es wurde ihr abgeschlagen. Auf die Frage was mit ihren Schreibern geworden sey, erhielt sie ausweichende Antworten. Sie erklärte abermals, daß Nau sie auf das Blutgerüst bringe, um sein Leben zu retten.

Nachdem sie hierauf einen großen Theil des Tages im Gebet zugebracht hatte, nahm sie beim Abendessen von ihren Dienern Abschied, die knieend um ihre Verzeihung für alle Fehler baten, die sie in ihrem Dienste begangen hätten, und hierauf ordnete sie ihre Papiere, schrieb ihr Testament und drei Briefe, an ihren Beichtvater, an den Herzog von Guise, und an den König von Frankreich, betete sodann und las in der Bibel, und begab sich erst gegen 4 Uhr des Morgens zu einem kurzen Schlummer. Mit dem ersten Anbruch des Tages versammelte sich ihre Dienerschaft um sie; sie las ihnen ihr Testament vor, theilte Geld und Kleider unter sie aus, nahm nochmals von ihnen Abschied, und begab sich dann von ihnen begleitet in ihr Oratorium, wo sie zum letztenmal ihre Andacht verrichtete. Gegen acht Uhr erschien der Sheriff Andrews, Maria nahm das Crucifix mit der Rechten, das Gebetbuch mit der Linken, und folgte ihm. Ihren Dienern wurde verwehrt, sich anzuschließen, lautweinend blieben sie in dem Betsaal zurück.

Außen traf sie die beiden Grafen und zu ihrer großen

Freude ihren alten Haushofmeister Melville, dem man seit Wochen den Zutritt zu ihr gewehrt hatte. Sie bat den Graf von Kent, er möchte ihren Dienern erlauben, sie auf das Schaffot zu begleiten, und da er anfangs nicht einwilligte, wirkte sie, indem sie mit dem zum letztenmal erwachten Stolze einer Königin ihn daran erinnerte, daß sie die Base seiner Königin, aus dem königlichen Blute Heinrichs des siebenten entsprungen, eine verheirathete Königin von Frankreich und eine gesalbte Königin von Schottland wäre, dennoch für zwei ihrer Frauen und vier ihrer Diener diese Erlaubniß aus. Diese setzten sich nun mit ihr hinter der zur Vollziehung des Urtheils beauftragten Commission in Bewegung nach der großen Halle des Schlosses, wo ein Schaffot aufgeschlagen und mit schwarzem Serfch überdeckt war. Ihr Kerkermeister Sir Amias Paulet reichte ihr die Hand, um dasselbe zu besteigen.

Als sie hier angekommen war, mußte sie das Todesurtheil noch einmal anhören, worauf sie mit deutlicher Stimme das, was sie schon Tags vorher erklärt hatte, wiederholte und allen ihren Feinden von Herzen verzieh. Nun begann der protestantische Dechant Fletcher seinen wohlgemeinten aber unter diesen Umständen höchst kränkenden Sermon, dem endlich der Graf Shrewsbury wenigstens in soweit ein Ende machte, daß er ihm befahl zu beten. Maria betete indessen mit lauter Stimme lange selber aus dem 31. 51. und 91. Psalm in lateinischer Sprache, fügte hierauf ein englisches Gebet für die bedrängte Kirche, für ihren Sohn und für Elisabeth dazu, und schloß, indem sie das Crucifix emporhielt und ausrief: So wie deine Arme, o Gott! ausgestreckt waren am Kreuze, so nimm auch mich auf in die Arme deiner Barmherzigkeit und vergieb mir meine Sünden. Als der Graf von Kent mit rohem Fanatismus sagte: Gnädige Frau, ihr thätet wohl, solche papistische Betrügereien hinweg zu lassen und ihn im Herzen zu tragen, gab sie ihm zur Antwort: Ich kann das Sinnbild seiner Leiden nicht in der Hand halten, ohne ihn zugleich im Herzen zu tragen.

Hierauf schickten sich ihre Frauen an sie zu entkleiden, aber die Henker ließen sich dieses Geschäft nicht nehmen, weil

die kostbare Kleidung ihnen zufiel. Mit schmerzhaftem Lächeln bemerkte sie den beiden Grafen, sie sei nicht gewohnt, sich von solchen Kammerdienern und in solch zahlreicher Gesellschaft entkleiden zu lassen. Als ihre Leute nun in lautes Jammergeschrei ausbrechen wollten, gab sie ihnen durch den auf den Mund gelegten Finger das Zeichen zu schweigen, ihre Kammerfrau Kennedy verband ihr mit einem goldgesäumten Tuch die Augen und die Henker ergriffen sie bei den Armen und führten sie an den Block, wo sie niederkniete und mit den Worten: in deine Hände, Herr, befehl ich meinen Geist! den Tod erwartete. Aber erst mit dem dritten Streich war das Haupt vom Rumpf getrennt. Als es der Henker faßte und empor hielt, war es krampfhaft verzerrt und man sah, daß die Leiden das Haar der erst 45 jährigen Frau ganz weiß gefärbt hatten. In die Worte des Henkers: Es lebe die Königin Elisabeth! stimmte der Dechant Fletcher ein mit dem Zusatz: mögen alle ihre Feinde so sterben! und der Graf von Kent: mögen alle Feinde des Evangeliums so sterben! — Aber Niemand sagte Amen; alle Anwesenden waren vor Schmerz und Jammer und Mitleid in ein lautloses Schweigen versunken.

Als Elisabeth die Nachricht erhielt, stellte sie sich höchst entrüstet und Davison büßte mit Gefängniß für die Uebertretung des ihm ertheilten Befehls. Auf jeden Fall würde der Angriff des Königs von Spanien, der im Jahre nach Maria's Tod (1588) die ungeheure Flotte, die unüberwindliche Armada, gegen England aussendete, den Tod Maria's dennoch herbeigeführt haben. In dieser allgemeinen Volksaufregung würde Elisabeth dem Toben des Volkes nicht haben widerstehen können. Die Regierung Elisabeths war fortan blühend und glücklich; die Reihe großer Seemänner, die Englands Ruhm über die Meere verbreitet haben, beginnt mit Drake, Forbisher, und Effingham, und England, das in Baco den größten aller damaligen Weltweisen, in William Shakspeare den größten Dichter besaß, erfreute sich unter Elisabeth eines stets wachsenden innern Wohlstandes und politischen Glückes. Noch sechzehn Jahre nach Maria's Tod lebte und regierte Elisabeth bis kurz vor ihrem Ende

mit voller Kraft des Geistes, als Königin gewiß des Namens einer großen Fürstin würdig, wenn ihr auch der Schmuck liebenswürdiger Weiblichkeit abging. Als sie 70 Jahre alt 1603 März 25. nicht ohne Gewissensbisse über die Hinrichtung ihres letzten Lieblings, des Grafen von Essex, aus dieser Welt abschied, bestimmte sie noch vor ihrem Ende den Sohn ihrer Gegnerin Maria, den König Jacob von Schottland, zu ihrem Nachfolger, durch den die drei Reiche, aus denen Großbritannien besteht, vereinigt worden sind. So ging die Krone Englands auf das Haus Stuart über; die Reformation war durch die politische Opposition Elisabeth's gegen das Papstthum vollkommen befestigt worden.

Der letzte und umfassende Kampf über die Religion fand aber auf deutschem Boden statt.

VI.

Zustände in Deutschland. Der dreißigjährige Krieg.

Regeneration des Katholicismus. — a. In dem Leben der Päpste, der Geistlichkeit überhaupt. — b. In Hinsicht der Lehre. — Tridentiner Concil. — Unterscheidungslehren. — c. Wiederbelebung und Stiftung neuer Mönchsorden, insbesondere der Jesuiten. — Ignatio Loyola. — Erste Aufgabe des Ordens. — Innere Einrichtung des Ordens. — Viertes Gelübde. — Zweck des Ordens. — Degeneration der Protestanten. — a. Innere Zwietracht. — b. Aberglauben. Hexenwesen. Astrologie. — c. Grausamkeit und Rohheit. — Feindliche politische Stellung der Lutheraner, Calvinisten und Katholiken. — Ausbruch des Kriegs in Prag. — Der böhmische Krieg. — Wallenstein. — Restitutionsedikt. — Bedrohung der Freiheit des Reichs. — Gustav Adolf. — Schlacht bei Lützen. — Wallenstein's Tod. — Prager Friede. — Die Schweden unter Bernhard und Banev. — Frankreichs Theilnahme. — Der westphälische Friede. — Politische Folgen. — Sociale Folgen. —

Nachdem wir die Entstehung der Reformation in Deutschland und ihre Schicksale in den Niederlanden, in Frankreich und in England der Betrachtung unterworfen haben, kehren wir auf die Bühne, von der sie ausgegangen ist, zurück, um den letzten großen Kampf, der in den reformatorischen Verhältnissen seinen Ursprung hat, ebenfalls in seiner Entstehung, seinem Gang und seinen Folgen einigermaßen näher zu beobachten. Es wird kaum nöthig seyn, schon im Voraus zu bemerken, daß die Reformation auch auf dem deutschen Grund von Vermischung mit politischen Interessen nicht hat frei bleiben können; auch hier, wo sie am reinsten und unverfälschtesten auftrat, mußte sie am Ende diesem gemeinsamen Schicksal unterliegen. Vielleicht läßt sich aber auch die Ansicht festhalten, daß es eben die Bestimmung des reformatorischen Geistes war, nach und nach alle Verhältnisse zu durchwandern, und daß seine Wirkung sich zunächst in der Politik zeigte und das Staatensystem des alten römisch-deutschen Kaiserreiches nothwendig dadurch umgestaltet werden mußte.

Ich habe in einem frühern Vortrag die Ansicht ausgesprochen, daß die Zeit der Reformation nicht nur für diejenigen, welche sich nach ihr nennen und sie angenommen haben, sondern auch für die, welche ihre Gegner und Widersacher geblieben sind, der Beginn einer neuen Periode ist. Ob man dieß Reformation oder Restauration oder Regeneration nennen wolle, darauf kommt am Ende wenig an. Soviel aber bleibt gewiß, daß der Katholicismus von der Zeit an, seit er sich so ernsthaft angegriffen gesehen hat, selbst auch mehr auf seine Vertheidigung, auf eine wissenschaftliche Begründung seines Systems, auf eine erfolgreiche Bekämpfung seiner Gegner bedacht gewesen ist. Vor allen Dingen ist in der Reihe der Päpste, wenn auch wie natürlich manche menschliche Schwächen bei ihnen vorkommen mögen, doch im Allgemeinen mehr persönliche Würde, bei manchen große Gelehrsamkeit und wahre Religiosität, bei keinem jene ungescheute Lasterhaftigkeit mehr anzutreffen, welche vor dem Ausbruch der Reformation mit Recht alle Gemüther empörte. Was aber oben geschieht, ist auch immer ein erfolgreiches Beispiel nach unten hin, und daß — natürlich auch nur im Allgemeinen — der Mangel an Kirchenzucht in den folgenden Zeiten weniger zu beklagen gewesen ist, kann wohl als das erste Resultat dieser nothwendigen durch die Reformation erheischten Reaktion im Innern angesehen werden.

Bedeutender aber ist noch die Reaktion in Hinsicht der Lehre gewesen. Hier konnte die katholische Kirche natürlich nichts aufgeben, jede Nachgiebigkeit wäre als eine der protestantischen Partei gemachte Conzession angesehen worden, — allerdings, so möchte man wähnen, hätte es zum Frieden führen können; allein wie würde sich die protestantische, damals nicht weniger fanatische Partei mit der Nachgiebigkeit in Hinsicht eines einzigen Punktes oder einiger begnügt haben! Nein — man muß diesen Gedanken an die Möglichkeit einer Aussöhnung ganz fahren lassen; es war allerdings das Konsequenteste, sich in seinen alten, nur hie und da etwas anbrüchig gewordenen Feldlagern neu zu verschanzen, Wall und Gräben aufs Neue ringsumher ziehen zu lassen. Dieß geschah aber durch das Tridentiner Con-

cil, welches nach mehrmaliger Unterbrechung von 1546 an, in welchem Jahr es zuerst zusammen trat, erst 1563 seine Endschaft erreichte, und, nachdem es ursprünglich zu einem Mittel der Aussöhnung mit den Protestanten war bestimmt gewesen, zuletzt in der Schroffheit und Bestimmtheit, mit welcher die Lehren der katholischen Kirche auf demselben gefaßt und ausgesprochen worden sind, die stärkste Scheidewand zwischen beiden Parteien bildete. Als einen Beweis, daß man durchaus keine Conzession zu machen, keine Schwäche und Nachgiebigkeit zu zeigen, gesonnen war, führen wir die für das Volk im Allgemeinen wichtigste Erlaubniß des Abendmahls in beiderlei Gestalten und der Priesterehe an; so sehr jene von dem Volk gewünscht wurde, so sehr diese vielem Skandal ein Ende gemacht haben würde, so sehr selbst solche Fürsten, die als wahre Stammhalter des Katholicismus ein mächtiges Fürwort einlegen konnten, wie z. B. Oesterreich und Bayern, sich in dieser Hinsicht für eine Modification zu Gunsten der reformatorischen Ansicht erklärt hatten, so blieb es dennoch beim Alten, und die sogar schon eventuell getroffenen Einrichtungen mußten wieder abgeschafft und sowohl das Verbot des Laienkelchs als auch die Pflicht des Cölibats ferner mit möglichster Strenge aufrecht erhalten werden.

Als Hauptunterscheidung der beiden Kirchen dient 1) die Lehre der Sakramente, deren die Protestanten nur zwei, Taufe und Abendmahl, die Katholiken sieben annehmen, ferner 2) die Lehre von der Tradition, oder der außer der Bibel noch von Mund zu Mund vererbten Ueberlieferung in kirchlichen Dingen, von welcher die Protestanten nichts wissen wollen, während sie der Wissenschaft das Recht einräumen, die christliche Glaubenslehre zu erklären, die tridentinischen Väter aber nur, den Geist zur Erkenntniß göttlicher Dinge vorzubereiten und fähig zu machen; 3) die Lehre von der Erbsünde, indem das Concil annahm, daß die vom Sündenfalle der ersten Menschen auf alle andern vererbte Schuld durch die Taufe aufgehoben werde; 4) die Lehre von der Rechtfertigung, welche von dem Concil auch in die guten Werke, von den Lutheranern allein in die Gnade gesetzt

wurde, endlich 5) die Lehre von der Wandlung im Abendmahl, worin der Grundsatz festgehalten wurde, daß die Hostie durch die Consekration des Priesters sofort der wahre Leib Christi werde, während Luther die Wandlung zwar annahm aber erst im gläubigen Genuß, die Reformirten aber darin nur ein Zeichen des Leibes und Blutes Christi erkannten. Durch diese fester gezogenen Grenzmarken war gerade nichts Neues ausgesprochen worden, aber das Herkömmliche hatte eine schärfere Fassung erhalten, und auch in dieser Hinsicht war die reformatorische Wirkung deutlich zu verspüren.

Am wirksamsten aber waren nicht diese von der katholischen Kirche selbst ausgegangenen Mittel, sondern die Bestrebungen eines einzelnen Mannes, der Kirche einen wieder auf das Leben gerichteten größern Einfluß zu verschaffen. Die Mönchsorden hatten allerdings einen großen Verlust erlitten, eine Menge Klöster waren ganz eingegangen, und so wie die Besitzungen nicht leicht zu verschmerzen waren, eben so vermißte man ungern den von den Klöstern auf die niedern Stände und auf den Jugendunterricht ausgeübten Einfluß. Die Wiederbelebung der Mönchsorden, insbesondere der Benediktiner, die sich immer durch größeres Studium der Wissenschaften vortheilhaft ausgezeichnet hatten, half etwas, obgleich im Ganzen doch nur spärlich; die Stiftung der neuen Orden sowohl der Theatiner als besonders der Kapuziner, die aus dem Volke rekrutirt und für das Volk bestimmt waren, konnte schon für wirksamer gehalten werden; am meisten jedoch wurde der Katholicismus neu belebt und dem Protestantismus ein furchtbarer Widersacher gegenübergestellt in dem Orden der Jesuiten.

Der Stifter derselben, ein spanischer Edelmann Ignatio Loyola (geb. 1491), war in demselben Jahr, als Luther zu Worms vor Kaiser Karl V. seine Lehre bekräftigte, bei der Einnahme der Stadt Pampelona durch die Franzosen schwer verwundet worden. Während einer langwierigen und schmerzlichen Cur seines durch einen Schuß zerschmetterten Fußes, die zwar soweit gelang, daß er wieder gehen konnte, aber auf ferneres weltliches Kriegsleben verzichten mußte, war er durch die Lectüre von Heiligengeschichten mit dem

Verlangen erfüllt worden, denselben nachzuahmen und auf gleiche Weise für die Ehre und das Wohl der Kirche thätig zu seyn. Gelehrte Kenntnisse besaß er nicht, und auch die nach seiner Genesung und einer Pilgerfahrt ins heilige Land zu Barcelona und Compostella den Wissenschaften gewidmete Thätigkeit förderte ihn nicht sonderlich, theils weil es ihm an den nöthigen Elementen gebrach, theils weil er in seinen Studien durch Unordnung sich selbst hinderte, theils weil er schon damals durch unmittelbare praktische Thätigkeit, durch Predigen auf öffentlichen Plätzen, ins Leben eingreifen wollte, so daß er den spanischen Inquisitoren sogar anfangs verdächtig vorkam, und sie nach genauer Untersuchung ihn zwar für schuldlos erklärten, ihm aber doch Schweigen auferlegten. Erst in Paris, wohin er 1528 sich begeben hatte, und wo er mit der lutherischen Lehre, aber als einer ketzerischen, die man verfolgen müsse, bekannt wurde, sammelte sich eine kleine, anfangs nur 6 Personen starke Zahl von Jüngern oder Schülern um ihn, welche mit ihm am 15. Aug. 1534 in der Marienkirche zu Montmartre das Gelübde ablegten, dem Dienste Gottes sich ausschließlich zu widmen, insbesondere zur Bekehrung der Ungläubigen ohne allen Rückhalt ihre Kräfte aufzubieten, und zu diesem Ende dem Papst ihre Dienste anzutragen. Versuche, den aufkeimenden Orden in den eben erst entstandenen der Theatiner hinüberzuziehen, scheiterten an der Festigkeit Ignazios, und so gab der Papst Paul III. (27. Sept. 1540) der Gesellschaft Jesu seine Bestätigung, anfangs unter Beschränkungen, die aber später zurückgenommen wurden. Der Eifer Ignazio Loyola's und seiner Verbündeten, die ihn zum ersten Ordensgeneral erwählten, und, wie nicht geläugnet werden kann, das Bedürfniß der Zeit begünstigte die Ausbreitung so sehr, daß, als Ignazio (1556 Jul. 31.) starb, der Orden bereits in 12 Provinzen und 100 Ordenshäusern mehr als 1000 Mitglieder zählte. Die eigentliche Ausbildung des Ordens selbst aber ist mehr den nach Ignazio kommenden, zum Theil schon unter ihm wirksamen Ordensgeneralen zuzuschreiben.

War nämlich Loyola blos von einem unklaren Trieb, der katholischen Kirche aufzuhelfen, zur Stiftung des Ordens

angetrieben worden, so fand dieser in der Zeit, als die Reformation mit siegreicher Gewalt überall um sich griff, seine Aufgabe sich ganz nahe gelegt. In der Bestätigungsurkunde des Papstes wird das Wachsthum der Seele im christlichen Leben und Glauben und die Fortpflanzung der Religion durch Predigten, Uebungen, Werke der Liebe, Unterricht und Beichthören als ihre Aufgabe hingestellt. Eine Gesellschaft, welche die sittliche Veredlung der Nebenmenschen sich zum Zwecke machte, mußte als eine wahre Wohlthäterin der Menschheit erscheinen, und da sie im innigsten Zusammenhang mit der katholischen Kirche blieb, wurde sie von allen den Fürsten, welche mit der Reformation Luther's nicht einverstanden waren, aber doch eine Verbesserung der Kirche für nothwendig erachteten, mit Freuden in ihre Länder aufgenommen und auf alle Weise unterstützt. Das Mönchswesen war so zerrüttet und verderbt, daß man in den Jesuiten ein erfreuliches Mittel sah, den Mönchsstand ganz umzubilden, und indem sie selbst das mönchische Aeußere nicht annahmen, in keinen Klöstern, sondern Collegien, Profeßhäusern oder anders benannten Ordensgebäuden wohnten, keine Mönchstracht, sondern eine zwar einfach geistliche, aber doch nicht auffallende Kleidung sich beilegten, befriedigten sie die Wünsche der eifrigen Katholiken, die mit jenen ausgearteten Religiosen unzufrieden waren. Zugleich gaben sie dem Katechismus Luthers gegenüber ein Seitenstück in dem von Peter Canisius, dem ersten deutschen Jesuiten, verfaßten katholischen Katechismus (1554), und indem sie mit kluger Berechnung ihre Wirksamkeit auf die Zukunft ausdehnten, indem sie sich des in den katholischen Landen ganz vernachlässigten Jugendunterrichts bemächtigten, so waren sie es, welche dem Fortschritt der Reformation hauptsächlich in Oesterreich, wo sie schon weit um sich gegriffen hatte, eine hemmende Schranke entgegensetzten und auch in andern Ländern die katholische Religion siegreich befestigten. Diese unleugbaren Verdienste müssen besonders auf die Rechnung ihrer Generale Lainez, Franz Borgia und Claudius Aquaviva (gest. 1616) gesetzt werden, unter denen sich auch die merkwürdige Einrichtung des Ordens selbst völlig gestaltete.

Dieser war nicht wie andere Mönchsorden auf eine fromme und gottergebene Gesinnung allein gegründet, sondern er sollte hauptsächlich aus einer Elite der klügsten, einsichtsvollsten und gebildetsten Männer bestehen. Mit den übrigen Mönchen gemein hatte er wohl das dreifache Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams, aber eigenthümlich war ihm ein viertes, das des unbedingten Gehorsams gegen jedes Gebot des Papstes. Dieses vierte Gelübde legten aber nur die eigentlichen Professen, d. h. die obersten Mitglieder der Jesuiten-Societät ab, aus denen allein die höhern Aemter des Ordens besetzt werden konnten; Professen im weitern Sinne hießen wohl aber auch diejenigen Priester, welche wegen geringerer theologischer Kenntnisse nur zu den drei gewöhnlichen Gelübden zugelassen worden waren, unter denen die sogenannten Coadjutoren den größten Theil ausmachten. Diesen, den Priestern, gegenüber standen die Laienbrüder, welche dasselbe Gelübde ablegten, aber nicht zum Unterricht verpflichtet waren. War bei den eigentlichen Jesuiten der Grad ihrer Kenntnisse und ihrer Brauchbarkeit in geistlichen Geschäften der Maaßstab für ihre Beförderung, so verlangte der Orden von den Laienbrüdern nicht nur nicht, daß sie bereits wissenschaftlich gebildet seien, sondern sie durften ohne ausdrückliche Erlaubniß des Generals nicht einmal lesen und schreiben lernen, noch weniger angefangene Studien für sich selbst fortsetzen. Das Geheimniß der Ordenseinrichtung bestand eigentlich nur in der gänzlichen Entäußerung aller Persönlichkeit, zu der sich der wahre Jesuit entschließen mußte, in einer unabläßigen, gegenseitig ausgeübten Controlle und Ueberwachung, und in der Unterordnung aller persönlichen und irdischen Rücksichten unter den einzig als gut und heilig anerkannten Zweck des Ordens.

Der, weniger von Loyola als von seinen nächsten Nachfolgern aufgefaßte Gedanke, die Geschäfte der Welt durch eine Gesellschaft der frömmsten, weisesten und würdigsten Männer zu leiten, dürfte gewiß noch heute den Beifall eines jeden Wohlmeinenden erhalten, und eine erhabenere Idee als diese an sich ist wohl nie aufgestellt worden. Was Pythagoras mit seiner Schule gewollt, was Plato beabsichtigt hatte,

daß

daß nur Philosophen regieren sollten, das haben die Jesuiten durchzuführen gesucht, indem sie allerdings, so weit das Menschen vermögen, ihrer Gesellschaft den wirksamsten Einfluß auf die Angelegenheiten der Welt erworben haben. Aber wie allerwärts so zeigte sich auch hier die Abweichung von der Idee zur Wirklichkeit; in die weltlichen Interessen hineingezogen, konnten sie sich weder von dem Vorwurf des Eigennutzes, den ihre außerordentlichen, nicht immer auf rechtlichem Wege erworbenen Reichthümer ihnen zuzogen, noch von dem Verdacht grober Laster, dem sie theils durch das über ihr inneres Getriebe waltendes Geheimniß, theils durch die klüglich zu rechter Zeit vorgenommene Dimission verdächtiger und angeschuldigter Mitglieder manchmal zu entgehen suchten, auf die Länge rein erhalten, und ihre Einmischung in politische Verhältnisse erzeugte frühzeitig selbst unter den Katholiken heftige Gegensätze gegen sie. Wir behalten uns vor, über diesen im Schooße der katholischen Kirche selbst entstandenen Kampf einiges Nähere später mitzutheilen, indem es uns vor der Hand genügt, auf die durch die Gesellschaft Jesu der katholischen Kirche zu Theil gewordene Erregung ihrer Kraft und Wiedervereinigung zu einem gemeinsamen Kampf gegen die Protestanten hingewiesen zu haben, wir halten aber für nothwendig, schon hier des vom Orden selbst, nicht blos von einzelnen Gliedern desselben, aufgestellten Grundsatzes zu gedenken, daß ein Oberer seinem Untergebenen im Namen Jesu Christi, wenn dadurch ein allgemeiner guter Zweck erreicht werden kann, selbst eine Todsünde befehlen darf. Daher waren bis zu dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts schon sehr viele Stimmen gegen sie laut geworden, nicht blos in dem protestantischen Deutschland, sondern selbst in Polen, in Frankreich eiferten die Katholiken laut gegen sie, und Heinrich IV. hatte sie bereits einmal aus seinem Reiche vertreiben und nur gegen einen eigentlichen Vertrag wieder in Frankreich einziehen lassen. Der Königsmord war schon damals ein von ihren Lehrern vielfältig gepredigter Grundsatz, und wenn ihn auch der Orden als solcher nicht aussprach, so ließ er sich doch aus der eben angeführten Maxime mit Leichtigkeit ableiten.

Während nun die katholische Kirche auf diese Weise vollkommen regenerirt wurde und sich von dem erlittenen Schlage vollkommen wieder erholte, hatte die protestantische Kirche von dem Augsburger Religionsfrieden an ein ganz entgegengesetztes Schicksal. In diesen waren, wie erwähnt, die Reformirten, welche damals nur durch die vier Städte Straßburg, Memmingen, Constanz und Lindau repräsentirt waren, nicht aufgenommen worden, und obgleich später auch der Kurfürst von der Pfalz zu ihnen übertrat, so genossen sie die Wohlthat des Religionsfriedens doch mehr als eine Gunst, denn als ein Recht, und die Lutheraner verfolgten sie mit einem noch größeren Hasse, als wenn sie Katholiken oder sogar Heiden gewesen wären. Aus diesem Grunde ließen die Lutheraner es ruhig geschehen, daß der Kurfürst Gebhard von Köln, welcher, um die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld zu heirathen, zum reformirten Bekenntniß übergetreten war, von den Katholiken mit Waffengewalt vertrieben und so die Gelegenheit verabsäumt wurde, die Reformation auch in diesen rheinischen Landen zu befestigen. Aber unter den Lutheranern selbst herrschte ein nicht minder heftiger Zwiespalt. Die neuerstandene Universität Jena maßte sich an, die Lehre Luthers in größerer Reinheit zu lehren als die alte Universität Wittenberg, der man eine heimliche Hinneigung zu Calvinistischen Grundsätzen schuld gab; der alte wohlverdiente Melanchthon starb 1560 noch zur rechten Zeit, um nicht — er der Verfasser der Augsburger Confession — der Irrlehre öffentlich bezüchtigt zu werden; Verfolgungen, die wenigstens von Haus und Hof, von Amt und Brod vertrieben, waren etwas gewöhnliches, und selbst an Hinrichtungen ließ es der Fanatismus nicht fehlen. Der Kursächsische Kanzler Crell wurde als ein sogenannter Cryptocalvinist nach zehnjährigem Gefängniß endlich (1601) enthauptet; Dr. Caspar Peucer, Melanchthon's Schwiegersohn, hatte (1586) nur sein Leben erhalten, als die junge 13jährige Prinzessin Agnes, wie sie dem 60jährigen Kurfürsten August angetraut wurde, sich als erste Gunst ihres Gemahls die Freilassung dieses Gefangenen erbat. Die ganze Geschichte jener Zeit enthält nur eine traurige und unfruchtbare Reihenfolge solcher Bestre-

bungen, die rein-dogmatische Seite des Protestantismus genauer zu bestimmen; von dem eigentlich segensreichen Wirken der Religion, daß sie bestimmt ist, den Menschen zu veredlen, sein Herz zu reinigen, ihn schon auf Erden für ein künftiges reineres Leben vorzubereiten, war fast nichts zu verspüren. Die Wenigen, welche diesen Zweck zu erreichen suchten, wurden in der Regel verfolgt und als Schwärmer genöthigt, sich mit ihren Lehren auf einen beschränkten Kreis zurückzuziehen.

Wie wenig der Protestantismus in der damaligen Periode sich rühmen durfte, zur Erleuchtung und Aufklärung der Menschheit beigetragen zu haben, zeigen insbesondere die scheuslichen Hexenprozesse, die zu keiner Zeit in einem solchen Grade überhand genommen haben, als von der Reformation bis zu und noch nach dem dreißigjährigen Krieg. Der Wahn, daß sich der Mensch auf eine ungewöhnliche Weise zum Herrn der Natur machen könne, ist wohl so alt als die Welt selbst, und wir haben in unserer Zeit den Unfug des Geister- und Gespensterwesens von Männern, die durch ihre gesellschaftliche Stellung und ihre wissenschaftliche Bildung einen namhaften Einfluß auszuüben vermögen, aufrecht halten und verfechten sehen. Daher wird wohl nicht zu erwarten seyn, daß er ganz vertilgt werde, und in irgend einem Winkel der Erde wird sich dieser Aberglaube immer fort erhalten. Aber in jener Zeit war er in seiner höchsten Glorie, und was etwa den spanischen Inquisitoren an Formlosigkeit des Verfahrens nachgesagt werden konnte, das alles galt von unsern deutschen Hexenrichtern. Wie bei der Inquisition galt der Verdacht schon als Anklage, was in der Form fehlte, wurde durch die Tortur den Angeschuldigten erpreßt, und fast kein Amt oder Städtchen Deutschlands kann gefunden werden, wo nicht Jahr aus Jahr ein wenigstens ein Opfer diesem gräulichen Aberglauben dargebracht worden wäre. Ungewöhnliches Unwetter, Dürre oder Nässe der Jahrszeit, heftige Stürme waren die Wirkungen der Wettermacher; Krankheit des Viehs oder der Menschen wurde auf die Rechnung der Hexen geschrieben; sie könnten sich, hieß es, mittelst einer Salbe unsichtbar machen, durch die Lüfte hinfliegen zu dem an einsamen Orten gefeierten Hexensabbath,

wo sich der Böse selbst einfand und das Fest der Zauberei mit ihnen beging; nicht nur alte Weiber von abschreckendem und auffallendem Aussehen, auch junge Frauen und Mädchen, sogar Kinder wurden als Hexen bezüchtigt, und wer einmal verklagt war, fiel in der Regel als Opfer. Es war meistens der Fall, daß die Unglücklichen, wahrscheinlich um sich den schauderhaften Qualen der Folter zu entziehen, gerne zum Geständniß bewegen ließen und Dinge aussagten, die wir für unglaublich halten würden, wenn sie nicht actenmäßig und urkundlich bestätigt würden. Und nicht blos schwache, leichtgläubige Leute geringen Standes wähnten, es gebe Hexen und Zauberer, ja sie seien selbst ohne es zu wissen solche sündhafte Geschöpfe, sondern von dem allgemeinen, die ganze Zeit gleichsam wie eine Seuche beherrschenden Aberglauben an Zauberei, Goldmacherkunst, Nativitätsstellerei u. dergl. waren selbst die ersten Geister befangen. Kaiser Rudolph II., zwar ein schlechter Regent, aber ein Mann von vielen Kenntnissen, ein geschmackvoller Kunstkenner, und der vorurtheilsfreie Beschützer des großen Mathematikers und Astronomen Kepler, der am kaiserlichen Hofe zu Prag Aufnahme und Anstellung fand, als ihm seine Stelle zu Grätz, weil er dem Lutherthum nicht entsagen wollte, von Erzherzog Ferdinand genommen wurde, und ihm das Heimathland Würtemberg, weil er die Concordienformel nicht unterschreiben wollte, die Aufnahme versagte, selbst dieser Fürst unterlag dem allgemeinen Gebrechen der Zeit im Glauben an Astrologie, Zauberei und gewaltsamen Eingriff in den feststehenden, geregelten Gang der Natur, und der von dem geistvollen Tübinger Gelehrten Valentin Andreä als eine romantische Phantasie ausgesprochene Bund der Rosenkreuzer fand wohl nur deswegen so tiefen Eingang, weil er die sogenannte Universaltinctur als das Geheimniß dieses Ordens aufstellte.

Fügen wir noch zu diesem die Menschheit entwürdigenden und beschämenden Aberglauben die Rohheit und Grausamkeit, mit welcher gegen Verbrecher verfahren wurde, so gestaltet sich das Bild jener Zeit immer düsterer und unfreundlicher. Rädern, Viertheilen, Lebendigbegraben, Säcken, sind Strafen, welche gewöhnlich vorkommen, die sogenannte pein-

liche Frage, die Folter, die man als Mittel gegen die Verstocktheit der Sünder, oder auch als Schärfung der Untersuchung fast immer anwendete, war eine gewöhnliche Zuthat des Prozesses, und die hierin begangenen Abscheulichkeiten lehren uns ein billiges Urtheil über die bei andern Nationen verübten Greuel fällen, in welchen auch die Deutschen nicht zurückgeblieben sind. In dem von schauderhafter Bosheit und Dummheit strotzenden Prozeß des Braunschweiger Bürgerhauptmanns Henning Brabant, der auf der Folter gezwungen wurde, Aufruhr, beabsichtigte Verrätherei der Stadt an den Herzog, und einen Bund mit dem Teufel einzugestehen, weigerte sich selbst der Scharfrichtersknecht, zu der von dem patriciatischen Rath neuausgedachten Qual, dem Schuldigen kleine Keile von hartem Holz unter die Nägel an den Fingern zu schlagen, seine Hand zu bieten; ein Leidensgefährte Brabant's starb in der Folter, weil ihn der Nachrichter nicht herauszunehmen wagte, bis die um sich an Wein und Confect zu laben in ein anderes Zimmer gegangenen Commissäre zurückkamen; und zu der am 17. Sept. 1604 mit Brabant unter Martern, welche zu berichten Menschlichkeit und Schicklichkeit verbieten, vorgenommenen Hinrichtung lud am vorhergehenden Sonntag der Pfarrer Wagner von St. Katharina als zu einem Acte ein, an welchem gottselige Christen erkennen könnten, wie eine christliche Obrigkeit sich gegen öffentliche Verbrecher und Uebelthäter zu verhalten habe. Mit Schaudern wendet man sich von einer Zeit ab, in welcher für diese abscheulichen und grausamen Auftritte eigentlich gar keine Entschädigung geboten wird, in welcher der Ueberrest der früheren Lebensfülle und Frische allmählig erlosch, ohne etwas Anderes an seine Stelle treten zu sehen, und das Lutherthum, welches an die Stelle des Nationalgeistes getreten war, eine Starrheit und Sterilität annahm, in der es nur zum hartnäckigen Opponiren, aber zu keinem geistigen Produziren fähig war. Ging diese Opposition doch sogar so weit, selbst die 1581 vom Papst Gregor XIII. durch den Astronomen Aloysio Liglio durchgeführte Verbesserung des Kalenders abzuwehren, weil man damit dem päpstlichen Wesen wieder Thür und Thor öffne, und weil, wie die Tübinger Theo-

logen sagten, man wohl wisse, daß der Papst nicht ein Hirt in der evangelischen Kirche, sondern der Antichrist selbst sei; darum könne man sich auch seines Kalenders entschlagen: dieser Kalender sei doch nichts anders als der erste Buchstabe im ABC; lerne man den ersten, so müsse man die andern auch lernen; sie könnten auch nicht wissen, wozu ein neuer Kalender nothwendig sei: es werde deswegen doch weder früher noch später Sommer werden. So verzögerte sich auch wirklich die Annahme dieser zweckmäßigen Verbesserung noch bis in das nächste, ja zum Theil sogar noch bis in das achtzehnte Jahrhundert, und es entstand eine Verwirrung in der Zeitrechnung, welche an die Zeiten des Alterthums oder des sogenannten finstersten Mittelalters erinnert.

Stellt man nun die beiden Parteien, Protestanten — sowohl Lutheraner als auch Calvinisten — und Katholiken einander entgegen, so fällt das geistige Uebergewicht entschieden auf diese, weil sie mit Bestimmtheit wußten, was sie wollten, und unter sich selbst eine Einheit besaßen, die bei den Protestanten durchaus nicht gefunden wurde. Vielmehr standen Sachsen und Pfalz, jenes das Haupt der Lutheraner, dieses der Calvinisten, einander fast feindlich entgegen, und während der pfälzische Kurfürst in heimlicher Verbindung mit Frankreich die protestantischen Fürsten zum Abschluß eines Bündnisses, der Union (1608) zu bewegen suchte, das jedoch in sich kraftlos und nichtig war, hielt sich Sachsen ängstlich an den Kaiser angeschlossen, voll Furcht, durch irgend einen selbstständigen Schritt die kaiserliche Gnade zu verscherzen. Bei den Katholiken traten auch bald zwei Fürsten als entschiedene Gegner des Protestantismus auf, Maximilian Herzog von Bayern seit 1594, und Ferdinand, Erzherzog von Steyermark, beide durch Verwandtschaft nahe verknüpft, und durch Jesuiten frühzeitig zu dem heftigsten Religionshasse gegen die Protestanten entflammt, beide des Entschlusses, die katholische Religion nicht blos wieder zur herrschenden, sondern auch zur einzigen in Deutschland zu machen. Maximilian stiftete der Union gegenüber (1609) die Liga, einen Bund katholischer Fürsten, und Ferdinand begann, sobald er (1596) die Re-

gierung Steyermarks übernommen hatte, sofort die Austreibung der Protestanten aus seinen Staaten; die protestantischen Kirchen wurden niedergerissen oder mit Pulver gesprengt, Bibeln, Postillen und Gesangbücher in Haufen zusammengebracht und verbrannt, und die, welche nicht katholisch werden wollten, auszuwandern gezwungen.

Dennoch kam es bei der gegenseitigen Bedenklichkeit mit einer numerisch gleich starken Partei Krieg anzufangen zu keinem Ausbruch, bis Streitigkeiten in Prag hierzu den zufälligen Anlaß gaben. Die Böhmen hatten (1609) ihrem König, dem Kaiser Rudolph, einen Freiheitsbrief, gewöhnlich Majestätsbrief genannt, abgepreßt, worin den freien Städten und den Herrn und Rittern erlaubt worden war, den Gottesdienst nach ihrem Glaubensbekenntniß, entweder katholisch oder lutherisch oder hussitisch zu halten; von diesem Rechte hatten aber auch die abhängigen Städte Braunau und Klostergrab, die dem Erzbisthum Prag und der Abtei Braunau gehörten, Gebrauch gemacht, und weil dieß wenn auch nicht dem Sinn doch dem Buchstaben des Majestätsbriefs zuwider lief, so waren diese Kirchen geschlossen und demolirt worden. In den hierüber von den böhmischen Ständen am kaiserlichen Hof, dessen Maaßregeln durch den bereits zum Nachfolger in Böhmen gewählten Erzherzog Ferdinand von Steyermark bestimmt wurden, erhobenen Klagen bekamen sie Unrecht, und indem man nun den zu Prag befindlichen Statthaltern, insbesondere den Herren von Martinitz und Slawata, Schuld gab, den Kaiser durch falsche Berichte eingenommen zu haben, so warfen die am 23. Mai 1618 auf das Prager Schloß gedrungenen Stände, mit dem Grafen von Thurn an ihrer Spitze, nach heftigem Wortwechsel die beiden ebengenannten Statthalter zum Fenster hinaus und gaben durch diese gewaltsame That die Losung zum Ausbruch eines Krieges, der 30 Jahre lang ganz Deutschland durchwüthet, und ganz Europa in Bewegung gesetzt hat, durch den dem langdauernden Haß zwischen den beiden Parteien Luft gemacht, und eine gänzliche Umgestaltung der politischen Verhältnisse Deutschlands herbeigeführt worden ist.

Es war ursprünglich ein nur die Böhmen betreffen-

der Handel, zu dem das übrige Deutschland gleichgültig zusah. Als aber Kaiser Matthias starb (1619), und Ferdinand von Steyermark zum Kaiser gewählt wurde, wobei wiederum die Stimme des protestantischen Sachsens am allerwirksamsten war, da wählten auch die Böhmen, Ferdinands frühere Wahl für null und nichtig erklärend, den jungen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, den seine Gemahlin Elisabeth, Tochter König Jakobs I. von England und sein Beichtvater Scultetus zur Annahme dieser schwankenden Königskrone bewogen. Im Triumph zog Friedrich in Prag ein, aber nur einen Winter hindurch genoß er des Glücks königlicher Herrlichkeit. Kaiser Ferdinand unterstützt von der Liga, die ihm der Herzog Maximilian von Bayern zuführte, während die Union, deren Haupt die Pfalz war, sich für neutral erklärte, begann den Krieg; im Spätjahr 1620 drang die liguistische Armee in Böhmen ein, und während Friedrich unbesorgt, auf die Tapferkeit der Böhmen und Ungarn rechnend, bei der Tafel saß, kam die Nachricht, daß auf dem weißen Berge (8. Nov.) das Heer in die Flucht geschlagen worden sey. Kaum eine Stunde hatte das Treffen gedauert, das den Pfalzgrafen, den zum Spott sogenannten Winterkönig, seiner Krone beraubte. Mit Mühe entkam er mit seiner Familie nach Schlesien und der Mark, ganz Böhmen unterwarf sich, die Freiheitsbriefe wurden von dem Kaiser vernichtet, und über die Haupturheber des Abfalls auf dem Ring der Prager Altstadt (1621) ein Blutgericht gehalten, das Ferdinand's Namen nie unter die Reihe edler, menschlichgesinnter Regenten wird einschreiben lassen. Indessen mochte er in seinem Lande immerhin thun was ihm gut deuchte; offenbar gewaltthätig war aber die über den Pfalzgrafen und seine Freunde ausgesprochene Reichsacht und die Besitznahme seiner rheinpfälzischen Lande. Im Schrecken vor der kaiserlichen Uebergewalt löste sich die Union auf, wer dem liguistischen Feldherrn Tilly, einem in Schlachten ergrauten Krieger, über welchen weder Wein noch Weiber jemals ihre Allmacht ausgeübt hatten, entgegenzutreten versuchte, der abentheuernde Graf von Mansfeld, der sich zum Ritter der verfolgten Pfalzgräfin aufwerfende Herzog Christian von Braunschweig,

der Markgraf Georg von Baden, welcher um sich ungehindert dem Kriegshandwerk zu widmen seine Regierung an seinen Sohn bereits abgetreten hatte, sie alle wurden von dem Glücke Tilly's zersprengt und verjagt, und vom Rhein hin bis an die Elbe und an die Ostsee verbreitete sich der Glanz der liguistischen Waffen. Der Kaiser Ferdinand aber, um den Herzog Maximilian für diesen Dienst zu lohnen, verlieh ihm die kurfürstliche Würde der Pfalz und gab ihm die oberösterreichischen Lande als einstweiligen Ersatz für die Kriegskosten, welche er später wieder gegen die Oberpfalz austauschte, welche von da an mit dem Hause Bayern wieder vereinigt worden ist. Für die Bekehrung dieser protestantischen Gegenden sorgten nun sofort die von Maximilian damit beauftragten Jesuiten und Kapuziner, und wo die Ueberredungsgründe derselben nicht ausreichen wollten, die nachdrücklicheren Hülfsmittel der Dragoner. Das Glück des Kaisers schien unerschütterlich, und als auch der König Christian von Dänemark, der um den niedersächsischen Ständen, deren Bundeshauptmann er war, beizustehen die Waffen ergriff, von Tilly (1626) gänzlich geschlagen worden war, schien Niemand mehr vorhanden zu seyn, welcher den Planen Ferdinand's im Wege stehen könnte. Selbst die von Bayern anfangs bestehende Abhängigkeit hatte aufgehört, als Wallenstein, ein böhmischer Edelmann, den Ferdinand wegen seiner Anhänglichkeit im letzten Krieg mit der Herrschaft Friedland und dem Herzogstitel belehnt hatte, auf eigne Faust und eigne Kosten ein Heer von 40,000 Mann aufstellte, das sich in Feindesland selbst erhielt, und mit diesem bereits die fernen Gestade der Ostsee dem Gebote des Kaisers unterthänig machte. Nur an der festen Stadt Stralsund scheiterte (1628) der stolze Sinn des neuen Generalissimus des baltischen und oceanischen Meeres, und seine über das Meer hinüberreichenden Plane fingen ein Reich zu beunruhigen an, das man bisher in Deutschland kaum beachtet, in der ganzen Geschichte überhaupt nur wenig berücksichtigt hatte.

Da beschloß der Kaiser, wie er in seinen Erblanden den Grundsatz — wem das Land gehört, der hat auch die Religion zu bestimmen — durchgeführt hatte, denselben auch im

Reiche, dessen Oberhaupt er war, zu behaupten. Allerdings waren während des Uebergewichts der Protestanten viele den Katholiken gehörige Pfründen mit dem Uebertritt ihrer jedesmaligen Inhaber herübergezogen worden, und eine Verletzung des Augsburger Religionsfriedens, welcher zwar den Uebertritt der Personen freistellte, aber die geistlichen Güter den Katholiken vorbehielt, reservirte, ließ sich ohne Mühe nachweisen. Nur bei sehr wichtigen Gütern, als das Erzbisthum Cöln oder das Bisthum Straßburg in die Hände der Protestanten gezogen werden sollte, war dieses Vorhaben mißlungen; hingegen bei minder bedeutenden Fällen, zumal in Reichsstädten, hatte sich seit 1555 gar manche Veränderung ganz in der Stille begeben. Ferdinand erließ daher am 6. März 1629 das sogenannte Restitutionsedict, mit welchem alle gegen den klaren Buchstaben des Religionsfriedens den Katholiken entzogene Güter denselben wieder zurückgestellt, den augsburgischen Confessionsverwandten, welche geistliche Stifter, Prälaturen, Bisthümer inne hätten, der Rang als Reichsfürsten entzogen, die Reformirten von der Wohlthat des Religionsfriedens für ausgeschlossen erklärt, und das Recht der katholischen Stände, ihre Unterthanen zu ihrer Religion anzuhalten, auf gleiche Weise, wie es die Protestanten in Anspruch nahmen, behauptet wurde. Mit diesem Edict beginnt der zweite große Act dieses ungeheuern und blutigen Dramas, zu dem Deutschland die Schaubühne werden mußte, um den eigenen Boden durch fremde Völker zertreten, durch fremde Rosse abweiden zu sehen.

War bisher die Rechtmäßigkeit der kaiserlichen Handlungen noch nicht bezweifelt worden, so fing die Vollziehung dieses Restitutionsedicts, welche in Oberdeutschland sofort durch kaiserliche Kriegsvölker bewerkstelligt wurde, gerechte Bedenken zu erwecken an, ob es bei dieser Handlung nicht auch um die Freiheit der Stände gethan sei. An Kleinen und Schwachen, an Städten und Städtchen, die keinen sonderlichen Widerstand thun konnten, versuchte man zuerst seine Kräfte, allmählig ging man weiter. Unter den deutschen Fürsten aber gab es nicht Einen, der für das Vaterland dem despotischen Beginnen des Habsburgischen Hau-

ses in den Weg zu treten gewagt hätte; theils Eigennutz, theils Furcht, über welche man vorsichtig den Mantel der Loyalität deckte, hielten sie alle in Schranken, und der einzige seine Selbstständigkeit wahrende Fürst war der katholische Maximilian von Bayern, das Haupt der Liga. Seine Klagen über Wallenstein's landverderbende Art Krieg zu führen, über den Hochmuth dieses Emporkömmlings, der in den Rang der ältesten Fürstenhäuser sich eindrängte, bewogen den Kaiser hauptsächlich, auf dem Reichstage zu Regensburg 1630 sich dieses Mannes gerade zu einer Zeit zu entschlagen, als er seiner am dringendsten bedurft hätte. Aber so stolz war durch eine Reihe von glücklichen Erfolgen das Cabinet des Kaisers geworden, daß man den neuen, gerade damals auftretenden Gegner für zu unbedeutend hielt, um von ihm Kenntniß zu nehmen.

Gustav Adolph, König von Schweden, Enkel jenes Gustav Wasa, der die Schweden von dem dänischen Joche befreit, wieder zu einem selbstständigen Reiche gemacht, und die Reformation daselbst befestigt hatte, war im Krieg mit seinem Vetter Siegmund, König von Polen, der eine österreichische Prinzessin zur Frau hatte, von dem Kaiser vielfältig beleidigt worden, Wallenstein's über die baltische See sich erstreckenden Anmaßungen hatten das Recht der Schweden zu beeinträchtigen gedroht, es war nicht unbekannt geblieben, daß man im kaiserlichen Rath sogar schon von einer Ausrottung der Reformation auch in Schweden gesprochen hatte, die Vertreibung der Herzoge von Mecklenburg, deren Land an Wallenstein als Pfand versetzt worden war, ging ihn als Verwandten besonders nahe an, und die Gefahr, welche dem protestantischen Glauben in Deutschland drohte, forderte ihn auf, für das Wohl seiner deutschen Glaubensbrüder die Waffen zu ergreifen. Mit ihm trat zuerst eine würdige, edle Persönlichkeit auf den Schauplatz, ein Fürst voll männlicher Würde, tapfer und kriegserfahren, aber milde und versöhnlich, von einer hohen Idee beseelt, ohne befangen und einseitig zu seyn, von seinen Unterthanen beinahe abgöttisch verehrt und selbst von seinen Feinden hochgeachtet. Er allein war es, der in seiner kurzen zweijährigen Heldenlaufbahn den

Ruhm der österreichischen Waffen darniederschlug, indem er, als endlich die grauenvolle Eroberung Magdeburgs 1631, bei welcher dem Fanatismus von Tilly, Pappenheim und ihren an Mord und Brand gewöhnten Schaaren ein ungeheures Brandopfer dargebracht wurde, dem Zögern des Kurfürsten von Sachsen ein Ende gemacht hatte, bei Leipzig den ersten großen Sieg erfocht, dann in siegreichem Zuge bis an den Rhein, zurück nach Franken und über Nürnberg nach Bayern eilte, bis nach München vordrang, welches der Kurfürst Maximilian in eiliger Flucht verlassen mußte, und nachdem er dem von Wallenstein und dem bayrischen Heer bedrohten Nürnberg zu Hülfe geeilt war und in der Schlacht an der alten Veste die Waffen in unentschiedenem Gefechte erprobt hatte, in dem letzten Kampfe auf Lützen's Ebene (1632 Nov. 6.) die zweite große Schlacht über die von Wallenstein geführten Schaaren gewann, aber mit seinem eigenen Leben erkaufte. Mit ihm schied die einzige königlich erhabene Gestalt vom Schauplatz, der wohl noch manchen tüchtigen Feldhauptmann erblickte, aber keinen mit Gustav Adolph zu vergleichen. Wenn er auch, wie mit Unbilligkeit ihm vorgeworfen wird, nach der deutschen Kaiserkrone strebte, wenn er darnach trachtete, seinen Schweden ein Reich zu erobern auf den milden Fluren des unerschöpflich reichen deutschen Landes, wahrlich, ihm hätte die deutsche Kaiserkrone eher gebührt, als dem von römischgesinnten Jesuiten und ausländischen Spaniern gegängelten, in Andächtelei und Glaubenszwang befangenen, durch und durch unfreien, spanischen Habsburger Ferdinand. Die Größe des Schwedenkönigs zeigt sich auch darin, daß sein Geist in seinen Schaaren fortlebte, daß sein Kanzler Oxenstjerna, seine Feldherren Gustav Horn, Bernhard von Weimar, Baner und Torstensohn, das angefangene Werk fortführten, und die schwedischen Waffen noch bis ins zweite Jahr siegreich, wie unzuverläßig auch von den protestantischen Fürsten unterstützt, den kaiserlichen gegenüberstanden. In dieser Zeit fand auch Wallenstein sein Ende, nicht wie Gustav auf dem Schlachtfelde, sondern durch die vom kaiserlichen Hof gegen ihn in seiner nächsten Umgebung aufgewiegelten Mörder, die einen Mann aus dem Weg schaffen sollten, der zu

groß geworden war, um ein Unterthan des Kaisers zu bleiben, zu selbstständig, um sich mit Gewißheit auf seine Treue verlassen zu können, trotz seines astrologischen Aberglaubens zu freidenkend, um den Jesuiten ein guter katholischer Christ zu scheinen, und der den Verdacht des Verraths, womit es ihm vielleicht nicht Ernst, niemals beschlossene Sache war, doch zu einem Grade hatte anwachsen lassen, der zur Bestätigung nicht mehr fern hatte. Als ihn zu Eger (1634 Febr. 25.) die Hauptleute Deveroux und Macdonald erstochen hatten, übernahm der kaiserliche Erbprinz und König von Ungarn, Ferdinand, das Commando und gewann bei Nördlingen (1634 Aug. 27.) den ersten Sieg über die schwedischen Schaaren, welche Bernhard's Uebereiltheit ins Unglück stürzte. Dieser Sieg hatte den Prager Frieden zur Folge, den (1635 Mai 30.) der Kurfürst Johann Georg, lange schon des Krieges und der Schwedenplage müde, mit dem Kaiser abschloß und andere protestantische Stände dazu einlud. Mit ihm endigt der zweite große Act des Dramas, und der Charakter eines Glaubenskrieges, den es bisher noch gehabt hatte, verschwindet immer mehr vor dem eines rein politischen Krieges.

Denn für die Schweden galt es nun nicht blos einen Lohn sondern sogar die Existenz sich zu erkämpfen. Durch den Prager Frieden gelockt und entweder aus Furcht vor der kaiserlichen Uebermacht, oder aus Sehnsucht der leidigen Kriegslasten los zu werden, traten fast die meisten protestantischen Fürsten auf die Seite des Kaisers, und die Schweden sollten kraft des Prager Friedens mit vereinten Kräften aus dem Reiche gejagt werden; da blieb nichts übrig als zu jedem Mittel zu greifen. Dieß fanden die Schweden im Beistand Frankreichs, das schon vorher, um das Haus Habsburg zu demüthigen, Subsidien gezahlt hatte, nun aber dem Herzog Bernhard eine jährliche Summe von 4 Mill. Livres bezahlte, wogegen er den Krieg am Oberrhein führte, während Baner, ein Feldherr, der nie unerschöpflicher an Hülfsmitteln war als wenn man ihn in der äußersten Noth glaubte, und der begabt mit einer eisernen Körperkraft allen Beschwerden des Krieges eben so trotzte, wie er sich an den Genüssen des

Lebens zu entschädigen wußte, in Norddeutschland das Glück der Schweden wieder aufrichtete. Aber so lange Kaiser Ferdinand lebte, war noch an keinen Frieden zu denken. Bis an seinen Tod (1637) verharrte er in seiner religiösen Halsstarrigkeit, in welcher man nur dann geistige Größe erkennen kann, wenn man es groß nennt, einer festgefaßten Meinung zu Liebe, allen andern Vorstellungen zum Trotz, die ganze Welt zu Grunde gehen zu lassen. Als er Böhmen übernahm, zählte dieses Land 3 Mill. Seelen, bei seinem Tode keine 800,000. Das Unglück des Krieges, der damals bereits in alle Richtungen des menschlichen Daseyns seine vernichtenden Klauen geschlagen hatte, war — wenn nicht einzig aber doch hauptsächlich — das Werk seiner fanatischen Religiosität; und wenn man seine Frömmigkeit, seine ungeheuchelte Sittenreinheit rühmt, so verschwindet dieses Lob vor dem gerechten Vorwurf, um der Durchführung seiner individuellen Ansicht willen ganz Deutschland in den Jammer des unseligsten Krieges gestürzt zu haben. Aber auch sein Tod führte den Frieden, über den man noch zu weit auseinander war, nicht näher. Erst, als Herzog Bernhard, der Eroberer von Breisach, ein edler Held, seines Lehrers Gustav Adolph würdig, gleich ihm mit großen Planen umgehend, einem dunkeln Tod, den die gemeine Sage der Vergiftung zuschrieb, erlegen war (1639), rückten die Aussichten hiezu einigermaßen vorwärts; in diesem letzten Akt des Trauerspiels trat ein neues Volk auf den Schauplatz.

Frankreich nahm nämlich die Reste von Bernhards Armee in Sold und führte nun förmlich und offen, ein katholisches Reich, das in seinem Innern die Hugenotten ihrer politischen Rechte beraubte, mit einem andern katholischen, dem Hause Oesterreich, Krieg, der noch neun volle Jahre dauerte, bis die zu Münster und Osnabrück begonnenen Unterhandlungen zu einem Resultate gelangten. Es bedurfte von Seiten der Schweden noch eines zweiten Sieges (1642) von Leipzig, es bedurfte noch eines Einfalls durch Böhmen (1645) bis in die Nähe von Wien, es bedurfte noch eines Verheerungszuges (1648) durch das von den Greueln des Krieges am meisten verschont gebliebene Bayern, es bedurfte

endlich (1648) der Eroberung von Prag, wo vor dreißig Jahren die Flamme der Zwietracht zuerst emporgelodert hatte, um die Gesandten zum Abschluß eines Friedens zu bewegen, der ein nicht minder schwieriges und großes Werk war als es der Krieg gewesen. Seit 1637 waren die ersten Verhandlungen eingeleitet, aber erst seit 1644 eine wirkliche zusammenhängende Unterhandlung fortgeführt worden. Zu Münster war zwischen dem Kaiser und den evangelischen Ständen, an deren Spitze Schweden stand, zu Osnabrück zwischen dem Kaiser und Frankreich unterhandelt worden; wie es im Grund zwei Kriege waren, ein religiöser und ein politischer, so auch zwei Friedensschlüsse, die man zusammen den westphälischen Frieden nennt. Als am 24. Oct. 1648 die Friedensnachricht erscholl, ging ein lauter Jubelruf durch das ganze müde gequälte Land, und man achtete die nachherige Protestation des Papstes eben so wenig als die traurigen Bedingungen, unter denen vielleicht die entwürdigendste war, daß Frankreich und Schweden die Garantie des Friedens übernommen und sich bedeutende Stücke des deutschen Reiches, jenes Metz, Toul, Verdün, Elsaß, Sundgau, Breisach, dieses Pommern, Wismar, Bremen und Verden als Schadloshaltung für ihre Bemühung genommen hatten. Daß die pfälzische Familie wieder in ihre Güter eingesetzt wurde, war Gerechtigkeit; für sie wurde eine neue, die achte Kurwürde errichtet. Die andern protestantischen Stände erhielten aus den eingezogenen katholischen Stiftern, welche, wie man es nun nannte, säcularisirt wurden, angemessene Entschädigungen. Die Religionsfrieden von Passau und Augsburg wurden bestätigt, die Reformirten aber in dieselben aufgenommen und alle drei Confessionen einander gleichgestellt. Hinsichtlich der Säcularisationen ging man auf den Stand des J. 1624 zurück. Der Grundsatz, daß ein Landesherr berechtigt seyn sollte, die Religion auch seiner Unterthanen zu ändern, wurde nicht mehr anerkannt, doch sollte er ihnen nur eine dreijährige Frist zur Auswanderung zu geben genöthigt sein.

Der Kaiser hatte seine Versuche einer despotischen Monarchie völlig scheitern gesehen. Die Stände, unter

welche jetzt auch die Reichsstädte aufgenommen wurden, sollten die Landeshoheit besitzen, nur sollten sie nicht gegen Kaiser und Reich sich verbünden dürfen. Die Niederlande und die Eidgenossenschaft wurden vom Reich unabhängig erklärt. Das deutsche Reich, durch keinen geistigen innern Zusammenhang ferner gehalten, eines patriotischen Selbstgefühls, das vom Lutherthum, Calvinismus und Katholicismus aufgezehrt worden war, entbehrend, existirte hinfort nur noch gleich einem großen seines Markes beraubten ausgehöhlten Baume, der zur Verwunderung der Vorübergehenden noch manches Jahr mit herrlichen Blättern sich belaubt, bis er endlich vor einem gewaltigen Orkan, dem er sonst kühn zu trotzen pflegte, mit furchtbarem Krachen zu Boden stürzt.

Und welcher war der Zustand des Landes! Handel und Wandel zerstört durch die barbarischen und entmenschten Horden, welche kein anderes Handwerk als das des Krieges kennend Jahr aus Jahr ein von Süd nach Nord, von Ost nach West die Lande oft mehr nach Beute und Nahrung als nach Sieg begierig durchstreiften; Wissenschaft und Kunst, die nur im milden Schirm des Friedens zu gedeihen pflegen, umhergescheucht und unstät; die Blüthe des Lebens, von der die stattlichen aus der vorigen Zeit stammenden Gebäude zu zeugen vermögen, überall abgestreift! So theuer war die Wahrheit zu stehen gekommen, daß in Sachen des Geistes keine menschliche Autorität sich anmassen soll, ihre Ansicht als die unfehlbare aufzudringen. Noch heut zu Tage zeigt der Verfall vieler seitdem nicht wieder emporgekommenen Städte und Dörfer des Reiches die traurigen Folgen eines dreißigjährigen Krieges, und der Name des Schweden, der alles mit fortgenommen hat, lebt noch im gemeinen Spruche des unbewußten Kindes.

Indem wir nun in diesem, freilich nur mit düstern Farben hingeworfenen Gemälde gesehen haben, wie auch in Deutschland die religiöse Spaltung am Ende einen ganz veränderten politischen Zustand herbeiführte, haben wir die politischen Bewegungen damit zusammenzustellen, welche in einem andern Lande zur Begründung seiner Verfassung geführt haben, nämlich in England.

VII.

Die Stuarte in England. Die englische Revolution.

Die religiöse Frage wird zu einer politischen. — Politischer Glanz von Elisabeth's Regierung. — Elisabeth's Verhältniß zum Parlament. — Jakob I. — Jakob's Regierung ist politisch unnational. — Jakob's Grundsätze vom göttlichen Recht der Könige. — Erweiterung der Idee des Parlaments. — Religiöse Opposition. — Karl I. — Petition of right. — Karl regiert ohne Parlament. — Karl's Einmischung in die schottische Kirche. — Das Parlament wieder berufen. — Anklage gegen Strafford und Laud. — Einheit zwischen Volk und König dahin. — Der Bürgerkrieg zwischen Parlament und König. — Cavaliere und Rundköpfe. — Oliver Cromwell. — Puritaner die herrschende Partei. — Die Independenten. — Schlacht von Naseby. — Karl von den Schotten an die Engländer ausgeliefert. — Karl angeklagt und verurtheilt. — Das Protektorat Cromwell's. — Die Navigations-Acte. — Restauration Karl's II. — Contrast des Lebens. — Ganz andere Stellung des Parlaments. — Testacte. — Habeas Corpus Acte. — Whigs und Torys. — Karl's Tod. — Jakob II. — Die englische Revolution. — Sicherheitsacte. — Englands politische Größe.

Ich habe zuletzt angedeutet, wie die katholische Religions-Partei durch Schärfung der disciplinarischen Zucht, durch strengere Fassung und Abschließung ihres Glaubenssystems, und durch die Concentrirung ihrer polemischen Kraft in dem Orden der Jesuiten sich von dem durch die Reformation Luther's und Zwingli's erlittenen Schlag wieder vollkommen erholte und daher eine Wiederbelebung empfing, die man, wenn der Ausdruck Reformation abgelehnt werden sollte, doch wenigstens nicht umhin können wird, eine Regeneration zu nennen; wie hingegen die protestantische Partei durch die unter Lutheranern und Calvinisten, und unter den Lutheranern selbst über unfruchtbare Dogmen entstandenen Streitigkeiten ihren eigentlichen Zweck, der Religion praktische Wirksamkeit zu geben, fast gänzlich aus den Augen setzte, und weder in der Bekämpfung des vielfachen Aberglaubens, der gleich einem schweren Traum auf der Menschheit lastete, noch in

der Besiegung der barbarischen Rohheit und Grausamkeit der Sitten eine merkliche Spur geistigen Fortschritts zeigte, so daß man sie im Vergleich mit den Erwartungen, welche sie erweckt hatte, billig entartet, degenerirt, nennen konnte. Als daher die auch politisch eben so wie geistig einig gewordene katholische Partei mit Benutzung aller ihr zu Gebote stehenden Hülfsmittel ihren früheren Standpunkt wieder zu gewinnen suchte, konnte dieser Versuch eigentlich nur gelingen, um so mehr, als die Maaßregeln anfangs mit Vorsicht gewählt wurden, als gewaltthätige Schritte nur gegen ohnmächtige Stände genommen, und der Schein des Rechts, wenn er auch oft noch empörender und entrüstender ist als offenbares Unrecht, vor der Hand beibehalten wurde: so daß die Existenz der Reformation in Deutschland eben so gut überhaupt gefährdet war, als es in Oesterreich und Böhmen gelang, die bereits fest gewurzelte und weit verbreitete Reformation gänzlich zu vertilgen. Wenn daher die Erhaltung der Reformation eine Wohlthat war, woran wenigstens ihre Bekenner zu zweifeln sich nicht erlauben werden, so darf die Einmischung der Schweden in die deutschen Angelegenheiten nur mit dem größten Dank anerkannt werden, zumal der politische Einfluß dieses Landes nie von großer Dauer und gefährlicher Bedeutung sein konnte. Zugleich aber ging mit dem Kampf gegen den Glaubenszwang ein zweiter gegen den Despotismus, den das Haus Habsburg zu begründen gesonnen war, Hand in Hand; so wie schon hundert Jahre früher Moritz von Sachsen sich nicht blos als Verfechter der religiösen sondern auch der politischen Freiheit Deutschlands dem Kaiser Karl V. entgegengestellt hatte, so verdanken die Stände Deutschlands ihre innere Unabhängigkeit der Einmischung Schwedens und allerdings auch Frankreichs, dessen großer Minister Richelieu dem Uebergewicht des in Spanien und in Deutschland herrschenden Hauses Habsburg entgegen arbeiten wollte. Daher war das Resultat des dreißigjährigen Glaubenskrieges nicht nur vollkommene Freiheit der Confession, sondern auch Freiheit der Landesregierung, die zwar dem Namen nach auch ferner vom Kaiser und vom Reichstag abhängig blieb — denn alle alte Formen mit einemmale zu zerbrechen, lag nicht

im Geiste jener Zeit, vielmehr schmeichelte man sich immer noch mit dem Fortbestand des Reichs — die aber faktisch schon da war, so daß die spätern Worte des Dichters: wie hange doch nur das heilige römische Reich noch zusammen, schon damals eine Wahrheit waren.

Auf diese Weise war in dem dreißigjährigen Krieg die religiöse Frage auch hier zu einer politischen geworden. In diesem Kriege ist zum letztenmal über religiöse Interessen mit dem Schwerdt entschieden worden, d. h. die Welt ist so weit zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen, daß ein Kampf über Glaubensrechte allein wohl schwerlich mehr bevorstehen wird, wie er wenigstens seitdem nicht wieder vorgekommen ist. Damit soll keineswegs gesagt seyn, daß eine völlige Aussöhnung zwischen den verschiedenen Religionsansichten statt gefunden hat, vielmehr wird im Einzelnen der Gegensatz eben so schroff fortbestehen als vorher, aber zu einer allgemeinen Bedeutung wird er sich schwerlich wieder erheben, und alles, was man ihm zugestehen mag, ist, daß er mit politischen Motiven vermischt diese zu unterstützen und zu steigern vermögen wird. Dieß hat er bereits in der englischen Geschichte bewiesen, deren gewaltsame mit der sogenannten englischen Revolution endigende Erscheinungen, so sehr sie mit einem Reformationskrieg Aehnlichkeit haben, dennoch nicht aus der religiösen Parteiung abzuleiten sind, sondern ihren Hauptgrund in dem politischen Interesse haben, das nur durch religiöse Motive unterstützt und gesteigert worden ist.

Die Regierung der Königin Elisabeth war, wie in einer früheren Betrachtung angedeutet worden ist, für England die glanzreichste und segenvollste. Unter ihr wurde die englische Schifffahrt, die vorher keiner Rede werth war, eine muthige Nebenbuhlerin der portugiesischen, spanischen und holländischen; anfangs nur als Freibeuter auf die reiche Silberflotte der Spanier ausgehend, wagten die englischen Schiffe, als sie von Philipp's II. gewaltiger Unternehmung gegen England hörten, die Einfahrt in den Hafen von Cadix, wo (1587) der kühne Franz Drake gegen 100 Fahrzeuge vernichtete, und als im folgenden Jahre dennoch

die Armada, welche bestimmt war England zu erobern und die katholische Religion nach dem krassesten spanischen Vorbild dort einzuführen, gegen die Küsten Albions heran kam, vernichteten Wind und Wetter, und nächst diesen die englischen Seehelden Hawkins und Howard die furchtbare Flotte, mit welcher Philipp Alles für möglich gehalten hatte auszuführen. Seitdem trat England nicht mehr blos vertheidigend, sondern angreifend und erobernd auf. Schon damals wurde durch Forbisher, Hudson, Davis eine Nordwestpassage versucht, die Colonien der Spanier wurden angegriffen, Hawkins selbst fand seinen Tod auf Portoriko, Drake auf St. Domingo, die erste Umschiffung Amerikas durch Engländer wurde (1591) vollbracht, Walter Raleigh, ein kühner Abenteurer, drang in das Innere Brasiliens, fuhr den Dronokostrom hinauf und brachte die fabelhaften, aber damals geglaubten Sagen von dem Goldland Eldorado in die Heimath, das zu suchen später noch Tausende ausgingen. Von ihm auch gingen die ersten Anfänge aus zur Colonisation von Nordamerika, insbesondere des nach seiner jungfräulichen Königin sogenannten Virginiens. Unter Elisabeth wurde bereits (1600) der erste Grundstein zu jener ungeheuren Gesellschaft, der ostindischen Compagnie, gelegt, die nachher selbsteigene Besitzerin eines viel größeren Reiches geworden ist als das Hauptland England selbst. Der Krieg mit Spanien aber, der nun eine Nationalsache geworden war, blieb, obgleich die Spanier Irlands Empörungsversuche anreizten und unterstützten, dennoch für England siegreich, noch einmal drang der Graf Esser in Cadix ein, die spanischen Flotten hier und in den Häfen Galiciens wurden vernichtet, und auch der irländische Aufstand wurde endlich mit Glück wieder unterdrückt.

Entstandnun durch eine so glorreiche Regierung, die sich auch imUebrigen durch Weisheit und Energie derMaaßregeln auszeichnete, wogegen die Schwächen der Eitelkeit Elisabeth's nicht in Anschlag gebracht werden können, ein wahres Nationalgefühl, so mußte dies auch durch das Benehmen der Königin gegen das Parlament gesteigert werden. Elisabeth war so wenig als ihr Vater einer nachgiebigen Gesinnung, und sie zeigte mehrmals, daß sie nicht gesonnen sei,

sich durch das Parlament in ihren Regierungsmaaßregeln beschränken zu lassen, eigentliche Staats- und Kirchensachen sollten ihrer Meinung nach gar nicht vor das Parlament gebracht werden, und die Steuerbewilligung oder Verweigerung war das einzige Recht, was sie ihm zugestand. Dennoch bestätigte sie alle von den Parlamenten entworfene Vorschläge oder Bills, und gab, als sich (1601) gegen die unzähligen Monopole für fast jede einzelne Branche des Handels allgemeine Beschwerden erhoben, der von dem Parlament deshalb an sie um Abstellung derselben gerichteten Bitte nicht nur Gehör, sondern dankte demselben sogar, daß sie von ihm belehrt worden sei über das wahre Beste ihrer Unterthanen, welches zu befördern ihr einziger Wunsch wäre. Die ganze vom Parlament in den 45 Jahren ihrer Regierung bewilligte Summe belief sich nur auf etwa 3 Mill. Pfund Sterling, und bei einer so milden und sparsamen Regierung, die keine Staatsschulden kannte, mußte sich das Volk wohl befinden und nach einer größern Ausdehnung der parlamentarischen Gewalt gar kein Verlangen tragen. Es konnte genug seyn, daß das Recht des Parlaments, Steuern zu bewilligen oder abzuschlagen, im Ganzen anerkannt war. Das wahrhaft Große in Elisabeth's Regierung ist, daß sie mit Aufopferung ihres persönlichen Interesses ganz und gar nur im Geiste und für das Beste ihres Volkes handelte, und daß sie die hohe Aufgabe ihrer Bestimmung als Königin vollkommen begriff. Von dieser Seite wird ihr auch die strengste Kritik nur Anerkennung zu Theil werden lassen, und man muß das Urtheil ihres Volks und ihrer Zeitgenossen, die sie als die erste unter allen regierenden Häuptern der damaligen Zeit, die nicht arm an großen Geistern war, anerkannten, unbedenklich unterzeichnen.

Gegen eine in jeder Hinsicht so ausgezeichnete, die Ehre und die Bedürfnisse des Volkes berücksichtigende Regierung bildete nun die nachfolgende einen gewaltigen Contrast. Jakob I. hatte eine gelehrte Erziehung genossen und würde eine Professur auf jeder Universität mit Auszeichnung bekleidet haben; er besaß viele Kenntnisse, war in der Kunst des Disputirens trefflich bewandert, und bildete sich nicht mit

Unrecht auf seine Fertigkeit im Lateinsprechen große Dinge ein. Er hielt es noch als König nicht unter seiner Würde als Schriftsteller aufzutreten, in die tiefsinnige Materie der Hexerei war er weiter als ein Anderer eingedrungen, und hatte nicht nur das Daseyn der Hexen aus philosophischen Gründen bewiesen, sondern sogar ausgemittelt, warum der Teufel sich am liebsten mit alten Weibern einlasse. Er war auch auf theologische Untersuchungen anderer Art eingegangen, sowohl die Katholiken als die von Calvin abweichenden Arminianer in Holland empfanden die Schärfe seiner Beweisführung, die er nöthigenfalls auch mit politischen Demonstrationen unterstützte, und da ihn seine Lieblinge und Schmeichler den Salomo seiner Zeit nannten, so steigerte sich seine Meinung von seiner eigenen Weisheit bald bis zur Ueberzeugung von Unfehlbarkeit. Ueber die wichtige Frage des Verhältnisses zwischen Regierung und Volk hatte er ebenfalls ein Werk geschrieben, worin er allerdings den König für den Vater der Unterthanen erklärt, aber nur ihn der besondern Obhut Gottes empfiehlt; seine Willkühr gilt als allgemeines Gesetz, und auch nur daran zu zweifeln, ob man ihm gehorchen soll oder nicht, ist als Aufruhr zu betrachten. Mit der größten Freude hatte er daher die Krone Englands auf sein Haupt gesetzt, weil sie ihm nicht nur das weltliche, sondern auch das kirchliche Supremat verschaffte, das in Schottland durch den völlig republikanischen Presbyterianismus ganz beschränkt oder sogar vernichtet war. Aber im Vertrauen auf dieses göttliche Recht und dieses Supremat that er auch gar nichts, um seinerseits durch Würde und Anstand die Achtung seiner Unterthanen, welche in Elisabeth auch äußerlich die Erscheinung einer Königin zu respektiren gelernt hatten, zu verdienen. Seine Gestalt ließ keinen Sohn der schönen Maria von Schottland errathen, er hatte unmäßig große, aus ihren Rändern stier hervortretende Augen, seine Züge waren widerwärtig, seine Zunge war zu groß für seinen Mund, seine Tracht häufig unsauber und vernachläßigt, und sein Benehmen zwischen der Hoffarth eines Despoten und der gemeinen Nachläßigkeit eines Zechbruders hin und her schwankend. Den letztern Charakter nahm er gewöhnlich im Kreise seiner

Lieblinge und Freunde an, und die Zärtlichkeit, welche er gegen diese fast durchgängig bewies, war in hohem Grade anstößig.

Die zweiundzwanzigjährige Regierung Jakobs war eine durchaus friedliche, selbst mit Spanien; aber durch diesen ganz unnationalen Frieden, den er auf Rechnung seiner Weisheit und Mäßigung schrieb, anstatt auf die seiner Furchtsamkeit und Charakterlosigkeit, streute sie den Saamen zu künftigem Bürgerkrieg aus. Mit Spanien schloß er nicht nur Frieden, sondern ließ sich auch von dem spanischen Gesandten beherrschen und leiten, ja suchte zuletzt seinen Sohn mit einer Infantin zu vermählen, was er erst dann aufgab, als er endlich einsah, daß ihn die spanischen Minister nur bei der Nase herum geführt hätten. Dem Pfalzgrafen Friedrich gab er seine Tochter zur Gemahlin, that aber, als Friedrich aus Böhmen gejagt, und vom Kaiser sogar seiner Erblande beraubt wurde, nichts nachdrückliches, um ihn zu unterstützen, und erklärte sogar öffentlich, daß er das Vorhaben seines Schwiegersohns mißbillige und in den Böhmen Rebellen erkenne. Die Schwäche, welche Jakob hier zeigte, machte ihn beim Ausland wie in England selbst auf gleiche Weise verächtlich, und seine Günstlinge, unter denen besonders der Herzog von Buckingham durch Stolz und Uebermuth alle beleidigte, erzeugten ein allgemeines Verlangen nach einer bessern Zeit.

Die Grundsätze Jakobs von dem göttlichen Recht der Könige aber erzeugten eine zweite Unzufriedenheit. Gleich anfangs gerieth er mit dem ersten Parlament in Streit, das zweite löste er, weil sich die Streitigkeiten wieder entspannen, auf, das dritte, welches den Grundsatz (1621) aufgestellt hatte, die Freiheiten und Rechte des Parlaments seien ein altes unbezweifeltes Geburtsrecht und Erbtheil der Engländer, und alle wichtigen und dringenden Angelegenheiten in Staat und Kirche, sowie die Entwerfung von Gesetzen und die Abstellung von Mißbräuchen, gehörten ganz eigentlich vor dasselbe, hatte (1622) ein gleiches Schicksal, und das vierte (1623) und letzte, welches im Ganzen gut mit dem König sich vertrug, stellte den Grundsatz

auf: daß jeder Engländer thun könne was er wolle, sobald er dadurch den Rechten seiner Mitbürger nicht zu nahe trete, und weder der König noch ein Beamter, sondern nur das Gesetz dürfe diese Freiheit beschränken. So war die Idee der Parlamente auf einmal mächtig erweitert worden, und obgleich Jakob diese Grundsätze nicht anerkannte, waren sie doch ausgesprochen worden und schlugen im Geiste des Volkes tiefe Wurzeln.

Verglichen mit dieser rein politischen Opposition, die Jakob in den Gemüthern der Engländer, welche für seine äußere Kraftlosigkeit und Schwäche im Innern durch nichts, weder durch guten Staatshaushalt, noch durch wohlthätige Einrichtungen entschädigt wurden, hervorrief, war die religiöse Opposition durch Puritaner und Katholiken wenigstens in England, vor der Hand, noch wenig bedeutend. Viele Familien aber, welche sich den Bedrückungen ihres Glaubens nicht unterziehen mochten, fingen schon damals an auszuwandern und in Nordamerika eine freie Stätte ihrer Religion aufzusuchen. Wichtiger wurde die Opposition in Schottland, wo Jakob das System der englischen Kirche einführen und die presbyterianische Kirchenverfassung verdrängen wollte. Die hierdurch entstandenen Uebel hatte aber erst sein Sohn Karl zu empfinden.

Man hegte von diesem vor der Thronbesteigung (1625 März 27.) keine sonderlichen Erwartungen, und da er gerade sowie sein Vater den Herzog von Buckingham an die Spitze der Regierung stellte, so ging im Anfang Alles wie vorher. Nur war auch die Vermählung des Königs mit der Prinzessin Henriette von Frankreich, Tochter Heinrich's IV., dem Lande ein Dorn im Auge, theils wegen der großen, die Schuldenlast der Krone häufenden Ausgaben, theils wegen des katholischen Glaubens der Königin. Allein noch lästiger wurde dem König die Vertheidigung des Herzogs von Buckingham, gegen den das Land im höchsten Grad aufgebracht war. Wie aber Jakob von der Göttlichkeit der königlichen Gewalt überzeugt war, so auch Karl, der nur darin seinem Vater ungleich war, daß er ein mäßiges, geordnetes Privatleben führte, und statt der Schwäche eine Hartnäckigkeit und einen Eigen-

sinn besaß, der sich bemühte, der Welt die Unabhängigkeit seines Willens zu zeigen. Gleichwohl war er in der Steuererhebung von dem Parlament abhängig, das seit seinem Vater sich nicht blos dazu berechtigt erachtete, sondern auch zu der bereits erwähnten Theilnahme an der Regierung. Er löste daher zwei Parlamente, mit denen er nicht einig werden konnte, auf, und konnte, als er um einen Krieg gegen Frankreich zu führen Geld brauchte, das dritte (1628) zusammenberufene Parlament nur dadurch gewinnen, daß er eine Garantie der persönlichen und sächlichen Freiheit ertheilte und jede Forderung eines Darlehens, jede Auflage, die nicht vom Parlament bestätigt sei, jede der **Magna Charta** zuwiderlaufende Verhaftung für eine Verletzung der Staatsverfassung erklärte. Man begreift dieses im Englischen unter dem Namen Petition of right. Allein selbst dieses Parlament, während dessen Dauer der Herzog von Buckingham ermordet wurde, zerfiel endlich mit dem König, da es diejenigen für Verräther erklärte, welche Ketzereien im Reich einführen, und ebenso die, welche das Tonnen- und Waggeld ohne Bewilligung des Parlaments zahlen würden. Dieses, eine indirecte Abgabe, war seit den Bürgerkriegen allen Königen bewilligt worden, nur Karl hatte es blos auf ein Jahr erhalten. Um sich aber in seinen Geldvergenheiten zu helfen, hatte Karl fortgefahren, es zwangsweise zu erheben, und dadurch diesen Angriff des Parlaments veranlaßt. Dieß führte abermals zu einer Auflösung des Parlaments (1629), und Karl erklärte, nun ganz ohne Parlament regieren zu wollen.

Nun trat für England ein Zustand eilfjähriger Ruhe ein, in welcher das Land zwar scheinbar glücklich war, Ackerbau und Handel im Steigen war, aber die Unzufriedenheit mit der Regierung um nichts gehoben wurde. Weder der Friedensschluß mit Frankreich, in welchem die Hugenotten preisgegeben wurden, noch der mit Spanien, wobei die Wiederherstellung des Pfalzgrafen ganz außer Acht gelassen wurde, konnte die Gemüther der Nation beschwichtigen. Vielmehr gingen die Auswanderungen nach Nord-Amerika als ein Beweis der nationellen Unzufriedenheit fortwährend ihren Gang. Karl beschleunigte jedoch den Ausbruch des Aufruhrs

durch seine Einmischung in die schottische Kirche. In Schottland waren dieselben Ideen wie in England verbreitet, nur mit noch größerer Energie; Karl beleidigte nun die Schotten theils indem er die bei der Reformation vom Adel an sich gerissenen Kirchengüter zurücknahm, theils indem er eine neue, der presbyterianischen Kirche ganz zuwiderlaufende Liturgie einführen ließ. Auf diese neue Anordnung hin, die wie andere gefaßte kirchliche Maaßregeln von dem Erzbischof Laud herrührten, wurde von den Kanzeln gegen diejenigen geeifert, welche trachteten, den Geist Gottes zu verpfänden und Christus vom Throne zu stoßen, indem sie die Gewalt der Kirche an die bürgerliche Obrigkeit verriethen. Besonders empfahlen die Prediger die Befreiung der Kirche der christlichen Tapferkeit der gottseligen Frauen.

Als nun (23. Jul. 1637) zu Edinburg der Dechant den neuen Gottesdienst beginnen wollte, fingen die Weiber, welche in großer Menge die Kirche erfüllten, zu zischen und zu schreien an: die Messe sei herein gekommen, Baal sei in der Kirche, schimpften den Geistlichen und warfen sogar ihre Stühle gegen die Kanzel. Der Dechant, in der Meinung, der Bischof würde besser im Stande sein, den Tumult zu beschwichtigen, trat diesem den Platz ab, doch kaum zeigte sich dieser, so schrie Alles: Fuchs, Wolf, Bauchgott! und ein Stuhl, der an ihm vorbei flog, ermahnte ihn, seinen Rückzug zu nehmen. Die Magistratspersonen griffen nun zwar in so weit ein, daß sie die unruhigsten aus der Kirche schafften, aber das draußen stehende Volk warf die Fenster ein und schrie in einem fort: Papst, Papst, Antichrist, steinigt ihn, schlagt ihn nieder. Wie sich der Bischof nach Beendigung des Gottesdienstes heim begeben wollte, fielen ihn draußen die Weiber an, warfen ihn zu Boden, und ließen ihn kaum nach Hause entkommen. Dieß war der Anfang einer ernstlichen Opposition gegen Karls Eingriffe in die kirchliche Verfassung; im Herbst bildete sich aus Adel, Geistlichkeit, Gutsbesitzern und Einwohnern der Flecken vier Tafeln von Repräsentanten, deren Ausschuß eine fünfte Tafel ausmachte, und die nun gegen diese Neuerungen protestirten. Da Karl sie für ungesetzlich erklärte, so protestirten sie auch dagegen

und schloßen einen neuen Covenant (1638) zur Vertheidigung der wahren Religion und der Freiheiten des Königreichs. Das ganze Land wurde zu einem gemeinschaftlichen Fasttag eingeladen und nachdem man die bischöfliche Würde und alles, wodurch Jakob I. die schottische Kirche nach der anglicanischen hatte umbilden wollen, abgeschafft hatte, bereitete man sich mit unglaublichem Enthusiasmus, dem Krieg, mit dem Karl drohte, entgegen zu sehen. Alle in fremden Heeren dienenden Schotten kehrten in ihr Vaterland zurück, die schottischen Kaufleute in Holland lieferten Waffen und Munition, einige des Adels schickten ihr Silberzeug in die Münze, und der französische Minister Richelieu, froh eine Gelegenheit gefunden zu haben, die Unterstützung der Hugenotten dem König Karl zu vergelten, gab eine beträchtliche Geldsumme und förderte sonst das Vorhaben.

So eifrig Karl die Demüthigung dieser Rebellen wünschte, so sah er doch selbst ein, daß es unmöglich seyn würde, dem Fanatismus, von dem sie erfüllt waren, zu widerstehen, und leitete einen Frieden ein, der die Schlichtung der weltlichen Streitigkeiten einem Parlament, der kirchlichen einer Kirchenversammlung anheimstellte. Weil sich aber auch das Parlament feindlich zeigte, so beschloß Karl abermals Krieg, und da seine Minister kein anderes Mittel um Geld aufzutreiben wußten, so wurde (1640) ein englisches Parlament zusammen berufen. Die Nachricht davon erfüllte das ganze Land mit Freude.

Hier zeigte sich nun, ob die eilfjährige Stille des Landes wirklich ein Zeichen von Zufriedenheit gewesen war. Das erste, womit sich das Parlament beschäftigte, waren Klagen über die bisherige Verwaltung und eine Anklage gegen den Grafen von Strafford wegen Hochverraths, ihr folgte die des Erzbischofs Laud, zwei andere Minister entzogen sich dem Prozeß durch die Flucht. Daran reihten sich Unterhandlungen mit den Schotten, in welchen das Parlament nicht Feinde, sondern Brüder erkannte, und andere Beschlüsse, daß alle drei Jahre ein Parlament berufen werden müsse, wenn der König dieß unterlasse, gehe das Recht auf die Wähler über, und kein Parlament dürfe vor dem fünfzigsten

Tage entlassen werden. Der König konnte auch nicht umhin, diese Beschlüsse alle nach und nach zu genehmigen, wofür ihm zwar Geldunterstützung verheißen, die Anklage gegen Strafford aber und die Angriffe auf die Episcopalkirche doch nicht zurückgenommen wurden. Das Parlament ging vielmehr, da das Oberhaus von Strafford's männlicher Vertheidigung bewegt zu werden schien, so weit, ihn zum Tod zu verurtheilen, und Karl mußte mit Thränen die Hinrichtung unterzeichnen, die (12. Mai 1641) auch vollzogen wurde. Von diesem Augenblick an war die Einheit zwischen Volk und König unwiederbringlich dahin.

Karl zog daher vor, sich an die Schotten zu wenden, ging selbst nach Edinburg und gewährte daselbst alle bisher streitigen Punkte, so daß die größte Freude darüber entstand. Gerade aber in diesem Augenblicke brach der Aufstand der Katholiken in Irland aus. Hier waren schon seit langer Zeit große Beschwerden wegen des Drucks, unter dem die Katholiken schmachteten; das gute Glück der schottischen Covenanter erweckte Lust zur Nachahmung. Der Aufstand begann mit der Ermordung (1641. Oct. 22.) von wohl 6000 Protestanten. Auch dieses Ereigniß schrieb die einmal vorhandene Aufregung der Gemüther auf Rechnung des Königs, das Parlament verlangte die Anführerstelle in dem Heer, das gegen die Irländer bestimmt wurde, und da Karl dies verweigerte und fünf Mitglieder des Unterhauses sogar im Hause selbst (1642. Jan.) wollte verhaften lassen, so zerfiel er mit dem Parlament dergestalt, daß er sich aus London nach York entfernte, wo er in seinen Handlungen ungehinderter zu seyn glaubte. Als er die Grafen Essex und Holland für Rebellen erklärte, weil sie sich weigerten das Parlament zu verlassen und zu ihm zu gehen, belegte das Parlament alle Anhänger des Königs mit demselben Namen. Durch eine Fahne mit den Worten: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, die (28. Aug. 1642) auf einem Felde bei Nottingham aufgepflanzt wurde, gab er das Zeichen zum Kriege.

Es brach nun über England ein Bürgerkrieg herein, der vom religiösen und politischen Fanatismus gleichmäßig beseelt war. Beide sind hier so innig miteinander verbunden,

daß an eine Trennung nicht wohl gedacht werden kann, daß aber das politische Princip vorherrscht, dürfte ganz deutlich einleuchten. Obwohl ferner Lords und Adelige in Menge die Partei des Parlaments ergriffen, so war doch die Partei des Königs, der Natur der Sache nach, hauptsächlich von der Aristokratie gebildet, die recht wohl einsah, daß der Bürgerstand und der niedere Adel nicht blos dem König sondern überhaupt allen Privilegirten zu Leibe wollten. Diese zwei Parteien lassen sich auch am besten durch ihre Namen bezeichnen, die Anhänger des Königs hießen Cavaliere, die des Parlaments Rundköpfe, weil sie ihre Haare, um der weltlichen Eitelkeit nicht zu fröhnen, ganz rund und kurz abschoren. In ihnen hatten die Puritaner, dem größern Theil nach Zeloten gemeiner Art, die unter dem Mantel geistlicher Demuth die ärgsten Hochmuthssünden verbargen, das Uebergewicht, und wenn man das Verfahren des Königs bisher nicht hat billigen können, weil er unleugbar auch mit Heuchelei und Unwahrheit darauf ausging, seinen despotischen Ideen in Kirche und Staat Eingang zu verschaffen, so ist es für das Parlament höchst bezeichnend, daß selbst ein liberaler Schriftsteller Englands äußert: vom Beginn des Kriegs mit dem Könige bis zur Auflösung durch Cromwell, zeigte das Parlament kaum zwei oder drei Handlungen öffentlicher Gerechtigkeit, Menschlichkeit oder Großmuth, und äußerst wenige der Weisheit und des Muthes. Besonders hervorleuchtende Charaktere waren Hampden, der zuerst eine Opposition gegen die Tonnen- und Wagtaxe ergriffen hatte, Pym, der auf die fehlerhafte Verwaltung mit Nachdruck hingewiesen hatte, und Lord Falkland, den sein Freund der Geschichtschreiber Clarendon als den edelsten und würdigsten Mann unter Allen bezeichnet. Alle drei, unter ihnen Falkland der jüngste, schieden von diesem Schauplatz 1643. Bedeutender aber als alle wurde Oliver Cromwell, ein Mann vom niedern Adel, ein Vetter Hampdens, der, als in den ersten Jahren unter dem Grafen Essex keine entscheidenden Vortheile über die Königlichen waren erfochten worden, durch die Selbstverleugnungsbill, wornach binnen 40 Tagen alle Parlamentsglieder, die seit dem 20. Nov. 1640. Civil- oder Mi-

litärämter bekleideten, dieselben niederlegen mußten, besonders hervortrat. Auch ihn hätte dieses Loos eigentlich getroffen, weil er aber seinen Freunden unentbehrlich schien, so wurde zu seinen Gunsten eine vorläufige, nachher immer verlängerte Ausnahme gemacht, und er und der General Fairfax leiteten nun alle militärischen Unternehmungen. Das Heer wurde nun eine zweite, bald das Parlament überflügelnde Macht, und die Rebellion Englands fiel demjenigen in die Hände, der im Stande war, das Heer nach seinem Willen zu leiten. Es war eine rein militärische Rebellion geworden.

Wie aber vor der Hand das Parlament noch äußerlich alle Gewalt in Händen behielt, so blieben auch die Puritaner die herrschende Partei im Parlament. Wie vorher die Katholiken besiegt worden waren, so erging es nun den Episcopalen. Das Parlament hatte sich mit den Schotten vereinigt und erließ nun, um mit diesen vollkommen übereinzustimmen, ein Gesetz (1643 Okt.), daß alle Gemälde, Bildsäulen, steinerne Altäre, Gitter, Leuchter, Becken, Kreuze, Becher, Orgeln, künstliche Fußböden und Fenster aus den Kirchen weggenommen werden sollten, und als das Parlament von den vandalischen Auftritten, die dabei vorfielen, benachrichtigt wurde, begnügte es sich das frühere Gesetz zu bestätigen, mit der einzigen Clausel, es solle kein Denkmal eines Königs, Prinzen oder Edelmanns zerstört werden, sofern er nicht für einen Heiligen gegolten habe! An diese Verordnung schloß sich die Schließung der Schauspielhäuser, die durch Henkershand vollzogene Verbrennung eines Buchs, in welchem die Vergnügungen am Sonntag gerechtfertigt wurden; die Reisen am Sonntag wurden für gottlos erklärt, und das Zeichen des Kreuzes als Wirthshauszeichen nicht mehr geduldet. Predigten von sechs bis sieben Stunden Länge wurden Mode, und da kein innerer Trieb, sondern eine rein äußerliche Nachahmungssucht den Einen die Handlungen der Andern zu überbieten aufforderte, so entstand diese Verwerfung aller auch der unschuldigsten weltlichen Dinge, wodurch sich der englische und schottische Puritanismus besonders ausgezeichnet hat. Vielleicht das Unbedeutendste, aber nicht das am mindesten Lächerliche hievon ist die

eigenthümliche Wahl der Taufnamen. Nicht nur, daß alttestamentliche Namen, Abraham, Isaak, Rebekka, Esther, Sara, für besonders heilbringend und fromm gehalten wurden, und sich deswegen auch heut zu Tage noch bei den Engländern in besonderem Credit erhalten, sondern auch andere Namen kamen auf, die nichts weniger als Taufnamen, sondern theils gewöhnliche Eigenschaftsnamen, theils Adverbien, theils sogar Sprüche waren. Am bekanntesten ist der Lederhändler Barebone geworden, der sich als Vornamen den Spruch beilegte: Wäre Gott nicht für uns gestorben, so wären wir alle verdammt Barebone. Im gewöhnlichen Verkehr blieb denn der lange Vordersatz weg und man nannte ihn blos: Verdammt Barebone.

Wie aber die presbyterianische Kirche einen völligen Sieg erfochten zu haben glaubte, welcher im Grunde doch nur eine neue geistliche Herrschaft oder Hierarchie begründet hatte, in welcher Synoden und Versammlungen die höchste Gewalt ausübten, die man vorher dem Papst gegönnt hatte, so traten, durch ihren Hochmuth aufgereizt, eine Menge verständiger Männer auf und sagten: ob ein Papst oder zwanzig Bischöffe oder tausend Priester die Herrschaft ausüben, sey im Grunde gleich und widerspreche der christlichen Freiheit eines so gut wie das andere. Vielmehr sei jede christliche Gemeinde eine ganze vollkommene Kirche und stehe daher unabhängig von andern Kirchen unmittelbar unter Christo; — diese hießen daher Independenten. Noch weiter gingen die Erastianer (von einem gewissen († 1583) Erastus sogenannt), welche auch das Kirchenregiment einer einzigen Gemeinde nicht von dieser, sondern nur vom Staate ausgeübt wissen wollten, und am allerweitesten endlich die Levellers, welche für jeden Einzelnen das Recht seine Religion zu bestimmen in Anspruch nahmen, wodurch eine völlig anarchische Gestaltung der Dinge, die wiederum nur in Monarchie übergehen konnte, vorbereitet werden mußte. Zu den Independenten gehörten über zwei Drittel der Officiere und die meisten Soldaten, und außer Cromwell die geistvollsten der Revolutionspartei.

Nachdem lange Zeit während des Fortgangs des Krie-

ges selbst unterhandelt worden war, entschied die Schlacht von Naseby (1645 Jun. 14.) und die (1646) Flucht des Königs aus Oxford, welches Fairfax eingeschlossen hatte, in das schottische Lager, über den Ausgang des Krieges. Die Schotten nämlich lieferten Karl (1647) gegen 400,000 Pfd. St. an die Engländer aus, die ihn jedoch mit aller Höflichkeit und Ehrerbietung zu Nottingham empfingen. Kaum aber war der König in ihrer Gewalt, als der Kampf der Independenten oder der Armee gegen den Presbyterianismus (19. Feb. 1647) ausbrach. Das Parlament wollte nämlich das ganze Heer entlassen, nur Fairfax sollte beibehalten werden, die Offiziere müßten den schottischen Covenant annehmen. Da hierdurch alle Independenten wären ausgeschlossen worden, so widersetzte sich das Heer und beschloß, vor Abstellung aller Beschwerden des Heers sei an keine Auflösung zu denken, und nahm (3. Jun.) den König in seinen speciellen Gewahrsam. Dieser wurde zu Hamptoncourt ganz anständig behandelt, ließ sich aber durch heimliche Anzeigen, daß man ihm nach dem Leben trachte, zu einer Flucht (11. Nov.) bewegen, kam aber nur nach der Insel Wight, deren Statthalter, ein Vetter Cromwells, ihn sofort auslieferte. Um diese Zeit soll ein Brief des Königs an seine Gemahlin in die Hände Cromwells gefallen seyn, des Inhalts: sie möge darüber nicht besorgt seyn, daß er Cromwell und seinen Freunden so viel bewillige: er werde zur rechten Zeit wissen, wie er mit den Schurken umzugehen habe und ihnen statt des blauen Hosenbandes einen hänfenen Strick schicken. Seitdem war des Königs Hinrichtung im Geiste Cromwells beschlossen. Karls frühere Heuchelei, die er für Staatsklugheit hielt, hatte dem Inhalt des Briefes Glauben verschafft.

Noch am 11. Dec. 1647 übersandte das Parlament dem König vier Gesetze zur Bestätigung, woran er sich aber durch einen indeß mit den Schotten geschlossenen Vertrag hindern ließ und (28. Dec.) erklärte, er könne nicht einzelne Gesetze vollziehen bevor wegen aller Punkte ein Vertrag entworfen sei. Jetzt trat zuerst ein Mitglied des Parlaments mit dem Antrag der Gefangennehmung, Anklage und Absetzung des Königs auf. Es kam zu einem Beschluß des Nichtverhandelns

(Non-

(Nonaddress), welcher auch von den Lords (1648 Jan. 15.) angenommen wurde. Da indeß die presbyterianische Partei von Zeit zu Zeit wieder aufkam, so wurde auch dieß Gesetz widerrufen, und die Schotten rückten, wegen der an dem Könige geübten Wortbrüchigkeit, mit einem Heer über die Grenze. Da schlug aber Cromwell (19. Aug.) die Schotten, und das Heer trat nun mit der Forderung seinen Marsch nach London an, der König solle wegen Verraths angeklagt und mit dem Tode gestraft werden. Um dieß aber besser durchführen zu können, ließ das Heer mit dem Parlament (1648 Dec. 6.) eine Reinigung vornehmen, d. h. viele wurden gefangen genommen, andere wurden ausgeschlossen, andere blieben von selbst weg, so daß ohngefähr fünfzig blieben. Dann wurde (23. Dec.) der Antrag gemacht, den König auf den Tod anzuklagen, und weil sich die Lords im Oberhause weigerten, wurde beschlossen: das Volk ist, unter Gott, die Quelle aller rechtmäßigen Gewalt, und in einigen Sitzungen (vom 20. bis 27. Jan. 1649.) Karl zum Tode verurtheilt als Tyrann, Verräther, Mörder und Urheber alles Blutvergießens. Am 30. Jan. wurde er zu Whitehall enthauptet. Die Ungerechtigkeit seiner Richter, die edle Würde, die ihn im Unglück nicht verließ, die ruhige Festigkeit, mit welcher er dem Tode entgegen ging, versöhnen mit den mancherlei Mißgriffen seiner Regierung; wie seine Großmutter Maria Stuart kann auch Karl Stuart im Tode nur als ein Verfolgter angesehen werden; die Fehler seines Lebens verschwinden vor diesem erhabenen Moment.

So gewiß es ist, daß nur dem Fanatismus oder dem persönlichen Haß einiger Wenigen, besonders Cromwells, diese Wendung der Dinge zuzuschreiben war, so allgemein auch Karls Hinrichtung selbst damals gemißbilligt wurde, besonders als man in einem vermuthlich von ihm selbst verfaßten Werke, das gleich nachher verbreitet wurde, die Trefflichkeit seines Herzens und Charakters näher kennen lernte, — ein Werk, welches von solcher Bedeutung war, daß John Milton, der berühmte Dichter des verlornen Paradieses, damals Sekretär des Parlaments, es für nöthig erachtete, eine Vertheidigung des Tyrannenmordes zu schreiben — so muß

man dennoch Cromwells nun eintretende Herrschaft über das nun zu einer Republik erklärte England für eine höchst glorreiche Periode der englischen Geschichte erkennen. Dieß wurde sie nicht durch die zwei Siege über die Schotten, die sich der königlichen Sache angenommen hatten, bei Dunbar (1650 Sept. 3.) und Worcester (1651 Sept. 3.), nach deren zweitem sich Karl II. nach Frankreich flüchtete und Schottland mit England ganz vereinigt wurde, nicht durch die Besiegung des ebenfalls royalistischen Irlands, sondern hauptsächlich durch die den Holländern gegenüber behauptete Autorität zur See. In Holland hatte die geflüchtete königliche Familie Schutz gefunden, und das Parlament erließ deßhalb (1651 Okt. 9.) die sogenannte Navigations-Akte, nach welcher fremde Producte oder Fabrikate entweder nur auf englischen oder auf Schiffen der Länder, in welchen das Product oder Fabrikat ursprünglich zu Hause ist, nach England eingeführt werden dürfen. Da die Holländer die eigentlichen Frachtschiffer von Europa waren, so war ihr Handel dadurch wesentlich angegriffen, und es entstand ein Seekrieg, der den großen holländischen Seehelden Tromp und Ruyter Gelegenheit gab, sich auszuzeichnen, sowie auch die Engländer unter Blake ihre Ansprüche auf die Seeherrschaft bewährten. Diese auswärtigen Verhältnisse zu leiten, besaß Cromwell alle Kunst und Kraft des Geistes, er wurde, seit er Lordprotektor von England geworden war, von den auswärtigen Reichen wie ein legitimer Fürst respektirt. Das Wort, welches er bei der Abstimmung über Karl Stuart gesprochen haben soll: es sei leicht zu wählen, wenn es sich darum handele, ob er oder ob Karl sterben solle, giebt den besten Schlüssel zu seiner Handlungsweise. Würde er die Gewalt aus den Händen gegeben haben, so wäre er verloren gewesen, theils weil die Levellers, die Vorbilder der jetzigen Radikalen, ihn längst als Verräther der Freiheit und als Tyrannen bezeichnet hatten, theils weil der Haß der Presbyterianer und Royalisten ihn gestürzt haben würde. So ward er genöthigt, das lange oder Rumpfparlament (1653 April 20.) mit Soldatengewalt auseinander zu jagen, um sich durch das sogenannte Bareboneparlament zum Protektor der Republik von Großbritan-

nien machen zu lassen. Von nun an regierte er mit größerer Unumschränktheit als früher die Könige, aber geängstigt und gequält von dem Bewußtseyn des allgemeinen Hasses, das ihm weder Tag noch Nacht die Ruhe ließ. Der Glanz seines Protektorats giebt einigen Ersatz für die Ungerechtigkeit, mit welcher er sich desselben bemächtigt hatte, aber sein an den Schlachttagen von Dunbar und Worcester (3. Sept. 1658.) unter Gewissensbissen und Aengsten erfolgter Tod wird die Vergleichung mit Karls Tod durch Henkershand, den dieser mit ruhiger Fassung und Würde erlitt, schwerlich aushalten.

Wenn aber auch die äußere Würde Englands unter Cromwell aufrecht erhalten worden war, so war die Regierung eines Emporkömmlings nur für den gegenwärtigen Moment befriedigend, und gab für die Zukunft gar keine Bürgschaft. Daher fiel auch gleich nach seinem Tode das Gebäude, das er kunstreich und mühsam gehalten hatte, in Trümmern; sein Sohn Richard legte die Würde eines Protektors von England freiwillig nieder und dem wieder auftretenden Soldatendespotismus machte der General Monk ein Ende, der sich mit den Freunden der Ordnung, den Presbyterianern und Royalisten, verband, und den Prinzen Carl herüber aus Holland auf den Thron berief. So sehr war man der zwanzigjährigen Verwirrung müde, daß man unterließ, eine bestimmte Zusage gegen Mißbrauch der königlichen Gewalt zu fordern, man begnügte sich mit einer Amnestie, mit Zusage völliger Gewissensfreiheit, mit der Anerkennung der bisherigen Rechte des Parlaments. So hielt (am 29. Mai 1660.) Karl II. unter beispiellosem Jubel des Volks seinen Einzug in London; es war eine so innige Freude aller Parteien, daß das Vergangene nur ein böser Traum zu seyn schien, und man mit allem Rechte sich dem behaglichen Genuß der Gegenwart hingeben zu dürfen glaubte.

An die Stelle der tagelangen Gebete, der biblischen Sprüche und Redensarten, der puritanischen Frömmelei, trat nun der laute Jubel eines nur dem täglichen Genuß fröhnenden Hofes. Aus dem Contrast finsterer Beschränktheit ging man mit einemmale in die ärgste Frivolität und Unsittlichkeit über. Karl II. war persönlich höchst liebenswürdig

und einnehmend, er besaß einen guten Kopf, hatte gute Einfälle, war unerschöpflich an Anekdoten, die er auf das Anziehendste zu erzählen wußte, aber aller Ernst des Lebens fehlte ihm gänzlich, weder in Politik noch in der Religion hatte er aus der Geschichte seines Reiches etwas gelernt, als daß die unumschränkte Gewalt den meisten Genuß gewähre und die katholische Religion am meisten die Pflicht des unbedingten Gehorsams einpräge. An dem Hofe herrschte eine Maitressen-Wirthschaft, wie sie England nie vorher und nachher gesehen hat, die englischen Gallerien prangen noch heute mit den Portraits der schönen Frauen von Karls Hof, der schönen Jennings, Stuart, Temple, Gwynn, der Gräfin Castelmain, der Herzogin von Portsmouth, und die hierdurch ganz besonders verursachte Versplitterung des Staatseinkommens erzeugte bald die größte Klage. Kein Volk ist wohl empfindlicher für die auch von seinen Königen einzuhaltende Sittlichkeit des Privatlebens als die Engländer, indessen würde man über die Verletzung der guten Ordnung noch hinweggesehen haben, hätte Karl nur in anderer Hinsicht die seit vielen Jahren in der Nation entstandenen Ansichten berücksichtigt und geschont. Aber weder in der politischen noch in der kirchlichen Frage befriedigte er die Wünsche seines Volkes, und, was das Erbärmlichste dabei ist, nicht etwa aus Oppositionsgeist, denn dazu war er zu indifferent, sondern aus Geldverlegenheit, die ihn nöthigte, sich dem französischen Hof in die Arme zu werfen.

Und nun stand das Parlament ganz anders da, als unter seinem Vater. Es hatte gleich anfangs den Grundsatz aufgestellt: die Regierung müsse künftig bei dem König und den beiden Häusern des Parlaments seyn, und suchte sich nun in dem Besitze dieses Rechtes zu behaupten. An eine einseitige Regierung war nicht mehr zu denken, und bedrohte der König die Wohlfahrt des Landes, so war es die Pflicht des Parlaments sich derselben anzunehmen. So groß war daher damals schon das Nationalgefühl, daß der im französischen Interesse gegen Holland unternommene Krieg aufgegeben werden mußte. Selbst ein von fünf geistvollen aber schlechtgesinnten Männern zusammengesetztes Ministerium, welches bei

der Leitung der Geschäfte das Parlament zu umgehen suchte, konnte auf die Dauer nicht bestehen. Am gefährlichsten war Karls Hinneigung zum Katholicismus und der wirklich erfolgte Uebertritt seines Bruders Jacob, des muthmaßlichen Thronerben, der (1669) bereits übertrat und hierauf eine katholische Prinzessin heirathete. Es kann dabei bemerkt werden, daß Jacob Herzog von York an Liederlichkeit des Lebens seinem Bruder nicht im mindesten nachstand. Um sich vor den schlimmen Folgen eines solchen Schrittes zu sichern, setzte das Parlament (1673 März 23.) die sogenannte Testacte durch, vermöge welcher niemand ein öffentliches Amt erhalten sollte, welcher sich nicht feierlich gegen päpstliche Herrschaft, Heiligenverehrung und Brodverwandlung erkläre, und das Abendmahl nach der Weise der hohen Kirche nehme, bei Strafe der Unfähigkeit zum Dienst und einer Geldstrafe von 500 Pfd. Die Puritaner und andere Sectirer unterstützten diesen Antrag aus Haß gegen die Katholiken, ohne zu erwägen, daß sie selbst durch diese Testacte von allen politischen Aemtern ausgeschlossen wurden. Indessen hatte dieser Beschluß nur für die Katholiken bis zu der 1829 durchgesetzten Emancipation derselben dauernde Folgen. Die übrigen Dissenters erhielten schon 1689 durch die Toleranzacte die Wahlfähigkeit für das Parlament und für andere politische Stellungen. Um aber den ungerechten Verhaftungen zu begegnen, erließ das Parlament schon im nächsten Jahr, aber bestätigt vom König erst 1679, die Habeas Corpus-Acte, welche unter anderem die Frist festsetzt, binnen welcher jeder Gefangene vor sein ordentliches Gericht gestellt werden muß, und verbietet, irgend Jemand ohne einen schriftlichen Befehl der autorisirten Behörde einzusperren. Trotz dieser beiden Bollwerke der englischen Freiheit wuchs dennoch die Furcht vor dem Herzog von York so sehr, daß (1679) der Antrag gemacht wurde, denselben von der Thronfolge auszuschließen.

Bei dieser Gelegenheit traten die beiden Parteien Whigs und Torys zuerst einander heftig entgegen. Unter jenem Namen wurden wahrscheinlich die Schotten, unter diesem die Irländer verspottet; wie gewöhnlich wurde aus einem Spottnamen, der seine ursprüngliche Bedeutung verlor, ein Partei-

name, so daß die Torys diejenige Partei bezeichnen, welche der Krone, die Whigs diejenige, welche dem Volke so viel Recht und Macht zuwenden wollen, als mit Sicherheit und Freiheit zuträglich schien. Ueber diesen Kampf löste Karl das Parlament (1681) auf und regierte von nun an ohne dasselbe. Da brach noch in den letzten Jahren dieser erbärmlichen Regierung eine Verschwörung aus, in welche die edelsten Männer ohne wirkliche Schuld verwickelt und hingerichtet wurden. Die Namen der Lords Russel und Algernon Sidney werden für England stets den Klang ächter Vaterlandsfreunde, Märtyrer der englischen Freiheit, haben. Beide fielen (1683) auf dem Blutgerüste. Verächtlich und verachtet trieb hingegen Karl sein Leben mit Komödianten, Maitressen und liederlichen Gesellen fort, bis ihn ein plötzlicher Tod (1685. Febr. 15.) hinwegraffte und nun doch seinem Bruder Jakob den Weg auf den Thron eröffnete.

Wenn die Hartnäckigkeit der Stuarte auf irgend einen Nachkömmling übergegangen war, so war es dieser Jakob II. Karl hatte leichtsinnig, verschwenderisch, gleichgültig gegen Religion und Staatsklugheit gehandelt; Jakob glaubte durch eine gewisse Treuherzigkeit, die seiner geringeren Redegewandtheit wohl angemessen war, das Volk über seine wahre Absicht der Zurückführung der katholischen Religion und Herstellung des Despotismus glücklich zu betrügen. Auch zeigte sich, obgleich er der katholischen Religion zugethan blieb, anfangs keine Opposition; der Aufstand eines Bastardsohns von Karl, des Herzogs von Monmouth, wurde unterdrückt, und von dem Lord Oberrichter Jeffreys, einem der abscheulichsten Blutmenschen, die entsetzlichsten Grausamkeiten ausgeübt und vom König gut geheißen; die oberste kirchliche Würde des Königs wurde gebraucht, um alle dem König nicht willfährig scheinende Beamte zu entsetzen, so daß endlich nur ein einziger protestantischer Sheriff, und dieser nur wegen Namensverwechselung, in seinem Amte geblieben seyn soll; es wurde, um den Katholiken ungehinderten Eingang zu verschaffen, eine Verfügung über unbedingte Gewissensfreiheit erlassen, und sieben Bischöffe, welche dagegen protestirten, in Anklagestand versetzt, aber von den Geschwornen losgesprochen; es

wurde endlich, nachdem das Parlament wegen Unfügsamkeit entlassen worden war, das Heer besonders bearbeitet, um sich seiner Hülfe mit Sicherheit bedienen zu können. Bis hieher war alles, selbst die größte Falschheit, Unwahrheit und Gewaltthätigkeit, wenigstens ohne Widersetzlichkeit ertragen worden; die Geburt eines Sohnes aber (1688. Jun. 20.), den die allgemeine Stimme für untergeschoben erklärte, und den Jakob katholisch taufen und durch den Nuntius für den Papst Pathenstelle vertreten ließ, gab den Ausschlag. Nun wandten sich mehrere Lords und andere Herren an den Prinzen Wilhelm von Oranien, Gemahl von Maria, Jakobs Tochter erster Ehe, und luden ihn ein nach England zu kommen und sich der Sachen anzunehmen. Unterstützt von den Holländern ging Wilhelm (1688. Okt.) mit 65 Kriegsschiffen und 570 Lastschiffen, die 11,000 M. zu Fuß und 4000 Reuter an Bord hatten, in die See und landete (5. Nov.) zu Torbay. Jakob griff in seiner Rathlosigkeit nach diesem und jenem Mittel, noch immer hatte er ein doppelt so starkes Heer als Wilhelm, da fing aber Treulosigkeit und Falschheit ihn selbst zu schlagen an, und als sein Schwiegersohn, der Prinz Georg von Dänemark, seine Tochter Anna und seine Maitresse Arabella Churchill, die Schwester des nachher als Feldherrn so berühmten Herzogs von Marlborough, ihn verlassen und sich zu Wilhelm begeben hatten, da flüchtete sich auch die Königin mit dem Prinzen (6. Dec.) nach Frankreich, und König Jakob folgte nach mannichfaltiger Unschlüssigkeit ihrem Beispiel. Er landete (25. Dec.) am Weihnachtstage an der französischen Küste. Das Parlament erklärte den Thron durch die Flucht des Königs für erledigt. Wilhelm und Maria wurden (1689) als Könige ausgerufen und gekrönt.

Diese Umwandlung der Dinge, die Vertreibung der den englischen Freiheiten abgeneigten Familie Stuart und die rechtliche Begründung eines neuen Verhältnisses zwischen König und Volk, heißt die englische Revolution. Sie ist durchaus unblutig vor sich gegangen, denn von Jakobs Versuchen mit französischer Hülfe seine Herrschaft wieder zu erobern muß hier ganz abgesehen werden; die Thronbesteigung

Wilhelms III. ist nicht durch Blutvergießen besudelt worden. Als Grundlage des künftigen Verhältnisses wurde die Sicherheitsacte (bill of rights) vom Parlament verfaßt und vom König beschworen, deren Hauptbestimmungen etwa folgende sind: der König darf nicht von Gesetzen entbinden oder dieselben suspendiren, keine außerordentlichen geistlichen oder weltlichen Gerichte gründen, ohne Beistimmung des Parlaments kein stehendes Heer halten und keine Steuer erheben. Grausame und ungewöhnliche Strafen hören auf. Parlamente sollen häufig gehalten und die Wahl- und Redefreiheit nicht beschränkt werden. Das Einkommen des Königs (civil-list) wurde genau bestimmt, alle anderen Ausgaben unterliegen der Bestimmung des Parlaments. Ein Gesuch (petition) zu stellen ist jedem Engländer erlaubt. — Wenn man erwägt, daß fast ein Jahrhundert verging, bis diese Constitution Englands sich gebildet hatte, daß Kämpfe und Beschwerden aller Art bestanden worden waren, um dieses Resultat zu erlangen, so wird man die Zähigkeit begreiflich finden, mit welcher die Engländer an eine Aenderung dieses Bollwerks ihrer Freiheit gehen. Furcht und Scheu müssen verbieten, ohne die dringendste Noth und Gefahr etwas an derjenigen Einrichtung zu ändern, welche so lange und so erfolgreich zur Größe und Herrlichkeit Englands beigetragen hat. Zugleich wird derjenige, welcher näher in die englische Geschichte eingeht, als es uns hier vergönnt ist, sich überzeugen, daß die Theilung der Nation in zwei Parteien, Whigs und Torys, denen beiden das Wohl und die Ehre Englands die Hauptaufgabe ihrer politischen Thätigkeit ist, hauptsächlich zu der grandiosen Majestät beigetragen hat, mit welcher das Schiff des englischen Staates durch die oft bewegten ja sogar stürmischen Wogen der Jahrhunderte gesteuert wird. Nicht den Whigs noch den Torys allein gebührt das Verdienst, die Wohlfahrt Englands befördert zu haben, sondern beiden zugleich.

Mit dieser aus vielgeprüfter Erfahrung, kluger Mäßigung, und wahrer Einsicht in die politischen Dinge hervorgegangenen Revolution, welche mit Fug und Recht eine ewig denkwürdige Epoche in der englischen Geschichte macht, beginnt auch für alle andere Staaten eine neue Periode, indem nun Eng-

land, offenbar durch seine Constitution stark und mächtig, als ein einflußreicher und entscheidender Staat in allen politischen Angelegenheiten Europa's auftritt. Diese Revolution ist aber um so merkwürdiger, als damals fast in allen andern Ländern eine nicht etwa gezwungene, sondern freiwillige Neigung zur Unterwerfung unter den Despotismus sich gezeigt hat. Diese Erscheinung ist besonders im Zeitalter Ludwig's **XIV.** hervorgetreten.

VIII.

Der Absolutismus. Ludwig der Vierzehnte.

Der Absolutismus in Dänemark, in Schweden, in Preußen. — Absolutismus ist Haupttendenz des siebenzehnten Jahrhunderts. — Am ausgebildetsten in Frankreich. — Ludwigs Selbstregierung. — Anderes Prinzip in der Wahl der Minister. — Der eigentliche Adel wird blos Hofadel. — Die innere Verwaltung. — Ludwigs Kriege. a) Gegen Spanien und Holland. b) Gegen das Reich und England. c) Der spanische Erbfolgekrieg. — Die friedlichen Künste. a) Die redenden. b) Die bildenden. — Versailles. — Ludwigs XIV. persönliche Erscheinung. — Seine Liebeshändel und Maitressen. — Die Maintenon. — Rücknahme des Edikts von Nantes. — Ludwigs XIV. Tod.

Ich habe zuletzt einen kurzen Abriß von der wichtigsten Periode, in welcher die englische Constitution sich gebildet hat, zu geben versucht, indem zwar die Grundlage derselben sich noch viel weiter als der Umfang unserer in den Grenzen der drei letzten Jahrhunderte sich haltenden Betrachtungen es erlaubt, verfolgen läßt, die Periode der Stuarte aber ganz vorzüglich zur Entwicklung des constitutionellen Geistes der Engländer beigetragen hat. Denn vor Jakob I. besaß das Parlament nichts als das Recht der Bewilligung und Verweigerung der Steuern, von einer eigentlichen Theilnahme an der Regierung war keine Rede; wie nun die Ansicht, daß alle wichtigen Angelegenheiten dem Parlament vorgelegt werden müssen, einmal aufgestellt war, so schlug sie Wurzel, und Karl I., obgleich er es versuchte, sich des Parlaments eilf Jahre zu entschlagen, mußte am Ende doch wieder zu ihm seine Zuflucht nehmen und seine Forderungen bewilligen; seine Söhne, die, um das von einer fanatischen Partei, nicht vom Volke, am Vater begangene Verbrechen wieder gut zu machen, fast ohne Bedingung wieder auf den

Thron gesetzt wurden, trafen die Ansicht von einer getheilten Regierungsgewalt schon vollkommen ausgebildet, und die Reaktion, welche der zweite von ihnen dagegen versuchte, brachte ihn persönlich um den Thron, den man aber seiner Familie, da nur der Sohn in der öffentlichen Meinung für untergeschoben gehalten wurde, in weiblicher Nachkommenschaft nicht zu entziehen gedachte, sondern zuerst seine Tochter und ihren Gemahl, dann die zweite Tochter, und hierauf das in weiblicher Linie von der Pfalzgräfin Elisabeth, Jakob's I. Tochter, abstammende Haus Braunschweig Hannover auf den Thron berief, welches ihn noch heut zu Tage inne hat. Bei diesem Regierungswechsel wurde aber durch die Sicherheitsbill die Ansicht, daß die Regierungsgewalt zwischen König und Parlament getheilt ist, gesetzlich befestigt, und England ging seitdem an constitutioneller Bildung allen Staaten voraus. Gewiß hat diese Revolution zu dem großen Einfluß, den England seitdem in allen politischen Angelegenheiten ausgeübt hat, zu seiner politischen und zu seiner innern Größe, wesentlich beigetragen; aber mit dieser Constitution allein, ohne den Geist der Engländer, ohne ihre besonderen Verhältnisse, läßt sich das Glück der Staaten nicht bannen. Größe und Glanz kann auch der Despotismus gewähren, und gerade dieselbe Zeit, welche in England die merkwürdigen Verfassungskämpfe mit sich brachte, sah in andern Ländern ein ganz entgegengesetztes Bestreben, nicht nur ein ungehindertes oder doch nur wenig angefochtenes Bemühen der Fürsten sich aller beschränkenden Fesseln ganz zu entledigen, sondern sogar eine freiwillige Entsagung der ständischen oder constitutionellen Rechte, um das Glück des Staates ganz und gar, einzig und allein, von dem Willen des Regenten zu erwarten.

So in Dänemark. Daselbst waren seit der Reformation, die im Anfang des XVI. Jahrhunderts eingeführt worden war, die Adeligen in den größten Theil der Rechte und Besitzungen gekommen, Bürger und Bauern befanden sich in einer höchst beengten Lage. Der König selbst mußte bei der Thronbesteigung beschwören, daß er zwar alle Rechte der Stände anerkennen und beschirmen, die Edelleute und Reichsräthe aber lieben, vorziehen, mit Gütern versorgen, ihnen Handel

und Fischerei erlauben, unter verschiedenen andern Rechten auch das Recht der Zweikämpfe bestätigen, ihre Unterthanen mit Steuern verschonen wolle, daß er sich in Allem, was das Reich betreffe, nach dem Reichsrath richten, und selbst desselben Beschlüsse, wenn sie auch ihm zuwider seyen, genehm halten werde. Durch einen unglücklichen Krieg mit Schweden war (1660) das Land in große Noth gerathen, und der König Friedrich III. griff daher trotz der damit bezeigten Unzufriedenheit des Reichsrathes zu dem Entschluß, die Reichsstände, Adel, Geistlichkeit und Bürger, in Kopenhagen zu versammeln. Die Bauern wurden nicht besonders vertreten. Auf diesem Reichstag zerfiel der Adel, welcher sich seiner großen Vorrechte rücksichtlich der Besteuerung nicht begeben wollte, mit den beiden andern Ständen, der Geistlichkeit, welche der seeländische Bischof Suane, und dem Bürgerstand, welchen der kopenhagener Bürgermeister Nansen leitete; es wurde nun nach dem Vorgang dieser Stände, an die sich der Adel nothgedrungen anschließen mußte, dem König zuerst das Erbrecht für männliche und weibliche Nachkommen zugesichert und hierauf demselben seine Handfeste oder Capitulation zurückgegeben und ihm in den allerbestimmtesten Ausdrücken die unumschränkte Alleinherrschaft übertragen. Auch Norwegen schloß sich (1661) dieser Revolution an. So siegte hier der Parteihaß der Geistlichen und Bürger gegen den Adel, nicht unähnlich dem Neidischen, der gerne sich ein Auge ausreißen läßt, damit nur der Andere doppelt so viel verlieren möge. Indessen ward durch die milde Natur der dänischen Könige alles Unheil, das die unbedingte Souveränität mit sich führt, verhütet, und Dänemark hat bis gegen die neuere Zeit hin in diesem sogenannten Königsgesetz die sichere Stütze seiner innern Wohlfahrt gesehen.

Eine gewaltsamere Wendung nahm die ähnliche Maaßregel, welche in Schweden durchgeführt wurde. Als Gustav Adolph's Tochter, die launenhafte Königin Christine (1654) zu Gunsten ihres Vetters Karl Gustav, Pfalzgrafen und Herzog von Bayern Zweibrücken, die Regierung niedergelegt hatte, kam mit ihm ein unersättlicher Eroberer auf den Thron, der in einer sechsjährigen Regierung ganz Polen, Preußen und

Dänemark durchstürmte, um am Ende doch nur ein frühes Grab und den zweideutigen Ruhm des nordischen Pyrrhus erlangt zu haben. Als sein Sohn Karl XI., der anfangs unter Vormundschaft stand, mehrere Unfälle erlitt, und ein unglücklicher Krieg der schwedischen Herrschaft in Deutschland den Stoß gab, glaubte man das Heil des Staates ebenfalls in der Umwandlung des schwedischen Reiches aus einem Wahlreich in ein sowohl in männlicher als in weiblicher Linie erbliches Reich, und aus einem durch Stände beschränkten in unbeschränkte Souveränität gefunden zu haben. Diese wurde wirklich eingeführt (1683) und zehn Jahre darauf mit dem Zusatz abermals anerkannt, daß ein König von Schweden keinem Menschen auf Erden von seinem Beginnen Red' und Antwort zu geben verpflichtet sey. Wurde nun auch die finanzielle und militärische Kraft Schwedens hierdurch sehr gesteigert und das künstliche Uebergewicht, das es noch auf eine Zeit lang im Norden behauptete, möglich gemacht, so stürzte zugleich auch die gewaltthätige Anwendung einzelner Punkte dieses Souveränitätsrechtes gegen den Adel der damals zu Schweden gehörenden Ostseeprovinzen das Reich in den großen russischen Krieg, der dem künstlich errungenen politischen Uebergewicht Schwedens ein völliges Ende machte.

Wenn bei Dänemark es der Wille des Volkes war, lieber dem König unbedingt zu vertrauen als dem Adel eine solche, sowohl König als Volk beeinträchtigende Gewalt zu überlassen, so war es in Schweden wohl keine vom Volk, vielmehr vom König selbst ausgegangene Unternehmung, die aber doch vom Volk nicht bestritten, sondern als zeitgemäß und zuträglich angesehen wurde. Mit Widersetzlichkeit hingegen kämpfend begründete der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, gewöhnlich der große Kurfürst genannt, die Souveränität seines Hauses. Das gewöhnlich sogenannte hohenzollernsche Haus der Burggrafen von Nürnberg befand sich damals im Besitz von drei verschiedenen Landschaften; erstens von den alten markgräflich baireuth und anspachischen Ländern, welche von der jüngern Linie regiert wurden, zweitens von der Mark Brandenburg mit der Hauptstadt Berlin, und drittens von dem Herzogthum Preußen mit der

Hauptstadt Königsberg. Die Mark und das Herzogthum Preußen waren seit dem Absterben der herzoglichen Linie (1618) vereinigt; jene war ein Theil des deutschen Reiches, dessen Kurfürst der Markgraf von Brandenburg war, das Herzogthum Preußen aber war seit 1525 ein Lehen von Polen gewesen und der große Kurfürst hatte den Krieg zwischen Polen und Schweden für sich so vortheilhaft zu benutzen gewußt, daß er im Frieden von Oliva (1660) aus dem abhängigen Lehensverhältniß von Polen heraustrat und nun Preußen eben so frei als irgend ein König sein Königreich besaß. Mit dieser Freiheit waren aber die Stände Preußens nicht zufrieden. Wie in allen Ländern eine unbedingte Gewalt nie mit einem Mal zum Vorschein gekommen ist, sondern überall eine Theilung der Regierungsgewalt zwischen dem Fürsten und dem Volk statt gefunden hat, sey sie nun auf diese oder auf jene Weise gestaltet, so waren die eigentlich preußischen Lande längst durch Stände, welche das Recht der Steuerbewilligung ganz unbestreitbar besaßen, vertreten worden. Als nun der Kurfürst von ihnen verlangte, sie sollten seine Souveränität anerkennen, wobei er ihnen ihre Privilegien lassen wollte, — was beiläufig gesagt sich nicht miteinander verträgt — so suchten die Stände sich bei ihren alten Freiheiten und Rechten so lange zu wehren, bis der Kurfürst den Königsberger Burgermeister Hieronymus Rhode (1662) als Hochverräther gefangen nehmen ließ, worauf sie (1663) ihm als Souverän huldigten. Daß er dabei ihre Privilegien bestätigte, war eine leere, durch seine eigene Handlungsweise als nichtig sich erweisende Form. Wie Rhode, dessen Ueberzeugung er habe recht gehandelt nicht zum Weichen gebracht werden konnte, in gefänglichem Gewahrsam blieb bis an seinen Tod, so wurde ein Herr von Kalkstein, ein anderer Führer der Volksopposition, von Warschau, wohin er um Beistand gegen die Ungerechtigkeiten des Kurfürsten zu suchen gegangen war, durch den preußischen Residenten (1670) weggefangen, und von einem nicht preußischen Gericht verhört, gefoltert, zum Tod verurtheilt und (1671 Nov. 8.) hingerichtet. Auch die Reichsfreiheit der Stadt Magdeburg wurde von demselben Kurfürsten, dem der westphälische Friede das Stift Magdeburg als

Entschädigung zugesprochen hatte, ebenfalls mit Gewalt unterdrückt, sie mußte (1666) huldigen und kam ganz unter brandenburgische Herrschaft. Auf diese Weise hatte der große Kurfürst seinem Sohn, der sich zu Königsberg (1701 Jan. 18.) mit Genehmigung des Kaisers Leopold die Königskrone aufsetzte, bereits vorgearbeitet; es wäre unbillig, wenn man den Verdiensten Friedrich Wilhelms, der sein Land von dem Druck der Schweden (1675) befreite, es durch Handel und Gewerbe zu heben versuchte, und sich, natürlich im eignen Interesse, sowohl gegen Frankreich als gegen andere Nachbarstaaten mit einer eben so kräftigen als würdevollen Politik benahm, nicht alle Anerkennung widmen wollte; aber es gebührt sich nicht minder, auf solche das Zeitalter charakterisirende Handlungen hinzuweisen und zu zeigen, daß die Ueberzeugung von dem souveränen Rechte der Fürsten nicht etwa blos im Auslande sondern bei den ersten deutschen Fürsten eben so gut zu Hause war.

Wie nun jedes Zeitalter durch eine eigenthümliche Tendenz ausgezeichnet ist, so ist das siebenzehnte Jahrhundert oder, richtiger gesagt, die Zeit vom dreißigjährigen Krieg bis zum siebenjährigen und drüber hinaus, die der politischen Entwickelung, im Gegensatz gegen die religiöse oder reformatorische Richtung der vorhergegangenen Periode. Und zwar bildete sich die politische Tendenz zuerst blos in egoistischer Einseitigkeit aus, indem mit Ausnahme Englands, das die künstliche Vereinigung seiner Constitution zu Stande brachte, Hollands, das eine auf Geld gegründete Republik blieb, und Polens, das eine in gänzliche Auflösung und Anarchie übergehende Adelsherrschaft zu nennen ist, die übrigen Staaten sämmtlich in der Ueberzeugung, die göttliche Gewalt der Obrigkeit schließe jeden Einspruch, jede Schranke ohne weiters aus, einen absoluten Despotismus theils aufkommen ließen theils absichtlich einführten. Die Beispiele Dänemarks, Schwedens, Preußens, zeigen, daß es nicht sowohl die Nachahmung eines andern Staats war, durch die man sich leiten ließ, als das innere Gefühl von der Zweckdienlichkeit dieser Regierungsform; wie manche Zeiten durch Seuchen und Fieber, deren Ursprung man nicht beweisen,

sondern nur vermuthen kann, ausgezeichnet sind, so jene Zeit durch diese ihr eigenthümliche Ansicht vom absoluten Recht des Herrschenden; es läßt sich mit der größten Sicherheit zeigen, daß je weiter zurück, je weniger an dasselbe gedacht wurde. Im deutschen Reiche sind Berathungen des Königs mit den Ständen so alt als das Reich selbst; vor Karl V. giebt es keinen einzigen so gewaltsamen Schritt als er sich erlaubt hatte in der Behandlung des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen, erst Ferdinand II. ist, etwa achtzig Jahre später, noch weiter gegangen; im deutschen Reiche waren schon lange vor dem westphälischen Frieden durch die Wahlacte Karls V. und den ewigen Landfrieden, um nicht der goldenen Bulle und älterer Reichsgesetze zu erwähnen, alle Bedingungen einer Constitution, die natürlich nicht so ausgesehen haben würde wie die englische, aber an Sicherheit und Festigkeit ihr nichts nachgab. Es kann hier nicht an der Zeit sein, eine Untersuchung über die Entstehung dieser eigenthümlichen Ansicht vom göttlichen Recht der Fürsten anzustellen; wenn es auch gelingt, die eine und die andere Ursache aufzufinden, so bleibt doch der tiefste innere Grund, aus dem eben diese Ursachen quellen, etwas Unenträthseltes; was nützt es, in der Reformation selbst, durch die wiederholte Hindeutung auf das göttliche Recht der Fürsten, durch die Uebertragung der höchsten kirchlichen Gewalt auf den Landesherrn, was besonders bei den Lutheranern und in England der Fall war, durch die gänzliche Verweisung der Geistlichen aus dem weltlichen Regiment, was sie hinfort nur mittelbar ausübten, die Ursache davon auffinden zu wollen? Läßt sich das auch für Deutschland und einige andere Länder zugeben, so reicht es doch nicht hin, um es für andere zu erklären, am wenigsten für Frankreich, das in dieser Hinsicht keinen Einfluß reformatorischer Grundsätze erfuhr, in welchem Lande aber die absolute Monarchie oder der Despotismus um diese Zeit zur höchsten Ausbildung gebracht wurde.

An äußern Ursachen fehlt es freilich auch nicht. Wie die Reichsstände schon früher aufgehört hatten, etwas zu bedeuten und an ihrer Stelle die Notablen einberufen wurden, ist

ist schon früher erwähnt worden; doch glaubte man in den greulichen Zeiten der Liga, es sei möglich durch die Berufung der Reichsstände den bösen Geist zu bannen; darauf ward noch (1614) einmal ihrer erwähnt, bis sie nicht eher wieder berufen werden, als bis die letzte Stunde der alten Monarchie Frankreichs geschlagen hatte. Daß Heinrich **IV.** sie nicht einberief, um mit ihnen über das Wohl und Wehe Frankreichs zu verhandeln, ist wohl ganz natürlich; er kam mit eigner Kraft und eigenem Verstande besser zum Ziele, als mit einer eigensinnigen, in der Unbestimmtheit ihrer Rechte da und dorthin greifenden Versammlung. Ganz gerade so verhielt es sich mit dem großen Minister und Cardinal Richelieu, der seines Sohnes Louis **XIII.** Regierung geleitet hat. Richelieu erkannte die Nothwendigkeit, Frankreich fest und unerschütterlich zu machen; zu diesem Ende demüthigte er den noch von früherer Zeit her höchst unruhigen, zu Verschwörungen, Aufständen oder wenigstens zu Zweikämpfen sehr geneigten Adel, nahm den Hugenotten, ohne sie ihrer religiösen Freiheit zu berauben, ihre Sicherheitsplätze, insbesondere das feste Rochelle, und griff das Haus Habsburg theils in Deutschland theils in Spanien an. Seinem Gang folgte Mazarin, der in der Minderjährigkeit Ludwigs **XIV.** die Regierung führte. Die (1648) sogenannte Fronde, ein Krieg der Parlamentspartei gegen den Hof, war der einzige Versuch, in welchem das Volk oder richtiger gesagt eine Partei ihre Unzufriedenheit mit dem Gang der Regierung aussprach. Mit Ludwigs Selbstregierung aber trat eine Periode ein, in welcher an eine Theilnahme des Volkes an der Regierung gar nicht mehr zu denken war.

Ludwig **XIV.** war 23 Jahre alt, als der Tod des Cardinals Mazarin (1661) ihm die Zügel der Regierung allein in der Hand ließ. Wenn er auch kein ausgezeichneter Geist zu nennen war, so mußte man ihm doch gesunden Menschenverstand, richtigen Blick in der Beurtheilung Anderer, zumal wo seine Eitelkeit nicht ins Spiel kam, und ein eifriges Streben nach Ehre und Auszeichnung ohne Weiters zuerkennen. Unterrichtet war er gar nicht, weder seine Mutter Anna noch der Cardinal Mazarin hatte dafür gesorgt,

man hatte ihn überhaupt so sehr vernachläßigt, daß er selbst zuweilen mit bitterem Gefühl von dieser Vernachläßigung redete. Daß er nun durch die Lage Frankreichs, wo eigentlich Jeder that was ihm gefiel, auf den Gedanken gebracht wurde, nur Einheit der Verwaltung könne helfen, und daß er zugleich in sich denjenigen sah, der die richtigsten Mittel angeben und durchführen könne, ist sehr natürlich. Da trat er denn schon in der ersten Zeit einmal zu dem Parlament hinein, im Reitkleid mit Sporen und der Reitpeitsche, und erklärte diesem, daß es sich seinem Willen fügen müsse, und später einmal sprach er den Gedanken aus: Der Staat bin ich. Hiemit ist auch die ganze Tendenz seiner Regierung erklärt. Alles auf sich beziehen, ist das große Geheimniß seiner Staatsweisheit; was die andern Staaten gleichzeitig auch gewollt hatten, das spricht sich in ihm am vollkommensten aus. Und es kann nicht geleugnet werden, daß er gleich mit dem Antritt seiner Regierung einen neuen Geist durch alle Zweige der Verwaltung verbreitete; mit einem richtigen Takt für geschickte Männer stellte er den Kanzler Le Tellier, den einsichtsvollen Colbert, den thätigen Louvois und andere an die Spitzen der einzelnen Verwaltungszweige; statt der allmächtigen Minister, die vorher das Glück und Unglück eines ganzen Landes in ihren Händen gehabt hatten, beginnt mit ihm die passendere Vertheilung der Geschäfte unter mehrere, die insgesammt nur von dem entscheidenden Willen des Königs abhängen. In der Auswahl dieser Minister aber befolgte er noch ein anderes Prinzip.

In den frühern Zeiten hatten die Prinzen sowohl die von Geblüt als auch die andern einen großen Theil an der Regierung gehabt; so waren die Montmorencys, die Guisen, zu der außerordentlichen Gewalt gelangt, in der sie sich gezeigt haben. Die beiden Minister Richelieu und Mazarin hatten bereits eine Ausnahme von dieser Regel gebildet, aber beide hatten ihre ganze Lebenszeit mit dem Kampf der Großen, um sich einen Antheil an der Staatsverwaltung zu erobern, zu thun gehabt; Ludwig XIV. konnte sich aus seinen Kinderjahren die traurige Verwirrung jener Zeit noch recht denken. Nun aber wurden die Geschäfte erstlich nicht

mehr einem Einzigen, was doch bei Richelieu und Mazarin eben so der Fall war wie in England bei Buckingham und nur zum Neid oder auch zum Mißbrauch dieser Allmacht Anlaß gab, sondern mehreren Staatsministern übertragen, die zweitens nicht aus dem Stande des eigentlichen Adels, der Nobeln, sondern der Gentilshommes genommen wurden, die in der damaligen Zeit eben so wenig als der Gentleman in England den eigentlichen Adel bedeuteten, sondern Leute von gutem, bürgerlichem Herkommen, die gute Erziehung genossen hatten, Bildung besaßen, um sich der neuen Verhältnisse mit Geschick anzunehmen, deren Herkunft und Verwandtschaft aber durchaus keine Besorgniß einflößen konnte. Der eigentliche Adel aber wurde blos zu nichts bedeutenden Hofämtern zugelassen und der Stand der Hofleute aus ihm gebildet. Nur die Minister durften darauf rechnen, beim König Audienz zu erhalten; zur gesetzten Stunde erschienen sie vor ihm und erstatteten Bericht. Die hohen Herren aber mußten sich begnügen, wenn er in den Wagen stieg, oder aus einem Gemach in das andere ging, oder sich zur Kirche begab, ihm mit ein paar Worten ihr Anliegen vorzutragen, worauf er regelmäßig antwortete: je verrai, und die Sache erst nach dem Vortrag der Minister behandelt wurde. Höchst selten geschah es, daß ein Hochgestellter im Cabinet des Königs Audienz erhielt, selbst dann nicht, wenn er blos schrieb, kam der Brief geradezu an den König.

Während er nun hauptsächlich sogenannte Rotüre, deren ganze Existenz von ihm allein abhing, mit der eigentlichen Leitung der Staatsangelegenheiten beauftragte, suchte er den eigentlichen Adel an seinen Hof zu ziehen und durch die Lustbarkeiten desselben ihn für die politische Bedeutungslosigkeit zu entschädigen. Ludwig bildete daher, nicht aber sowohl aus System als aus Instinkt, die Etikette aus, welche nicht eigentlich am französischen Hofe zu Hause war, sondern vielmehr von Spanien aus, dem Vaterland der Grandezza und des Anstandes, durch Ludwigs Mutter, Anna von Oesterreich, nach Frankreich gebracht worden war. Die ganze Gesellschaft bildete so zu sagen eine Pyramide, auf deren

Spitze ganz allein der König stand, weiter abwärts, nach Rang und Stand, alles übrige Personal. Das höchste Glück war die Annäherung an die königliche Person; sich bei seiner Tafel einfinden zu dürfen, ihm die Serviette zu reichen, bei seinem Lever oder Coucher zugegen zu seyn, galt für hohe Auszeichnung, nach der nun die höchsten Herren Frankreichs mit Wetteifer und Ehrbegierde trachteten. Zugleich bot der Hof, besonders in den ersten Jahrzehnten Ludwigs, in der That eine solche Fülle von Pracht und Ueppigkeit dar, daß er mit Leichtigkeit den Zweck erreichen konnte, den Thatendurst der ritterlichen Jugend in den wollüstigen Gärten Alcina's oder Armida's einzuschläfern. Auf jeden Fall erreichte Ludwig auch jene vielleicht nicht minder wichtige Absicht, den auf seinen Schlössern oder in den Provinzen leicht zu Unruhen geneigten Adel zu beschäftigen, ihn auch durch die am Hofe unerläßlichen Ausgaben zu schwächen, und so ganz unschädlich und blos von der Gnade des Königs abhängig zu machen. Es ist bekannt, daß er es nicht liebte, wenn ein Adeliger seinem Landsitz zueilte, und er betrachtete es als eine Art Geringschätzung, außer dem Sonnenkreise seiner Gnade leben zu wollen. Auf diese Weise bildete er aus dem ehemaligen Kriegsadel einen Hofadel, in den aufgenommen zu werden natürlich auch sehr viele von jener Notüre trachteten, die nun hauptsächlich die Classe der mitunter vorzugsweise als Stutzer (petits maîtres) und Gecken oft ausgezeichneten Marquis bildeten. Die Familie le Tellier, aus der Louvois hervorging, und Colbert, zu der Crissé und Torcy gehörten, sind unter diesem neuen Adel die bedeutendsten. Beide waren aus dem bloßen Bürgerstande hervorgegangen.

In der innern Verwaltung des Staates änderte Ludwig aus Absicht oder System eigentlich gar nichts. Die Verkäuflichkeit der Stellen war etwas so herkömmliches, daß an eine Aenderung nicht gedacht wurde. Am meisten wurde dem Heer, sowohl dem Landheer als der Flotte, Aufmerksamkeit gewidmet; die hier gemachten Anordnungen hatten wohl auch auf das übrige Europa Einfluß. Die Flotte Frankreichs wurde in den Kriegen gegen England wieder vernichtet, und der damals genommene Aufschwung, eine See-

macht zu werden, sank in sein Nichts zurück. Durch Colbert wurde, um die Finanzen zu heben und stets Geldmittel in Bereitschaft zu haben, manche nützliche Einrichtung getroffen, besonders der Handel befördert, der große Canal von Languedoc angelegt, überseeische Compagnien errichtet. Eine neue Einrichtung mochte die Polizei seyn, die hauptsächlich um Ludwigs Neugierde zu befriedigen, in Thätigkeit gesetzt wurde. Der Lieutenant de police mit allen seinen Spionen und Handlangern wurde fast mehr gefürchtet als ein Minister. Um dieser Neugierde des Königs willen wurde auch das heimliche Eröffnen der Briefe eingeführt und mit der größten Geschicklichkeit vollzogen. Aber in allem was hier, in dem sogenannten administrativen, Fache geschah, ließ man sich blos vom augenblicklichen Bedürfniß, vom bloßen Zufall leiten, ohne Plan und System.

Am denkwürdigsten freilich sind Ludwigs Kriege. Seine lange Regierung ist reich an kriegerischen Expeditionen, an denen er anfangs selbst Theil nahm, später sie durch treffliche Feldherren, an denen Frankreich nie reicher war, leiten ließ. Türenne und Condé eröffnen den Zug, Luxemburg, Villars, Vendome, Boufflers und Catinat folgen; die geringeren Namen nicht gerechnet. Das Kriegswesen wurde durch die Franzosen eine eigene Wissenschaft, die Befestigungskunst erhielt ihren Meister in Vauban. Nur wenige Jahre von Ludwigs langer vier und fünfzigjähriger Regierung sind ohne Kriege verstrichen. Der erste Krieg mit Spanien (1665 — 1669.) stützte sich auf sehr unsichere Ansprüche auf Flandern, Brabant und Franche Comté; aus diesem ging ein Krieg gegen die Niederländer hervor, deren Großpensionär Johann de Witt sich am meisten hatte angelegen seyn lassen, die übrigen Staaten auf die gefährlichen Fortschritte Frankreichs aufmerksam zu machen, und welche nun durch gänzliche Unterjochung dafür büßen sollten. Da Ludwig selbst gegen Holland vordrang, gerieth dieses Land in die größte Noth, innerer Zwiespalt zerrüttete es ohnedies, in einem Volksaufruhr wurden die beiden Brüder de Witt ermordet, schon dachten die reichen Familien daran, mit ihrer Habe zu Schiffe zu gehen und ein anderes Vaterland zu suchen, als sich die Holländer ihrer

natürlichen Hülfsmittel wie früher bedienten und der Prinz Wilhelm von Oranien, wenn schon häufig besiegt, doch im Ganzen nicht unglücklich so lange widerstand, bis der Friede von Nymwegen (1679) Holland wieder ganz herstellte. In dieser Zeit war das Uebergewicht Frankreichs so weit gestiegen, daß die französische Sprache auf den Friedensunterhandlungen nun statt der lateinischen gebraucht wurde, und französische Sitte, Mode, Tracht und Sprache von allen Völkern nachgeahmt wurden. Aus dem einen Frieden konnte man leicht einen zweiten Krieg entstehen sehen. Weil auch das deutsche Reich an diesem Kriege für Holland Theil genommen hatte, so wendete sich nun Ludwig gegen dieses, in sich schwache, von einem gutmüthigen, pedantischen, gelehrten, aber unbeholfenen Kaiser regierte Land. Es war leicht, es anzugreifen; hatte er doch bereits im letzten Kriege die sogenannte Franche Comté, die bis dorthin zum Reiche gehört hatte, losgerissen, ohne Widerstand gefunden zu haben! Nun stellte er die Behauptung auf, alles was ehedem zu den Bisthümern Metz, Toul und Verdün und zum Elsaß gehört hätte, müsse mit diesen wieder vereinigt (reunirt) werden; es wurden in Metz, Breisach und Besançon sogenannte Reunionskammern errichtet, und was ehemals im entferntesten Zusammenhang mit den genannten Orten gestanden hatte, sofort in Beschlag genommen. Die langsamen und umständlichen Remonstrationen des Reichstags halfen nichts, Ludwig fing den Prozeß sogleich mit der Execution an. Mit der alten deutschen Stadt Straßburg waren geheime Unterhandlungen angeknüpft worden, und als sie sich (1681 Sept. 30.) an Frankreich ergab, hielt es Ludwig selbst der Mühe werth, in ihre Mauern einzuziehen und sie seiner Huld und Gnade zu versichern. Weder dieser mitten im Frieden verübte Eingriff in fremde Rechte noch die etwas heimlicher gehaltene Begünstigung der Türken, als sie zum letztenmal (1683) Deutschland heimsuchten und Wien belagerten, konnte die deutschen Fürsten zu einem energischen Schritte bewegen. Erst als Ludwig, theils wegen der angeblichen Ansprüche seiner Schwägerin auf die Pfalz, theils wegen seiner Einmischung in die Cölner Kurfürstenwahl, dem Reich Krieg

ansagte (1688), kam es endlich zu einem eigentlichen Reichskrieg, der in der Geschichte unvergeßlich bleiben wird.

Nachdem schon im Sept. die Franzosen ohne Kriegserklärung in Deutschland eingefallen waren, und Worms sich (1. Octob.) auf die Versicherung ergeben hatte, daß in Staats- und Kirchensachen Alles ungekränkt bleiben und nur 300 Mann Franzosen gegen Entschädigung eingelagert werden sollten, wurden nicht nur 1400 ohne alle Entschädigung einquartirt, die Festungswerke gesprengt, die Kriegsvorräthe weggeführt oder in den Rhein versenkt, sondern (Mai 1689.) es erklärte zu Worms und Speier der französische Kriegsintendant La Fond, binnen sechs Tagen müsse die Stadt geräumt werden, weil es der Wille des Königs sei, sie zu verbrennen. Es sei dieses — auch Heidelberg, Mannheim, Kreuznach, Oppenheim, Bruchsal, und andern Orten, im Ganzen 1200 Städten und Dörfern bestimmte Schicksal von französischer Seite zur Aufrechthaltung des katholischen Glaubens eben so nothwendig und gerecht, als daß sich der Kaiser zur Vertilgung des mahomedanischen Glaubens mit andern Fürsten verbunden habe. Am bestimmten Tage wurden auch Worms, Speier, und die genannten Orte verbrannt, die ganze Rheinpfalz und weit hinein selbst das Würtembergische Land wurde in eine Wüste verwandelt, und auf gleiche Weise gegen Savoyen, Belgien, Catalonien gehaust. Auch in diesem Krieg waren die französischen Waffen glücklich, und Ludwig schloß (1697) den Frieden zu Ryswick mit seltener und auffallender Mäßigung, indem er seine Eroberungen, selbst die durch die Reunionskammern eingezogenen Stücke des deutschen Reiches wieder herausgab, nur Straßburg und die Elsaßischen Reunionen blieben ihm, und indem er Wilhelm III., den neuen König von England, der ihn am meisten dadurch persönlich gekränkt haben soll, daß er es ablehnte, eine seiner natürlichen Töchter zu heirathen, als König anerkannte. Aber dieser Friedensschluß war nur deßwegen so nachgiebig ausgefallen, weil Ludwig einen andern Krieg demnächst bevorstehen sah, und die allerdings sehr in Anspruch genommenen Kräfte Frankreichs schonen wollte. Schon nach wenigen Jahren brach der spanische Erbfolgekrieg aus.

Das Absterben der in Spanien regierenden habsburgischen Linie, deren letzter König Karl II. von seiner Geburt an schwächlich und kränklich blieb, hatte schon seit mehreren Jahren alle Cabinette in Bewegung gesetzt; man hatte diese Gelegenheit ergreifen wollen, um schon vorläufig alle Vergrößerungsversuche Oesterreichs oder Frankreichs zu verhindern und der Gefahr einer Universalmonarchie vorzubeugen. Noch kurz vor seinem Tode (1700) hatte aber Karl II. den Enkel Ludwigs, Philipp von Anjou, zum Erben eingesetzt. Daß nun Ludwig diesen zu vertheidigen blos in Verbindung mit dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern, der dafür vom Kaiser in die Reichsacht erklärt und seiner Länder beraubt wurde, sich gegen das ganze Europa zum Kampf bereit machte, war im Gefühl des Rechtes und des bisher erprobten Glückes ihm nicht zu verdenken, aber das Glück, welches bisher im Unrecht ihm treu geblieben war, verließ ihn nun in der gerechtesten Sache. Die Ueberlegenheit der Engländer unter Marlborough, der Kaiserlichen unter dem Prinzen Eugen von Savoyen, der damals schon als Sieger der Türken sich Lorbeern erworben hatte, blieb trotz der trefflichen Feldherrn Ludwigs, trotz der ungeheuren Anstrengungen, die das schon von den früheren Kriegen erschöpfte Land machte, unerchüttert, er sah sich (1706) genöthigt, höchst vortheilhafte Friedensanträge zu machen, um für seinen Enkel nur Neapel und Sicilien zu behaupten, und als mit neuen Opfern ein neues Heer unter Vendome und dem Herzog von Bourgogne ins Feld gestellt wurde, erlag auch dieses in der Schlacht von Oudenarde (1708), die sich an die berühmte deutsche Schlacht von Höchstädt würdig anreiht, und Frankreich schien dem Eindringen des Feindes nun keinen Widerstand mehr darbieten zu können; die Heere waren vor dem Feinde gefallen, die Kassen ausgeleert, ein furchtbarer zum Sprichwort gewordener Winter von 1708. auf 1709. vernichtete alle Hoffnung auf Aernte; die Noth Frankreichs wurde fürchterlich. Der König selbst verkaufte sein goldenes Tafelgeschirr, die Frau von Maintenon zeigte, daß man auch Haferbrod essen könne. Noch einmal sandte Ludwig an die Holländer; unerwartet fuhr an einem Abend der französische Minister Torcy

bei dem holländischen Rathspensionär Heinsius vor, dem einst der Minister Louvois mit der Bastille gedroht hatte, und machte ernstliche Friedensanträge. Soweit war Ludwig gebracht, zu versprechen, seinen Enkel Philipp, der gerade damals in Spanien glücklich war, nicht zu unterstützen, aber ihn selbst zu bekriegen konnte er sich nicht entschließen. Abermals wurde der Krieg versucht, und abermals verloren die Franzosen unter Villars die blutige Schlacht von Malplaquet (1709. Sept. 11.) gegen Eugen und Marlborough. Eine Fortsetzung des Krieges wurde je länger je unmöglicher. Ludwig sandte zum drittenmal um Frieden. Nun aber war der Uebermuth der Verbündeten so sehr gestiegen, daß sie verlangten, er solle ganz allein binnen zwei Monaten seinen Enkel aus Spanien vertreiben. Da brachen die Abgeordneten jede weitere Verhandlung ab und erklärten, daß ihr König, dem durch die Ungerechtigkeit und Hartnäckigkeit seiner Feinde alle Hoffnung den Frieden zu erlangen geraubt sei, sich nun dem Schutze Gottes anvertraue und es dem Urtheile des ganzen Europas überlasse, über die wahren Urheber dieser Fortsetzung des Krieges zu urtheilen. Nur drei Wochen nach dem Abbruch dieser Unterhandlungen (1710) änderte sich die Ansicht des bisher von den Whigs geleiteten englischen Cabinets, der Sieg Vendome's über Stanhope entschied über Spanien, und durch den Tod Kaisers Joseph I. wurde sein Bruder Karl, bisher Prätendent von Spanien, römischer Kaiser. Der Herzog von Marlborough wurde vom Commando entfernt, und der Friede eingeleitet, der dann zu Utrecht und Rastadt die Ruhe Europas (1713) wieder herstellte und Frankreichs ungeheure Anstrengungen am Ende doch noch krönte. Philipp blieb im Besitz Spaniens. Ludwig hatte in diesem Krieg noch am ersten durch großartige Festigkeit im Unglück, nachdem er alles gethan hatte, um sich nachgiebig zu beweisen, den Namen des Großen verdient.

Erfreulicher als diese Geschichten von Schlachten und Feldzügen sind die friedlichen Künste der Dichtung, der Baukunst, der Malerei, die unter Ludwig und an seinem Hofe einen Zufluchtsort gefunden hatten. Die französische Sprache schritt nach der unfruchtbaren Zeit des

sechzehnten Jahrhunderts, die nur in dem Philosophen Montaigne einen interessanten Schriftsteller, in Rabelais einen höchst originellen Satyriker hervorbrachte, an eigentlichen Dichtern aber arm war, mit Corneille, über dessen Cid sogar Duelle entstanden, auf einmal zu ihrer höchsten Vollendung, die sie durch Racine und Moliere erreichte. Wir können heute noch den in wunderschöner Sprache gedichteten Tragödien Racine's, der nur in der Hofgunst lebte und starb, unsern Beifall nicht versagen; sie erinnern im Gedanken, in der sententiösen Fassung desselben an die griechischen Muster, wenn sie auch in dem Ausdruck himmelweit von ihnen entfernt sind. Es ist in ihnen eine eigenthümliche Vermischung antiker Regel und romantischer Freiheit; Handlung, Zeit und Ort ist streng einfach; wenige Personen, sehr einfache Mittel werden gebraucht; wie in den antiken Stücken vorher ein Prolog erscheint, der Alles was zu wissen vonnöthen auseinander setzt, so hat jeder Held seinen Vertrauten, jede Heldin ihre Suivante, der sie das Leid oder die Freude ihres Herzens auf der Bühne öffentlich vertraut, um das Publikum aufait zu setzen; nimmt man dagegen die wunderlichen Anreden **Seigneur** und **Madame**, und, was noch mehr sagen will, die im Rococo Geschmack der damaligen Zeit, nicht im wirklichen, antiken Costüme aufgeputzten Personen der Schauspieler, die zu beiden Seiten im Proscenium durch die auch beim Spiel auf der Bühne sitzen bleibenden vornehmen Herren beengt waren, so kann man sich doch nicht enthalten, die Ansicht aufzustellen, daß die Zuschauer weit weniger als heut zu Tage der Illusion bedurft haben, und an den Worten und der Sprache selbst einen hinreichenden Reiz der Anziehung gefunden haben. Die Komödien Moliere's beweisen dies im Komischen, wie Racine's Stücke im Tragischen. Wenn ein ganzer Hof an dem ernsten Stück des Menschenfeindes (Misanthrope) Gefallen findet, der im Grunde nur eine bittere Satyre auf die durch das ganze sociale Leben hindurchgehende Falschheit ist, ohne daß solche pikante Zuthaten, ohne die heut zu Tage ein Stück nicht mehr Glück machen kann, darin enthalten sind; so läßt das auf ein gebildetes Publikum schließen, das wohl auch mit solchen Possen, wie der Bürger als Edelmann,

der Kranke in der Einbildung, der Herr von Pourceaugnac, unterhalten werden mußte, aber doch auch für tiefere große Satyre empfänglich war. Und sind die drei letztgenannten nicht eigentlich selbst heute noch vortrefflich, und beleben in farcenhafter Nachbildung noch jetzt die deutschen Bühnen? Die Sprache hat seit jener Zeit sich eigentlich nicht mehr weiter ausgebildet; einzelne Erwerbungen, theils aus den alten Sprachen theils aus den Dialekten, können nicht als Veränderungen betrachtet werden; das Gebäude ist dasselbe geblieben, unbedeutende Zierrathen und ein romantischer Anstrich verändern die alte classische Grundlage in der Hauptsache doch nicht. Boileau bleibt noch jetzt der Didaktiker und Kunstrichter Frankreichs; seit Bossuet, Massillon, Flechier und Bourdaloue ist kein Kanzelredner erstanden, der mit ihnen hätte wetteifern können, und die liebenswürdige Prosa des edlen Fénelon gilt noch heute wie zu Ludwigs Zeiten für unübertrefflich. Diese Bildung der Sprache war ein Gemeingut; so wie der König selbst, wie die Familie Mortemar, zu welcher die Montespan gehörte, ohne eine wissenschaftliche Bildung genossen zu haben, dennoch in Correctheit und Präcision des Ausdrucks ihres Gleichen suchten, so finden sich nun jene Reihen von Memoiren und Briefen, an denen die französische Literatur deswegen so reich ist, weil die Gabe des Wortes bei diesem Volke weiter ausgebildet ist als bei andern. Ich erlaube mir nur noch an die wunderniedlichen Briefe der Frau von Sevigné zu erinnern, die mitunter nichts als Nichts sind, aber dieses Nichts in einen solchen Rahmen zuckersüßer Worte einfassen, daß man das liebliche Geklatsch von Stadt- und Hofneuigkeiten, die sie ihrer Tochter schreibt, als wie die ernsthaftesten Nachrichten mit Behagen genießt. Und wie lernt man das Thun und Treiben eines durch sein Beispiel die ganze Welt beherrschenden Hofes aus diesen Briefen erkennen!

An den Glanz, welchen seine Sprachbildung über Frankreich verbreitete, reiht sich am nächsten die Beförderung der Künste, welche ein glänzender Hof stets mit sich führt. Daß die Erbauung des Schlosses zu Versailles, wohin Ludwig seinen Sitz von dem viel schönern und von der Na-

tur mehr begünstigten St. Germain verlegte, sein Werk ist, darf als bekannt angenommen werden. Außer diesem Schlosse sind noch Trianon und Marly von ihm erbaut worden; über die unglückliche Wahl der Orte, über den Eigensinn Ludwigs, der Natur, welche dem Platze von Versailles Wasser versagt hatte, Zwang anthun zu wollen, haben schon seine Zeitgenossen sich mißbilligend geäußert; die Gegenwart ist nun ohnedies im Besitz eines glücklichen Stichwortes, mit welchem der Geschmack aus Ludwigs Zeit ohneweiters als Rococo verworfen wird. Ein neuerer Historiker, der nach eigner Ansicht den Palast und Park von Versailles beschrieben und einer geschichtlichen Untersuchung gewürdigt hat, sagt: „Das „Großartige, das Gewaltige, das Einzige in seiner Art „macht den Hauptcharakter des Schlosses zu Versailles aus „und beherrscht die Gedanken des unbefangenen Beschauers. „Es will und kann nicht blos als imposantes Kunstwerk be„trachtet werden; es ist mehr noch der Ausdruck, der Wi„derschein und das bleibende Denkmal einer merkwürdigen „Epoche der neueren Weltgeschichte, welche ihre Aufgabe in „der Verwirklichung kolossaler Ideen fand, ein verkörperter „Gedanke aus dem Leben Ludwigs **XIV.**, worin die Nach„welt den Umfang und die Schwäche seines Geistes ermessen „kann.“ Man hat ihm insbesondere die ungeheuere bei diesen verschiedenen Bauten bewiesene Verschwendung vorgeworfen, schon ein Zeitgenosse hat gesagt: es sei mehr Geld daran als Geschmack; während nun erst neuerdings die Rechnungen über diese Ausgaben hervorgezogen worden sind, und statt der von Voltaire angegebenen 500 Mill. Livres, statt der von Mirabeau hingeworfenen Summe von mehr als 1200 Mill. Livres, die endlich Volney bis zu 1400 Millionen Livres, oder nach heutigem Gelde 4 Milliarden und 600 Millionen Livres gesteigert hat, erwiesen worden ist, daß der ganze von 1660 bis 1690 dauernde Bau, den hauptsächlich Mansard leitete, eine Summe von 90 Millionen Livres, die heut zu Tage das Doppelte werth seyn würden, gekostet hat, so läßt sich gegen den Vorwurf der Geschmacklosigkeit freilich gar nichts einwenden, insofern die Fixirung des Ideals für den guten Geschmack am Ende doch nur von der Individualität abhängt.

Wenn es indessen uns möglich seyn sollte, Ludwigs Hof, mit all seiner gemessenen und abgewogenen Etikette, vor unsere Augen zu zaubern, so würden wir keine andern als jene von Marmor und Gold mit prächtigen Freskomalereien von Le Brün und Paul Veronese ausgeschmückten Säle wählen, keine andern als jene von Le Notre, dem geistreichen Gartenkünstler, angelegten mit der Scheere kunstgerecht zugeschnittenen langen Laubhecken, keine andern Springbrunnen, als diese kunstvollen Gruppen von dunkler Bronze, welche Göttergestalten vorstellend aus weißen Marmorbecken hervor ihren Wasserstrahl ausgießen — kurz, wir würden die glanzvolle und bei aller Pracht und Ueppigkeit durch die Etikette in Schranken gehaltene Erscheinung jenes Hofes nirgends sonst hinsetzen wollen, als an diesen eigenthümlichen Ort. Der Geschmack Ludwigs, wie er aus seiner Begünstigung der Künste erscheint, war im Einklang mit der übrigen Bildung seiner Zeit, und alle übrigen Höfe Europas betrachteten ihn als ihr Vorbild und Ideal.

Haben wir nun durch das Allgemeine der Staats- und Hofverhältnisse, sowie durch Literatur und Kunst jener Zeit, das Streben nach glänzender Pracht, nach scharfer Abgrenzung und Bemessung der Formen, nach Beherrschung der Natur durch die Kunst als den Hauptcharakter dieser Zeit hervortreten sehen, so bietet uns Ludwig's XIV. persönliche Erscheinung, so weit es möglich ist, nach Schilderungen der Zeitgenossen sie uns zu vergegenwärtigen, einen damit vollkommen zusammenstimmenden Einklang. Eine kräftige, scharf prononcirte Mannesgestalt, in der Schärfe der Züge an seinen Großvater Heinrich IV., in der Fülle derselben an das Haus Habsburg, aus dem seine Mutter Anna stammte, erinnernd, voll Ebenmaaß der Verhältnisse, und mit einem angebornen in jeder Bewegung und Handlung eigenthümlichen Anstand, so wird uns Ludwig geschildert. Wenn er, sagt ein Memoirist, eine ganz unbedeutende Frage an jemand richtete, wandten sich alle Blicke auf den Glücklichen, welchem diese Auszeichnung zu Theil geworden war; jedes Wort von ihm war durch Auswahl und Würde kostbar geworden. Nie entschlüpfte es ihm, Jemand etwas Unartiges zu sagen, selbst

Tadel und Verweise gab er mit einer gütigen Miene, nie mit Zorn. Seine Höflichkeit war nach den Verhältnissen vollkommen bemessen, so daß er die Abstufung der Personen genau beobachtete; vor keiner Dame ging er vorbei, ohne seinen Hut zu lüften, selbst nicht vor den Kammerfrauen, sogar wenn er sie als solche kannte; vor Damen von Stande nahm er den Hut ganz ab. Erst wenn er sich im Gespräch wieder von ihnen entfernte, setzte er den Hut wieder auf. Das Feierliche und Imposante seines Wesens trat am vortheilhaftesten bei großen Revüen, Festen, Audienzen hervor, so daß wer ihn anreden wollte daran gewöhnt seyn mußte, ihn zu sehen, wenn man vor seinem Anblick nicht in der Rede stecken bleiben wollte. Von körperlichen Uebungen, die er früher mit großer Gewandtheit betrieben hatte, dem Tanz, dem Maillespiel, dem Ballspiel, blieb er der Jagd auch noch für das Alter getreu, zu Pferde nahm er sich selbst noch als Greis ausgezeichnet stattlich aus.

Daß eine solche zur äußeren Repräsentation geschaffene Natur, welcher nur das Bedürfniß sich hervorzuthun und die erste Stelle einzunehmen geworden war, ohne eine richtige Erkenntniß des wahren Besten zu besitzen, ohne weiters auch in anderer Hinsicht die erste Stelle einnehmen mußte, daß er auch der liebenswürdigste Mann war, den Frankreich gekannt hatte, versteht sich von selbst. Wie nun bei einem andern Fürsten seine Liebeshändel, die sogenannte chronique scandaleuse, eher mit Stillschweigen zu übergehen sind, so ist man genöthigt, bei Ludwig **XIV.** sie als einen Theil der französischen Geschichte umständlich zu erwähnen. Seine erste öffentlich deklarirte Maitresse war das Fräulein de la Valliere, welche jedoch dem Bewußtseyn ihres Unrechts und dem Schmerz über die Treulosigkeit des Geliebten nicht widerstehen konnte und sich in ein Kloster zurückzog, als sie den König den Reizen der Frau von Montespan huldigen sah. Von dieser wurde der König eine Reihe von Jahren förmlich beherrscht, sie gebar ihm mehrere Kinder, die sämmtlich als Kinder Frankreichs legitimirt und an die Prinzen der Seitenlinien verheirathet wurden. Ihre Hand auszuschlagen, betrachtete er als den ärgsten Schimpf, doch wagte seine Schwä-

gerin, Elisabeth Charlotte von Pfalzbayern, die Gemahlin des Herzogs von Orleans, als ihr Sohn Philipp mit einer Tochter der Montespan verheirathet wurde, diesem, wie sie den Ehekontrakt unterschreiben sollte, erst in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofes eine Ohrfeige zu geben, dann erst die Feder zu ergreifen. Der Urenkel dieses Philipp's und der Tochter der Montespan ist Louis Philippe, König der Franzosen. An Geist und Schönheit war die Montespan ihrer Vorgängerin weit überlegen, sie gehörte nebst ihren beiden Schwestern zu den schönsten und liebenswürdigsten Frauen, und selbst für ihren Charakter muß man anführen, daß sie, wie sie die ersten Annäherungen des Königs merkte, in ihren Mann wiederholt gedrungen hatte, sie aus Paris aufs Land zu führen, und erst nach und nach den Anträgen des Königs Gehör gegeben hatte. Auf eine kurze Zeit that ihr das Fräulein von Fontanges Eintrag, starb aber nach wenigen Jahren (1681). Die Montespan fühlte wohl, daß auch sie den König nicht länger zu fesseln vermöge, sie sagte: er liebt mich nicht, aber er glaubt es seiner Größe schuldig zu seyn, die schönste Frau des Landes zur Maitresse zu haben. In dieser Lage fand sie auf einmal, daß sie an der Gouvernante ihrer Kinder, die um sechs Jahre älter war als sie, drei Jahre älter als der König, eine höchst gefährliche Rivalin gefunden habe.

Franziska d'Aubigné, geb. 1635. Nov. 27., deren Mutter, die Tochter eines Gefängnißwärters, den gefangenen Herrn von Aubigné befreit und geheirathet hatte, war auf den Antillen geboren, hatte dort ihre Eltern verloren, war arm nach Frankreich zurückgekommen, und hatte, um nur eine Versorgung zu erhalten, den geistreichen aber häßlichen und gichtbrüchigen Dichter Scarron (1651) geheirathet. Nach seinem Tod (1660) kam sie in große Noth, erhielt durch die Montespan eine Pension, und wurde von ihr endlich (1669) als Erzieherin ihrer Kinder angestellt. In dieser Eigenschaft lernte sie der König kennen; es fehlte aber anfangs viel, daß sie ihm gefallen hätte; erst aus den Briefen, welche sie von den Bädern zu Bareges an die Montespan schrieb, wohin sie ihren Pflegesohn, den lahmen Herzog von Maine begleitet

hatte, bekam er Achtung und Zuneigung zu ihr. Der leidenschaftliche, heftig aufbrausende Charakter der Montespan erzeugte zuletzt häufiges Gezänke zwischen ihr und dem König, die Wittwe Scarron, die um diese Zeit von einem Landgut, das ihr die Montespan verschaffte, den Titel der Frau von Maintenon angenommen hatte, war die Vertraute von beiden, sie tröstete die Montespan, sie beschwichtigte den König, und trieb diese achselträgerische Rolle mit solchem Glück, daß endlich die Montespan einsah, daß sie durch die unscheinbare aber geistig überlegene Maintenon überwunden sey, und freiwillig den glänzenden Hof verließ, um in religiösen Uebungen ihr bisheriges Sündenleben ernstlich zu bereuen. Die Maintenon aber war klug genug, um die damals in Ludwig aufsteigenden religiösen Scrupel zu ihrem Besten zu benutzen, so daß er sie, nachdem seine Gemahlin Maria Theresia von Spanien (1683) gestorben war, wirklich heirathete (1684), jedoch diese Heirath auf Louvois', der hierin königlicher dachte als Ludwig selbst, dringendes Ansuchen, nicht öffentlich bekannt machte. Fehlte ihr aber auch der Name Königin, so besaß sie doch wahre königliche Gewalt und alles königliche äußerliche Ansehen. Keine frühere Maitresse, der Königin, die Ludwig nur aus politischen Gründen geheirathet hatte, ganz zu geschweigen, hatte solchen Einfluß ausgeübt; bei ihr mußten die Minister dem König vortragen, sie selbst saß scheinbar untheilnehmend an ihrer Stickerei, und gab nur bescheiden auf des Königs Fragen eine kurze Antwort, doch wurde nichts berichtet oder beschlossen, was nicht ihr schon vorher referirt worden wäre, und indem der König wähnte, ganz allein und selbstständig zu regieren, war es im Grunde die Maintenon, die ihn selbst ganz nach ihrem Willen lenkte. Aber diese Gewalt war nicht ohne schwere Opfer von ihrer Seite gewonnen worden. Sie hatte die schwere Aufgabe, den in seinen letzten Jahren durch den spanischen Erbfolgekrieg höchst mißmuthig gestimmten König, dem die früheren Genüsse unschmackhaft geworden waren, der andere geistige Genüsse nicht kannte, und den nun nächst dem Ueberdruß am Leben Furcht vor Tod und künftigem Gericht zu peinigen anfing, zu amüsiren, einen Mann, der, wie sie selbst sagte,

nicht

nicht mehr amüsabel sey. Sie selbst aber, nicht weniger als Ludwig von Eitelkeit und Hoffahrt beherrscht, brach in ihren letzten Lebensjahren in das Geständniß aus, daß die Leiden, welche sie in ihrer Jugend erduldet habe, nur noch zunähmen, und daß alle Zustände des Lebens, die sie alle durchgemacht, eine entsetzliche Leere zurückließen.

Mit dieser Verbindung Ludwig's mit der Maintenon theilt sich sein Leben in zwei Theile. Nicht nur daß damals sein großer Finanzminister Colbert (1685) und bald darauf auch Louvois (1691) stirbt, von denen jener für Beförderung des Handels und der Gewerbe, dieser für Organisation des Heeres sehr viel gethan hatte, und die eigentliche Glanzperiode Frankreichs bis dorthin den höchsten Gipfel erreicht hat, sondern dieses Uebergewicht der Maintenon wurde auch der Anlaß zu einer politischen Maaßregel, die für Frankreich höchst verderbliche Folgen hatte. Nachdem schon seit mehreren Jahren die Hugenotten in ihren Rechten, welche das Edikt von Nantes ihnen garantirte, beeinträchtigt worden waren, wußte die Maintenon, die selbst reformirt gewesen war, den in religiösen Dingen stupend unwissenden König zur Rücknahme des Edikts von Nantes (1685. Oct. 22.) zu bewegen. Der reformirte Gottesdienst, öffentlich eben so wie in Privathäusern, wurde aufgehoben, die Schulen geschlossen, die Auswanderungen bei Galeerenstrafe und Confiscation untersagt, und dieser Verordnung durch alle möglichen Gewaltthätigkeiten Nachdruck gegeben. In Folge derselben flüchteten sich an hunderttausend gewerbfleißige Franzosen aus ihrem Vaterland und siedelten sich hauptsächlich in den markgräflich-brandenburgischen Ländern an, wohin sie ihre Kenntnisse, ihren Gewerbfleiß und ihren Haß gegen Ludwig's Tyrannei übertrugen. Was sich gegen die Hugenotten hier gezeigt hatte, wiederholte sich gegen die heimlich doch ihrem Glauben treu gebliebenen Reformirten in den Cevennen, die unter dem Namen der Camisarden (1702—1704) eine neue schauderhafte, grauenvolle Verfolgung erlitten. Wie Ludwig's Prachtliebe, Verschwendung und Kriegslust die Kräfte des Landes erschöpft, wie sein ungescheutes Maitressenleben, trotz der äußern Form des Anstandes, die Sittenlosigkeit durch alle

Stände verbreitet hatte, so verbreitete nun sein und der Maintenon düstere Frömmelei einen Schleier der Heuchelei über das Land, den nach seinem Tod die krasseste Lascivität und Ungläubigkeit mit einem Mal in Stücken riß. Dieser Tod ereilte ihn zu spät für sein Glück; er hatte seinen Sohn, seinen hoffnungsvollen Enkel, den Zögling Fenelons, und seine liebenswürdige Gemahlin, noch mehrere andere seiner Kinder nacheinander wegsterben sehen, niemand blieb übrig als sein fünfjähriger Urenkel, ein schwächliches Kind. Als er im August 1715 sein Ende nahe kommen fühlte, ließ er diesen zu sich kommen und sprach zu ihm: mein Kind, du sollst bald ein großer König werden: ahme mich nicht nach in der Lust an Krieg und Gebäuden, erhalte im Gegentheil den Frieden mit deinen Nachbarn. Sieb Gott was du ihm schuldig bist, und erfülle die Pflichten, die er dir auferlegt; laß ihn ehren durch deine Unterthanen. Folge ohne Unterlaß guten Rathschlägen; suche die Lasten deines Volkes zu erleichtern; es ist mein Unglück, daß ich es nicht thun konnte. Wenige Tage darauf, am 1. Sept. 1715, starb Ludwig **XIV.**, das Vorbild der modernen Monarchien.

Ich habe es für geeignet gehalten, der Ausbildung der englischen Verfassung, die wir zuletzt betrachtet haben, die Ausbildung des monarchischen Princips gegenüber zu stellen, und habe dieses nicht besser als in Ludwig's **XIV.** Regierung und Persönlichkeit, freilich nur in kurzen Umrissen, thun zu können geglaubt. Wie sich nun neben diesen politischen Thätigkeiten der constitutionellen und der absoluten Monarchie auch noch die religiöse gestaltete, indem gegen den Orden der Jesuiten, der das eigentliche belebende Prinzip der katholischen Religion geworden war, in dem Schooße dieser Kirche selbst eine höchst interessante Reaction auftrat, und andererseits auch im Schooße der protestantischen Kirche ein Bedürfniß nach einer nahrhafteren Speise, als der orthodoxen Polemik sich zu regen anfing, diese beiden Lebensregungen einer neueren Zeit treten uns nun zunächst entgegen.

VIII.

Jesuiten und Jansenisten, Orthodoxe und Pietisten.

Geistige Thätigkeit durch Wort und Schrift. — Die Jesuiten. — Sittenlehre. 1. Die Probabilität der Meinungen. 2. Die Richtung der Gesinnung. a. Duell und Mord. b. Wucher. c. Unterschleif. Diebstahl. Bestechung. d. Lügen. Meineid. e. Erleichterung der kirchlichen Pflichten. f. Abkürzung der Messe. g. Erleichterung der Beichte. — Entschuldigung dieser Moral. — Jansen und die Jansenisten. — Pascal. — Die lettres provinciales. — Quesnel. — Die Bulle Unigenitus. — Eigentliches Resultat des Streites. — Peter Bayle. — Gegensätze der Protestanten. — Die Quäcker. — William Penn. — Pennsylvanien. — Mysticismus. — Quietismus. — Die Guyon. — Fenelon. — Pietismus. — Spener. — Collegia pietatis. — Die von den Pietisten gegebene Anregung.

Wir haben bisher gesehen, wie mit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die ganze damals bekannte und durch das Christenthum zu einem großen Ganzen vereinigte Welt von einem gewaltigen Drang, der eine neue Ordnung der Dinge ankündigte, ergriffen war, und wie dieser bei demjenigen Volke, das durch geistige Bildung, gemüthliche Richtung und politische Verhältnisse vor Allen dazu berufen war, als die Reformation der Kirche hervortrat; wie diese Reformation auch bei andern, dem deutschen durch Nachbarschaft, Gleichheit oder Aehnlichkeit der Verhältnisse und Stammesverwandtschaft nahestehenden Völkern Eingang fand, jedoch so, daß politische Interessen ihre Gestalt modificirten und einen hier größern dort geringeren Einfluß auf sie ausübten. Weil aber geistige und irdische Dinge in einem engeren Zusammenhang stehen, als es zunächst scheinen möchte, so kam es auch auf dem Boden, der die Reformation hatte entstehen sehen, zu einem entscheidenden Kampfe zwischen der alten

Lehre, die sich in Zucht, Dogma und Begeisterung neu gestärkt (regenerirt) hatte, und der neuen, deren erster begeisterter Aufschwung hinter unfruchtbaren Streitigkeiten, die mehr noch unter den Protestanten selbst als gegen die Katholiken obwalteten, zurückgetreten war. Dieser Kampf endigte nun zwar die kirchlich reformatorische Frage und führte die Verhältnisse der verschiedenen Religionsparteien zu einer rechtlichen Begründung, die trotz alles Schwankens und aller Unsicherheit und Unklarheit allmählig immer fester und durchgreifender werden wird; zugleich aber löste sich das alte römisch-deutsche Reich, das bisher der feste Kern aller europäischen Staatenverhältnisse gewesen war, in seinen innersten Fugen faktisch auf, und sein längerer Fortbestand läßt sich nur aus der Solidität seiner alten Einrichtungen, aus der Rechtlichkeit und Biederkeit des deutschen National-Charakters, der von alten gewohnten Formen sich loszureißen es nicht so leicht über sich zu bringen vermochte, und aus dem Bedürfniß erklären, daß ein mächtiges Ganze den Osten und Westen, den Süden und Norden Europa's auseinander halte und ebenso auch vermittelnd vereinige. Was man von dieser Zeit an das politische Gleichgewicht Europa's zu nennen pflegte, das ist nicht sowohl die Bemühung, die Vergrößerung des einen oder die Schmälerung des andern Staates zu verhindern, sondern vielmehr die Aufrechthaltung des in der Mitte Aller liegenden, an Volk und Geist unerschöpflichen Reiches, durch dessen Erhaltung die Ruhe Europa's bedingt wird, durch dessen Sturz aber, wie die folgende Zeit gezeigt hat, das Gleichgewicht Europa's zum Nachtheil Aller aufgehoben worden ist. Indem nun die reformatorische Frage als Hauptgegenstand der Politik beseitigt worden war, wandte sich der umgestaltende oder allgemein reformirende Geist auf das Gebiet des Staates, und hier haben wir ihn eine doppelte Richtung verfolgen gesehen. In England bildete sich auf einem ganz natürlichen, schon längst angebahnten Wege der Vertrag zwischen Regierung und Volk, es entstand eine Constitution, welche nicht nur dem Volke und seinen Vertretern ganz genaue und wesentliche Rechte verlieh, sondern auch den König nicht etwa zum bloßen Figuranten, zu einem

bloßen Spielzeug eines übermüthigen Senats oder Reichsraths herabwürdigte, sondern ihm alle diejenigen Würden, Ehren und Gerechtsame ließ, welche dem König eines freien Volkes von Rechtswegen zukommen. Gegenüber dieser Constitution hatte sich auf dem Continent fast allenthalben die Lehre vom göttlichen Recht der Fürsten, von der Souveränität, von der absoluten Gewalt ausgebildet, keinesweges auf eine historische Grundlage gestützt, sondern theils durch den Ueberdruß der Stände, welche der Parteiungen und Zwistigkeiten müde waren, theils durch religiöse Ansichten, theils auch durch bloße Gewaltthat und Rechtsverdrehung herbeigeführt. Die Lehre vom duldenden Gehorsam, der Pflicht der Völker, vom absoluten Recht der Fürsten, stammt erst aus dem siebenzehnten Jahrhundert; das Mittelalter hat sie nicht gekannt; sie entstand, als man der veralteten und unbrauchbar gewordenen Bande des Feudalwesens oder Lehnswesens, das freilich keine Constitution im modernen Sinne des Wortes war, aber doch ein auf das heilige Band von Treue und Glauben gebautes vertragsmäßiges Verhältniß, sich allmählig ganz und gar entziehen wollte. Dieser Absolutismus war am krassesten in Frankreich ausgebildet; denn wenn auch die deutschen Fürsten derselben Ansicht huldigten, wenn der Kaiser Leopold ihr ebenso zugethan war, wie der große Kurfürst von Brandenburg, so ist doch der deutsche National-Charakter, es ist auch der Charakter der fürstlichen Familien ein wesentliches Hinderniß gewesen, daß der Herrschaft zu entsprechen die Knechtschaft je völlig so weit gehen hätte können, wie in Frankreich, daß man nie in Deutschland die Idee, alles Hab und Gut des Unterthanen, sein Leib und Leben, seine Ehre, seine Frau und seine Kinder müssen, wenn es allerhöchster Wille sei, diesem Moloch geopfert werden, zu einem solchen Grad ausgebildet und entwickelt gesehen hätte, als in dem Lande jenseit des Rheins.

Aber ein solches Regiment ist einerseits für Christen, anderseits für europäische Völker auf die Dauer unmöglich. Barbarische Horden, gewohnt seit Jahrhunderten der Peitsche des Treibers zu folgen, mögen den Despotismus als die einzige Regierungsnorm annehmen; für christliche Europäer

ist er, man mag ihn unter dem Namen absolute Monarchie, Souveränität — die eigentlich nur Befreiung des Regenten von einem andern Regenten besagt —, Autokratie, Selbstherrschaft oder wie immer beschönigend einführen wollen, rein unerträglich. Es giebt aber auch nur in Ländern, die sich einer geistigen Bildung erfreuen, dasjenige Mittel, welches den Despotismus stets bekämpft, ihn stets von seinem Throne stürzt, und der reinigenden Flamme gleich das trübe Gewölk und die düstern Finsternisse verscheucht, welche die Menschheit in Nacht und Nebel zu hüllen drohen. Es ist eine tröstende Wahrnehmung, daß die Gewalt der Materie doch nicht Alles ist, wie viel sie auch bedeuten mag, daß vielmehr am Ende der Geist, die Intelligenz, doch siegend hervortritt, und daß, wie viel auch die rohe Gewalt der Massen sich brüsten mag durchgesetzt und ausgerichtet zu haben, das stille geistige Prinzip am Ende doch siegreich die Oberhand gewinnt und die Materie nach seinem Gefallen leitet. Der auf bloße physische Gewalt gebaute und durch die Verdumpfung und Abstumpfung des Geistes gesicherte und möglich gemachte Despotismus wird stets durch den zum Bewußtseyn, zur Intelligenz erwachten Geist bekämpft und von seinem Thron gestoßen werden.

Daß aber die geistige Thätigkeit nicht blos in großen Haupt- und Staatsactionen ersichtlich ist, daß Kriege nicht blos mit dem Schwert in der Hand gewonnen werden, daß ungeheure Umwälzungen zu bewirken auch ein geringer Mann durch Wort und Schrift zur rechten Zeit vermocht hat, das können uns schon die bisherigen Betrachtungen gezeigt haben. Was hatte es geholfen, daß man Luther's Schriften verfolgte, vertilgte, verbrannte? In der entscheidendsten Periode des dreißigjährigen Krieges, vor dem Anfang der Verhandlungen zu Münster und Osnabrück, erschien ein Buch über den Zustand des deutschen Reiches, worin mit einseitiger aber im Ganzen doch nur wahrer Schärfe der faule Fleck des Ganzen aufgedeckt, die Schuld der unseligen Zerrüttung des herrlichen Landes auf die selbstsüchtige Politik des österreichischen Kaiserhauses geschoben, und alles Ernstes die Vertilgung desselben als das einzige stichhaltige Mittel empfohlen

wurde, Deutschland wieder zu seiner früheren Größe und Herrlichkeit zu verhelfen. Dieses Buch schadete dem Kaiser mehr als eine Schlacht, die Banner oder Wrangel gewonnen hätten, und hätte man des pseudonymen Verfassers habhaft werden können, so würde er vielleicht ebenso von Henkershand gerichtet worden seyn, wie sein Buch durch diese verbrannt wurde. Was half jedoch diese Verbrennung? Die siegende Wahrheit des Buches drang trotz der einzelnen Einseitigkeiten durch, und die deutschen Fürsten erkannten in diesem Landesspiegel, was sie zu thun hätten. Dieses Buch war so gut ein Ereigniß, als irgend eine Schlacht, und der Ausgang des Krieges großentheils mit sein Werk. Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst war es natürlich noch weit leichter als vor dieser Zeit — doch fehlt es auch hier nicht an Beispielen — auf seine Zeitgenossen zu wirken, und die geistige Thätigkeit bekam hier ein ganz eigenes Schlachtfeld, ein eigenes Rüstzeug, mit dem sie sich bekämpfte und Kriege führte. Auch sie theilt sich hauptsächlich in zwei Richtungen, in die, welche der materiellen stereotypen Form, und in die, welche der Idee, dem Fortschritt huldigt, und da ihre Wirksamkeit ersichtlicher und offenbarer vor uns liegt, als in den ältern Zeiten, so wird es unsere Pflicht, auch auf diese geistige Richtung, nicht blos auf die Politik, unser Augenmerk zu wenden. Und hier treten uns in den zwei, die Christenheit theilenden, religiösen Parteien fast ganz gleiche Tendenzen entgegen, die Bemühung, sich der stereotyp gewordenen Form zu entledigen und dem Geist zum Durchbruch, zur Freiheit zu verhelfen, wogegen die im Besitze des Bestehenden befindliche, angegriffene Partei gegen den Angriff sich mit allen Waffen, die dem Besitzer gegen einen Eindringling zustehen, zu wehren bemüht ist. Beginnen wir mit der älteren Religionspartei, den Katholiken.

Daß die Jesuiten das eigentliche Lebensprincip des Katholicismus geworden waren, liegt ebenso am Tage, wie es bekannt ist, daß sich nicht blos in den protestantischen Ländern, sondern auch in den katholischen eine heftige Opposition gegen sie erhob. Diese mochte ihren Grund allerdings auch in dem Gefühl des geistigen Uebergewichts haben, wel-

ches diesem Orden ohne alle Frage zukam, zugleich aber kamen auch schon sehr frühe andere namhaftere Beschwerden über sie an den Tag, als eine bloße Beschwerde über ungemäßigten Ehrgeiz und Verdrängung Anderer. Die erste laut gewordene Klage war über die Lehre des Königsmordes, die selbst von den ausgezeichnetsten Lehrern gepredigt worden war. Freilich betrachteten sie einen solchen König als Tyrannen, als Feind seiner Unterthanen, seinen Tod als eine Wohlthat für das gemeine Wesen: aber wer wird sich erlauben, ein solches Urtheil zu fällen! Darum hatte sie Heinrich IV. nach einem förmlichen Prozeß, in welchem Antoine Arnauld, ein berühmtes Parlamentsglied, die Anklage gegen sie übernahm, aus Frankreich vertrieben und erst später gegen einen förmlichen Vertrag wieder zugelassen. Der Orden fuhr auf seinem Wege, sich in die weltlichen Angelegenheiten zu mischen, fort. Mit dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts fiel er auch auf den Plan, sich in Paraguay (1610) eine rein christliche Republik zu bilden und gerieth nun immer mehr in weltliche Interessen hinein. Er hatte damals bereits seine Lehre so ausgebildet, daß es wenig hilft, seine Ausartung auf die spätern Zeiten zu schieben; in die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts fällt alles Arge, was man ihm zur Last legen kann. Der ursprüngliche Plan des Ordens kann nicht nach dem beurtheilt werden, was öffentlich von Seite des Ordens der Welt kund gethan wurde, sondern nach dem, wie er handelte und sich in seinen bedeutendsten Organen aussprach. Es lag am Tage, daß die wirkliche Aufgabe des Ordens war, der katholischen Religion Anhänger zu erhalten, neue zu erwerben, und den Abfall zu verhüten. Hierzu bot sich am sichersten das Mittel dar, die Religiosität leicht und bequem zu machen, die lästigen Strafen des Beichtstuhls zu mildern und den Uebertretungen eine verzeihliche Seite abzugewinnen; hier wurde nun durch die Moraltheologen oder sogenannten Kasuistiker die Sittenlehre durch zwei Grundsätze ganz umgewandelt, erstens durch die Probabilität oder Wahrscheinlichkeit der Meinungen, und zweitens durch die damit zusammenhängende Richtung der Gesinnungen. Da es für einen Fall verschiedene Ansichten giebt, so mag frei-

lich nur die eine die wahre seyn, die andere kann jedoch wahrscheinlich seyn, und es ist nun die Pflicht des Beichtvaters, diejenige Ansicht zu Gunsten seines Beichtkindes zu befolgen, welche diesem die vortheilhafteste ist, d. h. durch welche es am wenigsten mit Bußen gequält wird. Eine Meinung aber heißt probabel, sobald sie auf Gründe von einiger Bedeutung gestützt ist. Die Autorität eines einzigen Mannes reicht hin, sie probabel zu machen. Je länger eine solche Ansicht schon existirt, desto mehr reift sie an Gewicht. Man darf einer solchen Ansicht folgen, auch wenn sie nicht die beste ist, und der Beichtvater darf einem Beichtenden, der sich auf eine solche Ansicht beruft, die Absolution schlechterdings nicht versagen. Steht das nun auch im Widerspruch mit den Päpsten, den Concilien und der Schrift, so wußte man sich zu helfen. Wenn z. B. das Evangelium sagt: gebt Almosen von eurem Ueberfluß, so wird das Wort Ueberfluß so erklärt, daß eigentlich kein Mensch, er sei noch so reich, selbst der König nicht, etwas Ueberflüssiges hat, sondern alles zur Erhaltung seines Standes braucht, folglich nicht verpflichtet ist Almosen zu geben. So darf nach päpstlichen Befehlen bei Ausschluß aus der Kirche kein Ordensgeistlicher sein Gewand ablegen; die Kasuisten aber haben allerdings solche Fälle ausfindig gemacht, wo er es darf; wenn er es nämlich um einer schimpflichen Ursache willen thut, um incognito zu stehlen oder schlechte Häuser zu besuchen, weil es ein großer Scandal seyn würde, einen Religiosen mit seinem Ordenskleid an einem solchen Ort zu betreffen. So war es möglich, selbst die Autorität des Papstes zu umgehen, indem man die Ansicht aufstellte, daß die Entscheidung desselben gar nicht bestritten werden, ihre Probabilität gar nicht geleugnet werden sollte; indem man aber seinen Ausspruch nur in der Sphäre der Probabilität annahm, wurde eine andere Meinung auch zugelassen, die zwar minder aber doch auch probabel war.

Wendete man gegen diesen Mißbrauch des Geistes mit Recht ein, daß die Sittenlehre nur ein Spiel mit Worten wurde, daß nach der Lehre der Jesuiten jede bisher als Sünde betrachtete Vergehung verschwand und eine Alles tolerirende Laxität des Gewissens aufgestellt wurde, so entschuldigten sie

sich, daß es ihre Absicht nicht wäre, andere Grundsätze als die des Evangeliums in aller Strenge einzuführen, daß man an der Regelmäßigkeit ihres eignen Lebens sehen könnte, wie sie mehr aus Nachsicht als aus Absicht sich accommodirten, daß sie dazu gezwungen seien; die Leute seien heut zu Tage so schlimm, daß man zu ihnen selbst gehen müßte, sonst müßte man fürchten, daß sie der Religion ganz Valet sagten. Daher hätten ihre Kasuisten hauptsächlich die Laster ins Auge gefaßt, zu denen man in allen Lebensverhältnissen am meisten Neigung habe, um so milde Grundsätze aufzustellen, daß es doch schlimm seyn müßte, wenn man damit nicht zufrieden seyn sollte. Daher giebt es Maximen für alle Arten von Menschen, für die Weltgeistlichen, für die Mönche, für die Edelleute, für die Bedienten, für die Reichen, für die Kaufleute, für die welche in bedrängten Umständen sind, für Arme, für andächtige Frauen und für solche, die es nicht sind, für Verheirathete, für Liederliche. Weil nun die Hauptschwierigkeit darin besteht, die Lust der Welt mit dem Sittengesetz zu vereinigen, so wurde die große Kunst erfunden, der Absicht die gehörige Richtung zu geben, de diriger l'intention. Wenn z. B. ein Bedienter seinem Herrn zu unerlaubten Liebesabentheuern behülflich seyn, Briefe und Geschenke hin- und hertragen, Thüren und Fenster aufmachen, ihm die Leiter beim Einsteigen halten mußte, so ließ sich das an sich, wenn er selbst damit einstimmte, im Beichtstuhl nicht absolviren, allerdings aber, wenn der Bediente nur seine zeitliche Wohlfahrt, die von diesem Dienst abhing, dabei im Auge hatte. Wer die bloße Absicht zu sündigen hegte, der durfte auf keine Absolution rechnen, der Kunstgriff bestand darin, der sündlichen Handlung eine erlaubte Absicht unterzulegen. So war die Rache für erlittene Beleidigungen streng verboten, weil aber seine Ehre zu erhalten erlaubt ist, darf ein im Krieg Verwundeter sofort seinen Gegner verfolgen, nicht um Böses mit Bösem zu vergelten, sondern um seine Ehre zu erhalten. Wenn euer Feind, sagt der Pater Escobar, geneigt ist, euch zu schaden, dürft ihr seinen Tod keineswegs aus einer Regung des Hasses wünschen, wohl aber um euren Schaden zu vermeiden. Es versteht sich, daß daher nicht nur

die gezwungene Annahme eines Duells, bei dem nur Nothwehr obwaltet, gerechtfertigt ist, sondern auch die Herausforderung. Wenn, sagt ein anderer Jesuit, man befürchten muß, durch Schikane und Proceß sein Leben, seine Ehre oder sein Vermögen zu verlieren, und das Duell das einzige Mittel ist, sich zu retten, so darf man seinen Feind nicht nur herausfordern, sondern ihn sogar heimlich umbringen; indem der Ausdruck Meuchelmord blos auf die Ermordung desjenigen angewendet wurde, mit dem man im innigsten Freundschaftsverhältniß stand und der also schlechterdings nichts Uebles und Feindliches befürchtete. Weil endlich die Ehre, welche höher ist als das Leben, auch durch bloße Geberden und Mienen angetastet werden kann, so erlaubt die jesuistische Kasuistik, auch in solchem Fall zu morden, fügt aber weislich hinzu, daß es zwar theoretisch aber nicht praktisch gut geheißen werden könne, weil man auf diese Weise gar zu viele Menschen umbringen und also dem Staat schaden würde.

So gut als man seine Ehre zu erhalten tödten durfte, ebenso war es auch erlaubt, um gestohlnen Geldes willen. Selbst dann, wenn der Dieb die Flucht ergriff und keine weitere Gewaltthätigkeit wagte, war es einstimmig erlaubt. Die Summe mußte natürlich auch festgesetzt werden, und nachdem Einige blos im Allgemeinen von einem hohen Werth geredet hatten, setzte Molina sie endlich auf 6 bis 7 Dukaten, Escobar aber auf einen Thaler fest.

Gegen den Wucher sprachen sich die Kasuisten auf's strengste aus; wer sage, Wucher sei keine Sünde, sei ein Ketzer, die Wucherer seien infam im Leben und verdienten kein Begräbniß nach ihrem Tode. Derselbe Pater aber, welcher dieses Anathem ausspricht, giebt eine Anweisung, wie man die Sünde des Wuchers ganz umgehen und doch denselben Profit ziehen kann, indem er eine Formel anräth folgender Art: Der, welcher um ein Darlehen ersucht wird, muß so antworten: zum Leihen habe ich kein Geld, wohl aber um es zu ehrlichem und erlaubtem Gewinn anzulegen. Wollt ihr nun die begehrte Summe, um sie durch euren Fleiß zu verwerthen, so will ich mich dazu entschließen und wir wollen in Gewinn und Verlust Halbpart machen. Weil

man sich aber wegen des Gewinns nicht gar leicht verständigt, so wäre es freilich besser, wenn ihr mir gleich etwas Gewisses zusichern wolltet, und ebenso auch für mein Kapital, damit das nichts riskirt; dann wären wir gleich im Reinen und ich will euch sogleich das Geld geben. Auf diese Weise, sagt der Pater Bauny, der seine Moral nicht lateinisch sondern, um von jedem verstanden zu werden, französisch geschrieben hat, können eine Menge Personen, die sich durch Wucher den gerechten Zorn Gottes zuziehen, einen schönen anständigen und erlaubten Profit machen, und dabei doch selig werden. Man unterschied nämlich den Wucher von diesem Profit, weil jener auf eine rechtliche Forderung gestützt sei, dieser aber aus Gefälligkeit und gutem Willen gegeben werde. Der Pater Escobar giebt aber noch eine einfachere Art des Geldverkehrs an, nämlich den Contract Mohatra. Dieser besteht darin, daß z. B. ein Mann, der 20 Dukaten braucht, von einem Kaufmann um 30 Dukaten, die er in einer bestimmten Frist zu zahlen verspricht, Waaren kauft und diese an ihn im selben Augenblick um 20 Dukaten baar wieder verkauft.

Zu Gunsten der Bedrängten und Armen wollen wir nicht erwähnen, daß ein Mann der Bankerott macht nach der Jesuiten-Kasuistik mit gutem Gewissen soviel von seinem Vermögen auf die Seite bringen durfte, als er braucht, um nebst den Seinigen mit Anstand zu leben; bedeutender aber ist die Ansicht, daß ein ehrbarer Mann, dem es sauer ankäme zu betteln, der aber das Nöthige sich auf keine andere Weise verschaffen kann, es auch wohl heimlich nehmen darf. — Hat man Geld empfangen, um eine schlechte Handlung zu begehen, z. B. ein Richter, um den Spruch zu Gunsten derjenigen Partei zu fällen, welche Unrecht hat, so braucht er es nicht zurückzugeben, wenn er dem gemäß handelt, wohl aber, wenn er gerecht urtheilt; der Grund ist, daß der Richter zur Gerechtigkeit ohne dies verpflichtet ist, also dafür nicht extra bezahlt zu werden braucht, zur Ungerechtigkeit aber nicht, folglich muß er dafür bezahlt werden.

Um im gewöhnlichen Leben so viele Unannehmlichkeiten und Sünden zu vermeiden, um besonders nicht zu lügen, wenn man dem Andern etwas glaublich machen will, was

nicht ist, war die jesuistische Lehre von den zweideutigen Ausdrücken höchst geeignet. Man gebrauchte mit Erlaubniß der Jesuitenmoral die Ausdrücke in einem andern Sinn als man sie selbst verstand. Weil man aber doch nicht immer solche doppelsinnige Ausdrücke fand, so half die Lehre des geistigen Rückhalts (reservatio oder restrictio mentalis) aus. Sie bestand darin, daß man nach der Anweisung des Pater Sanchez schwur, man habe eine Sache nicht gethan, obgleich man sie allerdings gethan hatte, wenn man nur dabei dachte, nicht an dem und dem Tag, oder vor der Geburt, oder unter einem andern Nebenumstand. Ein noch sichereres Mittel gab der Pater Filiucius an: man dürfe nur wenn man sagt: ich schwöre, daß ich das nicht gethan habe, dazu setzen ganz leise: heute, oder, wenn man ganz laut gesagt hat: ich schwöre, sagt man leise für sich: daß ich sage, und fährt dann wieder laut fort. Weil aber Manche aus Mangel an Geistesgegenwart sich dieser Hülfsmittel nicht bedienen könnten, so war es diesen um nicht zu lügen erlaubt ganz schlechtweg zu sagen, sie hätten das nicht gethan, was sie gethan hatten, wenn sie nur im Allgemeinen die Absicht hätten, ihren Reden den Sinn zu geben, den ein gescheiter Mann ihnen geben würde. Ganz consequent war es, wenn Escobar ferner lehrte: Versprechungen seien nicht verbindlich, wenn man, als sie gegeben wurden, die Absicht nicht hatte, sie zu halten. Sagt man nämlich: ich werde es thun, so versteht man dabei, wenn ich mich nicht anders besinne. Denn wer will sich dadurch seiner Freiheit berauben!

Vor allen Dingen mußte auch den kirchlichen Ceremonien, der Messe, besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Die Messe war nach der Jesuitenlehre ein Gott so wohlgefälliges Opfer und ein der Seele so heilsamer Dienst, daß es nicht genug Priester geben könnte, wenn nicht nur alle Männer und Weiber, sondern auch die unfühlenden Dinge und die dummen Thiere in Priester verwandelt werden sollten, um Messe zu lesen. Dennoch gab es auch hier Entschuldigungen für unredliche Kirchenbesucher. Es war schon genug, bei der Messe leiblich gegenwärtig zu seyn, wenn auch geistig abwesend, wenn man nur äußerlich sich anständig be-

trug. Noch weiter ging auch hier Escobar und Vasquez: es sei schon genug die Messe zu hören, selbst wenn man die Absicht habe, sich nichts darum zu kümmern. Als Beweis dafür mußte das Beispiel der Ungläubigen und Juden dienen, die gezwungen werden, der Messe beizuwohnen. War man einmal so weit, daß Gleichgültigkeit gegen die Messe die Segnung der heiligen Handlung nicht aufheben konnte, so konnte es eine wirklich böse Absicht auch nicht, so daß also ein Mensch ganz wohl die Messe besuchen und der Segnungen derselben theilhaftig werden konnte, der nur die Absicht hatte, seine Augen an den Reizen schöner Damen zu weiden.

Allein man konnte sich den Besuch der Messe auch abkürzen. Weil zwei Hälften ein Ganzes machen, so konnte man den Anfang der Messe bei diesem, das Ende bei jenem Priester hören; es war auch erlaubt, erst das Ende der einen und dann den Anfang der andern zu hören. Noch weiter ging man, als man verstattete, zwei halbe Messen zu gleicher Zeit von zwei verschiedenen Priestern zu hören, so daß der eine erst anfängt, der andere schon bei der Elevation ist. Ja Escobar findet es sogar zulässig, wenn man, wie es in großen Kirchen möglich ist, vier Messen zugleich hört, wenn der eine Priester anfängt, der andere beim Evangelium, der dritte bei der Consecration, der vierte bei der Communion ist. Auf diese Weise könne man die Messe in kürzester Zeit hören. In Spanien, dem Vaterland dieser Erfindung, soll sie noch heutzutage im Gebrauche seyn.

Nicht minder hatten die Jesuiten auch die Beichte, diese Hauptrichtung ihrer Thätigkeit, erleichtert. Der Priester war genöthigt, dem Beichtenden auf sein Wort zu glauben, er brauchte sich gar nicht zu überzeugen, daß der Entschluß desselben würde vollzogen werden; es war genug, daß er dachte, er habe diesen Vorsatz im gegenwärtigen Augenblick, mochte er auch bald nachher wieder einen Rückfall begehen. Man durfte sogar den absolviren, der gestand, die Hoffnung losgesprochen zu werden habe ihn um so leichter zum Sündigen bewogen. Die Zerknirschung wurde nicht länger als ein nothwendiges Mittel der Absolution angesehen, die einfache Reue, welche durch die Furcht der Höllenstrafe

hervorgebracht wurde, sollte genügen. Von Liebe zu Gott konnte hiebei keine Rede seyn. Ueberhaupt waren hierüber die Ansichten sehr schwankend. Escobar wirft ganz ernsthaft die Frage auf: Wann ist man genöthigt wirklich Gott zu lieben: Sanchez sagt: es sei genug, wenn man ihn liebe vor der Todesstunde, ohne die Zeit zu bezeichnen. Vasquez: es sei noch in der Todesstunde frühe genug. Andere: wenn man getauft wird. Wieder andere: wenn man zerknirscht ist. Noch andere: an den hohen Festtagen. Hurtado de Mendoza behauptet, man sei alle Jahre dazu verpflichtet, der Pater Coninch, alle drei oder vier Jahre, Henriquez alle fünf Jahre. Filiutius sagt, es sei probabel, daß man nicht einmal alle fünf Jahre der Strenge nach dazu verpflichtet sei. Wann aber? das überläßt er dem Ausspruch gescheiter Leute. Suarez endlich sagt: man sei eigentlich streng genommen zu nichts verpflichtet als die Gebote zu halten, ohne Gott zu lieben, wenn man ihn nur nicht haßt.

Es möge mit diesem kurzen Auszug der Jesuitenmoral genügen, der auf eine erschöpfende Vollständigkeit gar keinen Anspruch machen soll, aber hoffentlich hinreicht, um die Abscheulichkeit und Verruchtheit dieser Lehre zu zeigen. Die Entschuldigung, daß man diese Unterscheidungen im Beichtstuhl gebrauche, taugt nichts; denn erstlich kann der Beichtstuhl, wenn er, wie in der katholischen Kirche es der Fall ist, gebraucht wird, um den Seelenzustand der Einzelnen ganz genau und ins Einzelnste zu verfolgen, nicht ein Lehrstuhl seyn, von welchem Sündigen gelehrt wird, und zweitens sind ein großer Theil dieser jesuistischen Lehrbücher, wie besonders die weitverbreitete „bequeme Frömmigkeit von Le Moine, la devotion aisée“ absichtlich nicht lateinisch, sondern französisch geschrieben, um überall Eingang zu finden. Aber auch die lateinisch geschriebenen Werke eines Eskobar, Sanchez u. A. waren bei der damals auch bei den Frauen vorhandenen Kenntniß dieser Sprache keineswegs blos auf den Gebrauch der Beichtväter eingeschlossen. Das Werk des Sanchez über die Ehe wurde mit mehr Begierde aufgesucht als der Dekameron des Boccaz oder der Ritterroman des Amadis. Eskobar's theologische Moral ward im Jahr 1651 zum sechsunddreißig-

stenmal neu aufgelegt und hat im Ganzen achtundvierzig Auflagen erlebt. Der Einwand, es seien diese Schriften nur für den Gebrauch der Geistlichen vorhanden, die sich ihrer mit dem gehörigen Maaß zu bedienen wüßten, kann also nicht gelten, auch schon deswegen nicht, weil sie nicht Privateigenthum der Societät blieben, sondern im Buchhandel feilgeboten also zu öffentlichem Eigenthum gemacht wurden.

Eben so wenig kann die andere Ausrede, es seien diese Ansichten nur die Ansichten Einzelner, unter sich wieder Abweichender, nicht die des Ordens selbst, geltend gemacht werden. Bei einer Gemeinschaft, wie die der Jesuiten war, in welcher Alle für Einen und Einer für Alle galt, in welcher der Eine seine individuelle Persönlichkeit aufgegeben hatte, um ein Theil des großen Ganzen zu werden, war der Orden für das, was der einzelne Ordensbruder that, solidarisch verpflichtet. Zudem sind diese Bücher nicht etwa Ausplaudereien eines müssigen Kopfes, der aus der Schule schwatzt, sondern sie sind die schwerfälligen, mühsam hervorgebrachten Producte scholastischer Gelehrsamkeit, welche vor ihrem Erscheinen von einer Commission approbirt worden sind. Sie sind gedruckt mit Erlaubniß der Obern. Ihr Inhalt ist daher nicht subjective Ansicht eines Einzigen, sondern des Ordens selbst, und wenn sich dieser auf die unter ihnen selbst vorkommende Abweichung in einzelnen Punkten berufen sollte, so könnte man ihm mit Recht entgegen halten, daß diese Discrepanz eine ganz natürliche Folge des von den Jesuiten im Allgemeinen aufgestellten und durchgeführten Grundsatzes der Probabilität der Meinungen ist. Diese ist eben die Urlüge und aus diesem heillosen Grundsatz stammt das ganze Unheil. Was hat es zu bedeuten, daß Eskobar im Punkte der fleischlichen Sünden einer strengern Ansicht folgt als etwa Sanchez! seine strengere Ansicht ist eben weiter nichts als eine Probabilität anderer Art, welcher wiederum eine andere gegenüberstand. Freilich existirt keine Moral des Jesuiterordens, welche dieser herausgegeben und als die einzig wahre anerkannt hätte, aber dafür müssen alle Erzeugnisse seiner Jünger auf seine Rechnung geschrieben werden, weil er sie gut geheißen, approbirt, und faktisch als die seinigen anerkannt hat.

Gar

Gar nichts sagt endlich die Einrede, welche sich auf das geregelte Leben der Jesuiten beruft, als auf das beste Zeugniß, daß sie selbst sich diese Laxität der Grundsätze nicht zu Nutze gemacht sondern sie blos den schwachen Menschen zu lieb aufgestellt hätten. Man kann immerhin zugeben, daß die Mehrzahl der Jesuiten den Gesetzen der wahren Frömmigkeit und Sittlichkeit auch im Leben entsprachen, obgleich sich unter einer großen Anzahl immer auch einige lasterhafte Individuen befunden haben müssen und dies in einzelnen Fällen erwiesen und eingestanden ist, indessen soll das wie gesagt ohne weitere Untersuchung zugegeben werden; wenn aber das der Fall ist, so muß man dem Orden entgegen halten, daß er seine Aufgabe, die Religiosität zu erhalten, gar nicht richtig erfaßt hat, daß er die Sittlichkeit bei sich erhalten, bei den übrigen Menschen aber, gleich wie bei spartanischen Heloten, untergraben und vernichtet hat, daß er geradezu solche Mittel ergriffen hat, welche den Schein für das Wesen, die Form für den Inhalt, den Namen statt der Sache selbst unterschoben, die der Menschheit ein Betrugsystem beibrachten, wodurch die Gottheit selbst betrogen und hinter das Licht geführt, und der in der Brust des Menschen wohnende Gott, sein Gewissen, durch die albernsten und abgeschmacktesten Sophistereien zum Schweigen gebracht werden sollte. Denn während die Lüge, der Meineid, der Diebstahl und andere Verbrechen, indem gezeigt wird, wie man sich vor ihnen zu bewahren habe, eigentlich gelehrt werden, wird in andern Dingen reiner Aeußerlichkeit, z. B. Fastengesetzen, die wunderlichste Spitzfindigkeit beobachtet, und im eigentlichsten Sinn hier Kameele verschluckt und dort Mücken geseigt. War es den Jesuiten wirklich um das Wohl der Menschheit oder, was gewissermassen eins ist, um die Religion zu thun, so ist nicht zu begreifen, wie sie, welche also behaupteter massen für sich selbst das Rechte befolgten, der ganzen übrigen Welt geradezu den Weg zum Verderben zeigten. Die Societät Jesu muß einen sehr irrigen Begriff von der Natur des Menschen gehabt haben, wenn sie geglaubt hat, durch die Erleichterung und Bequemmachung des Weges zur Gottseligkeit, — indem man, wie manche Kasuisten lehren, weiter nichts brauche als Ave

Maria zu beten oder einen Rosenkranz als Brasselet am Arm zu tragen oder sonst ein Bild der Jungfrau Maria an sich zu haben, — führe sie die Menschen zu ihrem wahren Wohl; sie muß aber auch von dem höchsten Wohl des Menschen einen ganz unrichtigen Begriff gehabt haben, wenn sie glaubte, durch solchen äußerlichen Bilderdienst, durch eine solche Unterdrückung aller edlen Regung des Gewissens, durch eine solche bloße Formularreligion, an deren Seite sich selbst der rohe Indianer mit Zuversichtlichkeit stellen darf, könne dem Menschen irgend ein wahrer Dienst erwiesen, eine wahre Wohlthat gewährt werden. Die ganze Moral dieser Kasuisten kommt einem wie ein grandioser Wahnsinn vor, von dem man nur wie Polonius von Hamlet sagen kann: es ist Methode darin.

Ein eigentlicher Angriff auf diese Lehre der Jesuiten wurde aber erst, nachdem schon von politischen und socialen Standpunkten aus verschiedentlich gegen sie gekämpft worden war, durch die Schule des Cornelius Jansen veranlaßt. Dieser, zuletzt Bischof von Ypern in Flandern, hatte ein Werk über die Lehre des Kirchenvaters Augustinus hinterlassen, das erst (1640) zwei Jahre nach seinem Tode herausgegeben wurde. In diesem Buche waren Ansichten über Gnade und Vorherbestimmung ausgesprochen, welche den Lehren der Jesuiten zuwider liefen, durch die fromme Gesinnung aber, welche das ganze Buch durchdrang, ward es bei der den Jesuiten abgeneigten Partei zum eigentlichen Palladium, um welches sich alle Gegner der Jesuiten vereinigten. Diese aber erwirkten sowohl in Rom eine Verdammungsbulle als auch in Paris bei dem damals allmächtigen Minister Richelieu Verfolgungsmaaßregeln gegen die Anhänger des Jansenius, die Jansenisten; Mazarin setzte nach Richelieu die Verfolgung fort. Aber in Paris war die Ansicht sehr getheilt, ob die Verdammung des Buches gerecht wäre, denn die fünf (1653) als ketzerisch bezeichneten Sätze fanden sich in dem Buche zwar dem Sinne nach, aber nicht nach dem Ausdruck. Als nun die von Innocenz X. erlassene Bulle vom Papst Alexander bestätigt und die fünf Sätze (1656) allerdings aufs neue verdammt wurden, so nahm der

schon seit Jahren geführte Streit, indem eine große Zahl Bischöffe und Theologen sich für die Jansenisten erklärt hatten, eine immer bedenklichere Gestalt an; einem französischen Großen wurde die Absolution verweigert, bis er sich von der Verbindung mit den Jansenisten losgesagt und seine Enkelin aus dem Nonnenkloster Port-Royal, welches der Hauptsitz jansenistischer Lehre war, zurückgenommen haben würde, und Antoine Arnauld, Sohn jenes Bekämpfers der Jesuiten, der schon vorher für die Jansenisten in die Schranken getreten war und es auch jetzt nicht unterließ, wurde aus der theologischen Facultät, der sogenannten Sorbonne, ausgeschlossen. Da nun der Kampf auf Leben und Tod geführt wurde, so ersuchte Arnauld, der sich selbst nicht zutraute, dieses Gefecht mit Vortheil fortzusetzen, den damals 33jährigen Blaise Pascal, den Angriff gegen die Jesuiten zu unternehmen. Dieser ging sofort darauf ein und so entstanden die 18 Briefe an einen Provinzialen (Lettres provinciales), welche vom 23. Jan. 1656 — 24. März 1657 zuerst als Flugblätter, die heimlich gedruckt wurden, erschienen sind und unter diejenigen Bücher gerechnet werden müssen, die gleich dem oben erwähnten einer Haupt- und Staatsaction an Bedeutung gleich stehen. Man hatte bisher sich in unbeholfener Sprache über unfruchtbare Gegenstände, die blos in der Schule nicht im Leben einige Bedeutung haben konnten, hin und her gestritten; so gelehrt auch Arnauld war, so glich er doch zu sehr einem schwergeharnischten Rittersmann, der nicht gewandt genug war, um alle diese wunderlich sich wendenden Gegner zu bestehen; Pascal aber, nachdem auch er in den ersten Briefen den eigentlichen Punkt des Streites berührt und hierauf gezeigt hat, daß es nicht die Sache sondern die Person Arnauld's wäre, an dem die Jesuiten ihren alten Groll auslassen wollten, geht vom vierten Brief an gradezu auf die Jesuiten selbst über, indem er sich zum Scheine von einem alten Pater, der allen seinen Fragen sogleich dienstfertig mit einem Citat aus Eskobar, Bauny oder einem andern Kasuisten Bescheid giebt, über die Lehre der Gesellschaft unterrichten läßt und sich dann vom eilften Briefe an, der nicht mehr an seinen fingirten Freund

in der Provinz sondern an die Väter der Gesellschaft Jesu selbst gerichtet ist, den humoristischen Ton mit dem der ernsten Würde vertauschend, erstlich gegen die Vorwürfe, die ihm mittlerweile gemacht worden waren, verantwortet, sodann das Schädliche und Schändliche der Jesuitenmoral aufzudecken fortfährt. Dieß war der erste wirksamste Streich, der auf die Jesuiten geführt worden war; daß man ihnen ihre politischen Sünden, den Mordversuch auf Heinrich den vierten, die Pulververschwörung in England, und andere Verbrechen zur Last legte, wirkte nicht soviel, als Pascal's Briefe; durch diese wurden sie lächerlich gemacht. Voltaire sagt: die besten Comödien Moliere's sind nicht witziger als die ersten Briefe, Bossuet ist nirgends erhabener als die letzten. — Auch dieses Buch wurde verbrannt, seine Wirkung jedoch dauert fort in alle Zeit.

Die Herrschaft der Jesuiten war freilich zu fest gegründet, als daß sie durch diese Angriffe Pascal's und der Jansenisten wäre gestürzt worden. Vielmehr dauerte die Verfolgung gegen diese Partei noch bis in das folgende Jahrhundert fort. Denn da ein Mitglied des Ordens der Väter des Oratoriums, der Pater Quesnel, Freund und Gefährte des berühmten Arnauld, 1671 ein Buch mit gottseligen Betrachtungen über das neue Testament herausgab, so erreichten die Jesuiten, welche in den letzten Zeiten Ludwigs XIV. alle Gewalt über ihn hatten, nicht nur bei ihm die Verfolgung Quesnel's, der nicht einmal im spanischen Niederland, wohin er floh, vor dem Gefängniß frei war, sondern erst in Amsterdam seine Tage (1719) ruhig beschließen konnte, sondern wirkten auch bei dem Papst eine Verdammungsbulle, die sogenannte Bulle Unigenitus aus, welche (1713) anstatt eine Kirchenspaltung zu verhüten, diese vielmehr herbeigeführt hätte. Die in derselben verworfenen Sätze waren meistens so unverfänglich und schuldlos, daß der König Ludwig sie für die päpstliche Ansicht soll gehalten haben. Der Erzbischof von Paris selbst nebst einigen Bischöffen weigerte sich standhaft sie anzunehmen. Da brachte zwar der Tod Ludwig's XIV. einen plötzlichen Wechsel hervor, indem der Regent Philipp von Orleans der jesuitischen Partei abgeneigt war, der

Beichtvater Ludwig's, der Pater Letellier, verwiesen, und die Jansenisten milder behandelt wurden. Aber die Jesuiten siegten am Ende doch. Daß endlich die Jansenisten in Frankreich eine eigene wenn auch verfolgte Secte zu machen aufhörten und sich mit der Kirche vereinigten, so daß nur noch in Holland kleine Gemeinden von ihnen noch existiren, möge hier noch in der Kürze bemerkt werden.

Das eigentliche Resultat aber, welches aus diesem Streit hervorging, ist die freiere Erörterung religiöser Gegenstände vor dem Richterstuhle menschlicher Vernunft. Die Werke des Jansenius und Arnauld's und Quesnel's haben nur noch einen rein antiquarischen Werth; daß eine strengere Secte, eben diese Jansenisten, welche im Leben auch äußerlich einen Gegensatz gegen die jesuitische Partei zu bilden suchte, als Opposition auftrat, war schon von größerer, obgleich auch nur vorübergehender Bedeutung; aber für alle Zeiten wichtig sind die Briefe Pascal's, weil sie den Standpunkt des Kampfes vom unfruchtbaren Dogma hinüberführten auf die practische Seite der Moral und des Lebens. Wenn sie auch an Schönheit und Gewalt der Sprache nicht erreicht werden können, so dürfen doch andere Bücher, die auf gleiche Weise wirkten, ihnen zur Seite gestellt werden, vor allen das einflußreiche Dictionnaire des Peter Bayle. Wenn wir den Pascal nach der gewöhnlichen Sitte, die Personen nach ihrer Denkungsweise zu classificiren, einen katholischen Pietisten nennen könnten, so erscheint Bayle eigentlich als ein Indifferentist, der nur hier und da zeigt, daß er zu den Reformirten gehörte. Durch sein literarisches Journal (1684) und sein critisches Dictionnaire, das eigentlich eine Vervollständigung des von Moreri ist, begründete er erstlich die raisonnirende Journalliteratur und zweitens die Conversations-Wörterbücher. Freilich sind die vier Folianten nicht so leicht wie unsere sogenannten Reallexica von Leipzig oder Altenburg zu handhaben; sie sind aber im Grunde nichts anderes, als die ersten großen Leistungen auf diesem Felde, um solche bisher blos den Gelehrten zugängliche Gegenstände in gebildeter Sprache und geistvoller Behandlung auch dem nicht gelehrten aber doch gebildeten und für Bildung empfänglichen

Theile des Publikums genießbar zu machen. Eine Appellation an die öffentliche Meinung war nun erst möglich. Die theologischen Streitigkeiten an sich verlieren in ihrem weitern Verlauf alles Interesse, aber das wesentlich Vortheilhafte haben die jansenistischen Streitigkeiten gehabt, daß sich alle Wohldenkenden über die gegen würdige und verdiente Männer, unter andern auch gegen den frommen und edlen Fenelon, Bischof von Cambray, geübte Verfolgung ärgerten, daß alle strebenden Köpfe von inniger Entrüstung gegen solche Verunstaltung der einfachen und wahren Religion Christi ergriffen wurden, und daß nun eine Reaktion gegen den für Religion ausgegebenen Aberglauben begann, welche für Erleuchtung des Geistes und Verscheuchung der Irrthümer die vortheilhaftesten Folgen trug. Die ganze geistige Regung, welche die neueste Zeit herbeigeführt hat, und im achtzehnten Jahrhundert besonders durch Voltaire, Montesquieu, Rousseau und die Encyclopädisten ausgesprochen worden ist, ging aus diesem Kampf der Jesuiten und Jansenisten unmittelbar hervor.

In dem Katholicismus kamen weiter keine solche Gegensätze zum Vorschein, wohl aber unter den Protestanten. Und zwar erinnern wir hier zuerst an die bei den Engländern unter den Stuarts entstandene Secte der Independenten und Levellers, aus denen der Quäkerismus ohngefähr eben so hervorgegangen ist, wie aus den Hussiten im XV. Jahrhundert die friedfertige Secte der böhmischen Brüder übriggeblieben ist. Die Ausscheidung der Quäker fällt eben in jene nach der Hinrichtung Karl's I. außerordentlich bewegte Zeit, in welcher durch Cromwell die Partei der Independenten, oder derjenigen, welche die Abhängigkeit von irgend einer andern höhern kirchlichen Autorität leugneten, zur herrschenden geworden war. Damals trat zuerst George Fox, ein Schustergesell, mit göttlichen Offenbarungen auf, die er andern mittheilte, auf die Laster aller Stände loszog, die Geistlichkeit angriff, Gelehrsamkeit und Schulweisheit für unnütz erklärte, das Volk zur Verweigerung der kirchlichen Abgaben reizte, und zwar viele Verfolgungen erlitt, dennoch aber der Stifter einer besondern, sich die Gesellschaft der

Freunde nennenden Sekte wurde. Sie gehen von dem Grundsatz einer jedem ernstlich suchenden Menschen zu Theil werdenden göttlichen Offenbarung aus, die sie das innere Licht oder Wort nennen und höher achten, als die Schrift selbst. Sie gehören demnach zwar im Allgemeinen zu den Christen, streng genommen aber müssen sie für Deisten oder Verehrer eines Gottes, zu dessen Gnade man der Vermittelung des Sohnes und der Gnadenmittel der Kirche nicht bedarf, erklärt werden. Der bedeutendste unter ihnen aufgetretene Charakter ist William Penn, Sohn eines englischen Admirals, der sich aller Ansprüche auf den Glanz eines vornehmen Lebens freiwillig begab, zum großen Verdrusse der Seinigen sich an George Fox (1666) anschloß, aber durch die Reinheit seines Charakters und seines Strebens selbst seine Gegner und Widersacher mit sich versöhnte. Er bekam (1681) einen großen Landstrich am Delaware in Nordamerika als eine Entschädigung für die Schuldforderungen seines Vaters an die englische Krone. Hier konnte er nun nicht nur in seinem ihm ganz zu eigen gehörenden Lande, nur daß der Krone die Oberhoheit zustand, den verfolgten Quäkern einen Zufluchtsort darbieten, sondern auch überhaupt allen Nationen und Confessionen eine Freistätte allgemeiner Duldung und Bruderliebe aufthun, was auch der Name der Hauptstadt der Provinz Pennsylvaniens, Philadelphia (Bruderliebe), ausspricht. Wenn auch dem Wesen der Quäker, die mit sehr wenigen Ausnahmen nur dem Handel und Gewerb sich widmen, für Kunst und Wissenschaft keine Neigung zeigen, ja eine gewisse Ausbildung und Vervollkommnung der menschlichen Anlagen für thöricht oder sogar sündhaft erklären, wegen ihrer geistigen Dürre endlich ein Untergang bevorstehen muß, der in der Parteiung in trockene oder strenge, nasse oder laxe Quäker schon eingetreten zu seyn scheint, so kann doch eine Secte, deren Erscheinung auf die Bildung eines Staates gewirkt hat, den man gewissermassen den Kern jener neuen Staatenbildung nennen kann, mit Recht als eine historisch bedeutende anerkannt werden.

Auf dem englischen Boden hatte aber auch ein deutscher Same Wurzel geschlagen, der Mysticismus, der zwar

auch in einem gewissen Grade bei den Quäkern vorhanden ist, und das einzige geistige Prinzip ist, dessen sie sich rühmen können, der aber von andern Sekten, besonders den Anhängern der Jane Leade in höherem Grade aufgenommen worden ist. Er läßt sich zunächst auf den Görlitzer Schuster Jakob Böhme (gest. 1624) zurückführen. Der Charakterzug des Mysticismus ist der Glaube an eine eigenthümliche Offenbarung der Gottheit, an einen innigen Verkehr des Individuums mit derselben, welcher natürlich nur eine Folge besonderer Gnade ist, und eine hieraus ganz nothwendig entstehende Erhebung über die dem gewöhnlichen Menschen nothwendige äußerliche Form der Frömmigkeit. Dem Mysticismus läßt sich der besonders bei den Franzosen zum Vorschein gekommene Quietismus zur Seite stellen, der die Idee enthält, daß ein durch nichts gestörtes, in tiefster Ruhe befindliches Gemüth, das sich mit seiner Betrachtung ganz und gar in Gott versenkt, des höchsten und seligsten Genusses theilhaftig wird. Bei dem greulichen Unwesen der äußerlichen mechanischen und sinnlosen Andachtsübungen, welche Jesuiten und andere Mönchsorden als das unfehlbare Mittel vorschrieben, die göttliche Gnade zu erwerben, mußte tieferen Gemüthern, die mit diesem Rosenkranzgottesdienst und Ave Mariagesing nicht begnügt waren, das Verlangen nach einer innigeren Frömmigkeit und herzlicheren Andacht aufgehen, und das Buch eines spanischen Weltpriesters Molinos (1675) war hierzu sowohl Mittel als auch Anlaß einer neuen, nun freilich aber auch verfolgten Religionspartei. Denn indem die Mönche merkten, daß ihre Andächteleien darunter litten, traten sie gegen den Molinos auf, er mußte seine Meinung abschwören und endigte sein Leben in einem römischen Dominikanerkloster. Am merkwürdigsten wurde hiebei die schöne Madame Guyon, die wegen ihrer Schwärmerei Anfangs sogar ins Gefängniß geworfen wurde, dann aber, als sie wieder an den Hof der Maintenon zugelassen worden war, den edlen Fenelon für sich interessirte, der in einem eigenen Werke (1697) diesem Quietismus oder der ruhigen in Gottes Anschauung versenkten Betrachtung das Wort redete. Die Guyon wurde zum zweitenmale ins Gefängniß geworfen,

gegen Fenelon aber trat Bossuet auf und brachte, obwohl Fenelon Anfangs vom Papst über sein Werk belobt worden war, es zu einem päpstlichen Breve, welches 23 Sätze aus dem Buche als irrig verwarf. Die Ruhe und Demuth, mit welcher Fenelon dieses Urtheil ertrug, wirkte ebenso wie der heftigste Widerstand, und die päpstliche und jesuitische Autorität wurde durch diesen Quietisten-Streit ebenso wie durch den Widerstand der Jansenisten erschüttert. Uebrigens ist der Quietismus nicht eine eigentliche Secte, sondern nur eine eigenthümliche Richtung des Geistes, bei der die Lehren der Kirche übrigens nicht angefochten, sondern nur auf eine geheimnißvolle Weise interpretirt werden. Er hat sich bei allen Völkern, eben so sehr wie bei den Franzosen auch bei den Deutschen vorgefunden, ist aber sehr häufig mit dem Mysticismus, oder der Ansicht einer besondern dem Einzelnen zukommenden göttlichen Offenbarung, höhern Erleuchtung auf übernatürlichem Wege, und tieferen, auf wunderbare Weise, nicht durch Studium oder Wissenschaft erlangten Erkenntniß von dem Wesen der Dinge verbunden. Allerdings aber giebt er zu dem Separatismus oder der Absonderung von der äußeren kirchlichen Gemeinschaft häufig Veranlassung.

Mehr hat hiezu noch der Pietismus beigetragen, dessen eigentlicher Sitz und Entstehungsort Deutschland ist. Der geistige Zustand nach dem dreißigjährigen Kriege war in jeder Hinsicht traurig, hatte der Krieg den Wohlstand bis in das Innerste hinein zerrüttet, so war Religion und Wissenschaft auf dem besten Wege ganz zu verknöchern und zu versteinern. Wie beim Ende des Mittelalters waren die Universitäten auch damals die Tummelplätze gelehrter Rohheit, Professoren und Studenten zeigten in der Regel keine Spur, daß sie Humanität, man mag das Wort deuten im antiken oder im modernen Sinn, zu der Aufgabe ihres Lebens gemacht hatten; gelehrte Klopffechterei in den Hörsälen, dabei gemeiner Neid und Verfolgungssucht waren bei jenen, Excesse im Trinken und Duelliren bei diesen an der Tagesordnung. Die lateinische Sprache war noch immer die einzige, in der zu schreiben man sich Mühe gab, die deutsche wurde in der Regel vernachläßigt, und dennoch war selbst dieses Latein keineswegs

ein dem antiken sich annäherndes, sondern war auf dem graden Wege wieder in eine Schwesterart des Mönchslateins zurückzugehen. Wer Geist und Bildung besaß, wandte sich daher von den deutschen Schriftstellern, in denen nichts Erträgliches vorhanden war, hinweg zu den französischen Dichtern und Prosaisten, und suchte bei diesen Befriedigung seines Geistes. In der Religion war, wie vor dem dreißigjährigen Kriege, noch immer der zänkische Geist herrschend, welcher im Polemisiren gegen Katholiken, Reformirte, oder andere Abweichendgesinnte die Aufgabe der Geistlichen gelöst glaubte, und an Erbauung und Erhebung zur Andacht war bei den wenigsten Predigten zu denken. Wie bei den Katholiken durch leere und unwesentliche Andachtsübungen, so war bei den Protestanten im unwesentlichen Streit über unbegreifliche Dinge der wahre Geist der Religion erstickt. Um den Werth des bloßen Glaubens recht hervorzuheben, ging man sogar so weit, zu behaupten, ein sittlich gutes Leben könne zur Seligkeit gar nichts helfen. Dieses Bedürfniß mochte wohl vielfältig gefühlt werden, aber wahre Abhülfe zu geben versuchte und vermochte nur Einer, nämlich Philipp Jacob Spener, der als Prediger zu Frankfurt am Main (seit 1666) theils durch seine Predigten, in denen er einen ganz andern Ton anschlug, theils durch die **Collegia pietatis** oder Erbauungsstunden, die er anfangs in seinem Hause, dann (1682) in der Kirche hielt, theils auch durch Schriften, gegen den in der lutherischen Kirche herrschenden Geist auftrat. Er machte auf die Gebrechen des geistlichen Standes aufmerksam und zeigte, daß Erkenntniß und Uebung der Religion ein Gemeingut aller Stände sei, und daß die geringe Wirkung der Predigten in ihrer bisherigen polemisch-dogmatischen Richtung zu finden sei. Als er (1686) nach Dresden als Oberhofprediger versetzt wurde, wirkte er wenigstens mittelbar, daß einige junge Leipziger Magister (1689) ebenfalls solche *collegia pietatis* zu halten anfingen, bei denen sowohl Studenten als auch Bürger Theil nehmen durften, und das kann als der Anfang des eigentlichen Pietismus angesehen werden, der von Leipzig, wo die theologische Fakultät die Fortsetzung dieser Vorlesungen verbot, sich nach Halle übersiedelte, als Au-

guſt Hermann Francke, der bedeutendſte unter dieſen jungen Docenten, der nachherige Stifter des Halliſchen Waiſenhauſes, daſelbſt eine Profeſſur (1695) erhielt und von dem gelehrten und aufgeklärten Juriſten Thomaſius, dem erſten erfolgreichen Bekämpfer des Unſinns der Hexerei, in Schutz genommen wurde. Daß im Verlauf der Zeit, und ſchon ziemlich frühe, dieſer an ſich nur auf wahre Frömmigkeit und Erbauung aus der hinter den ſymboliſchen Büchern zurückgeſetzten Bibel gegründeten Vereinigung ſich der Abſonderungsgeiſt oder Separatismus bemächtigte, und eigenthümliche Meinungen, von der Verwerflichkeit und Sündhaftigkeit ſolcher Beluſtigungen, die an ſich ſchuldlos ſind, von einem plötzlichen Durchbruch der Gnade oder Wiedergeburt, von der großen Heilſamkeit der zur gegenſeitigen Erbauung gehaltenen Conventikel, herrſchend wurden, iſt bekannt genug, und ſeine eigenthümliche Bedeutung hat der Pietismus, obgleich er nie eine eigentliche Secte geweſen iſt, auch ſchon längſt verloren. Er war aber nicht minder hiſtoriſch bedeutend als etwa die Secte der Quäker und der Janſeniſten, und es kann mit Wahrheit geſagt werden, daß das Erwachen eines geiſtigen Lebens in Deutſchland hauptſächlich durch die von den Pietiſten gegebene Anregung herbeigeführt worden ſei. Dem edlen Spener ſelbſt, dem deutſchen Fenelon, der ſeine ſegenvolle Wirkſamkeit zu Berlin (1705) beſchloß, verdankt man insbeſondere einen beſſeren Religionsunterricht der Jugend, die regelmäßigen Katechiſationen und die öffentliche Confirmation. In dem Beſtreben der Pietiſten der erſteren Zeit aber iſt ein Bemühen zu ſehen, den Unterricht überhaupt aus dem greulichen Zuſtand, in dem er ſich damals befand, herauszureißen, ihn verſtändlicher, nützlicher, gereinigter zu machen. Wir verweiſen hierüber vor Allem auf Francke's Stiftung des Halliſchen Waiſenhauſes, das damals ein weſentliches und dringendes Bedürfniß ſtillte. Ferner iſt in dem Beſtreben derſelben ein Kampf gegen die Autorität des Buchſtabens und gegen Geiſtesdruck zu erkennen; ſowie ſie ſelbſt verfolgt wurden, ſo nahmen ſie ſich auch überhaupt der von den Verfolgern unterdrückten Rechte an und kamen hierin mit den Beſtrebungen der Janſeniſten, ja faſt auch mit den ſogenannten

Deisten Englands und Frankreichs überein. Sodann wirkten sie mittelbar durch ihr Beispiel selbst auf die orthodoxen Theologen, die genöthigt waren, die von den Pietisten angeregten Forderungen einer das Gemüth und Herz ansprechenden Predigt zu befriedigen und die Erklärung der biblischen Texte nicht nach dem Eigensinn der Schule, sondern nach dem Bedürfniß ihrer Zuhörer einzurichten. In dieser Hinsicht hat auch die deutsche Sprache, die seit Luther im greulichsten Argen lag, dadurch, daß die Pietisten sich von der verkünstelten und latinisirten Sprache der damaligen Prosaisten zurück zu der frischen Kraft Luther's und seiner Zeitgenossen wendeten, außerordentlich viel gewonnen. Endlich sind sie für die gemüthliche Grundlage des deutschen Nationalcharakters, die in dem folgenden achtzehnten Jahrhunderte zu den schönsten geistigen Producten sich entwickelt hat, wenigstens eine höchst wesentliche Anregung geworden, ohne daß jedoch der Einfluß gering geachtet und verkannt werden soll, den die scientifische Gewalt durch die Philosophen Leibnitz und Wolf auf ihre Zeitgenossen ausgeübt hat.

Wie gegen die von den Jesuiten repräsentirte katholische Kirche in Frankreich die Jansenisten und Pascal eine Reaction ausübten, die nichts anders war als der Kampf des freien fortschreitenden Geistes gegen die verknöcherte und erstarrte Form, so war in Deutschland der Kampf der Pietisten und Spener's gegen die Orthodoxen eine damit ganz homogene Erscheinung. Jansenisten und Pietisten haben ihre welthistorische Aufgabe längst erfüllt, sie selbst haben sich überlebt, aber sie sind die Motive von höchst heilsamen und erfreulichen Bewegungen geworden, und die geistige Regung, welche sich im achtzehnten Jahrhundert gezeigt hat, ist als ein dauerndes Denkmal aus diesen Kämpfen hervorgegangen.

Ehe wir jedoch zu dieser geistigen Regung selbst übergehen, haben wir zuerst noch auf einen großen Staat unser Augenmerk zu werfen, der erst mit dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts in eine innige Verbindung mit dem übrigen Europa eintrat.

X.

Die Slaven, Rußland, und Peter der Große.

Die europäische Kultur ein Eigenthum der germanischen und romanischen Völker. — Später Beitritt der Slaven. — Weite Verbreitung der Slaven. — Ihr Charakter. — Der Pole. — Der Slave weicht vor der Schifffahrt zurück. — Moskau. Der Czar. — Die Romanow. — Urtheil eines russischen Schriftstellers. — Peter der Große. — Seine Reise. — Die Strelizen. — Umwandlung der russischen Sitten. — Krieg mit Karl XII. — Schweden. — Der nordische Krieg. — Das Mädchen von Marienburg. — Der Friede am Pruth. — Ende des Kriegs. — Rußlands Vortheil. — Mecklenburger Händel. — Der Czarewitsch Alexei. — Russischer Einfluß auf Polen. — Trauerspiel in Thorn. — Kaisertitel. — Bedeutung Rußlands. — Peter's Größe. — Er entbehrt des sittlichen Adels. — Gegensatz Rußland's und Westeuropa's.

Unsere bisherigen Unterhaltungen haben uns dem anfangs ausgesprochenen Grundsatz gemäß nur zu denjenigen Völkern geführt, bei denen sich die Vorbedingung der germanischen oder romanischen Abkunft und die der christlichen Bildung gefunden hat, weil der bewegende Geist, der sich in der Geschichte offenbart, nur bei diesen verfolgt werden kann, und andere Völker nur insofern zu Trägern des Weltgeistes und historisch bedeutend werden, als sie sich bemühen, die Vorzüge jener Völker sich anzueignen. Man wird nie von asiatischer oder afrikanischer, auch nicht von amerikanischer Kultur sprechen hören; in diesen Ländern kann nur insofern von Kultur die Rede seyn, als Sitte und Bildung des Europäers daselbst angepflanzt worden ist und Wurzel geschlagen hat. Nur in sofern europäische Kultur irgendwo zu Hause ist, kann man ein Land kultivirt nennen, oder, was gleichbedeutend, in sofern es europäisirt ist. Wiederum aber vorzugsweise europäisirt muß der Westen und Süden genannt werden, den die germanischen und romanischen Völker bewohnen, die schon seit dem Anfange des Reformationszeitalters durch ein inniges Band gemeinschaft-

licher politischer, religiöser und wissenschaftlicher Richtungen verbunden waren, und auch der Norden, insofern in Schweden und Dänemark germanische Stämme ihren Sitz haben, gehört unbezweifelt zu diesem ältern Verein gleicher Kultur und Civilisation. Am spätesten aber ist in den Verband der übrigen Völker Europas derjenige Stamm eingetreten, der auch in der Sprache und äußerlichen Erscheinung den germanischen und romanischen Völkern, als: Deutschen, Engländern, Franzosen, Italienern, Spaniern, Portugiesen, gegenübersteht und sich in die Herrschaft Europas fast gleichmäßig mit ihnen getheilt hat, nämlich der slavische Stamm. Seit uralter Zeit macht der Slave, den das griechische Alterthum den Scythen oder Sarmaten genannt hat, den Gegensatz zum Germanen; eine auf anderen Grundsätzen beruhende, in Laut und Form verschiedene Sprache, wodurch beide einander unverständlich waren, jeder den Andern Stumm oder Stock schalt, eine verschiedene Lebensweise in Geselligkeit, ehelichem Verhältniß, Genuß der Güter des Lebens, und, ohne andere Verschiedenheiten zu berühren, eine andere Religion bedingt diesen Gegensatz. Denn während die Westeuropäer, wenn auch in Katholiken und Protestanten getheilt, sich dennoch nur wie unverträgliche Geschwister betrachten, steht der Grieche, dessen Glauben den herrschenden ausmacht im großen Reiche der Slaven, ihnen beiden fast wie ein schon längst getrennter Verwandter entgegen, kümmert sich nichts um ihre Controversen, hält dabei streng auf seinen Glauben, und schließt sich fest und gesichert unter sich ab. Von dem Eintritt dieses slavischen Reiches in den europäischen Völkerverein haben wir daher zunächst uns zu unterhalten, indem der Umfang europäischer Kultur dadurch gegen Osten hin die äußerste Grenze Europas erreicht hat.

Der Stamm der Slaven ist außerordentlich weit verbreitet. Die Wenden in Deutschland, welche zum Theil ihre Sprache mit der deutschen ganz vertauscht haben, zum Theil wie in der Lausitz, in Pommern und Mecklenburg noch erhalten und fortführen, die Czechen in Böhmen, die Morawaner in Mähren, die Kärnthner, Krainer und Illyrier in Oesterreich, die Slavonier, Kroaten, Montenegriner und

Serben, die Polen, endlich die Russen gehören zu diesem eigenthümlichen Geschlechte, das diesseits der Oder und Weichsel dem überlegenen Genius der Germanen hat entweder weichen oder dienstbar werden müssen, jenseits aber seine Selbstständigkeit in seinen Wäldern und Steppen behauptet und in dem nördlichen Gebirge Griechenlands nur mit Unwillen und auf vorübergehende Zeit seinen Nacken unter das Joch der Türken gebeugt hat. Es ist schwer, den Charakter eines Stammes zu bestimmen, der unter so verschiedenen klimatischen Verhältnissen lebt, indessen dürften sich doch einige übereinstimmende Züge finden, die sich zu einem Ganzen verbinden lassen. Jagd, Viehzucht, Ackerbau sind die Hauptbeschäftigungen des Slaven, Gewerbe und Künste sind ihm nicht sowohl aus Mangel an mechanischer Fertigkeit als aus Mangel der Neigung oder geistigen Anlage fremd; für Arbeit und Entbehrung, welcher er, wenn es seyn muß, sich wohl unterzieht, liebt er dann wieder als Ersatz den rauschenden, wilden, unbändigen Genuß des Augenblicks; trübes, nachdenkliches Hinbrüten, durch das allein in Wissenschaft und Kunst große Dinge gefördert worden sind, dieses Erbtheil des germanischen Geblütes, ist dem heiteren, für die Gegenwart allein empfänglichen Slaven etwas Fremdes; den Freiheitsdrang der westeuropäischen Völker kennt er eben so wenig als andere Orientalen, die Unterwürfigkeit unter den Despotismus kommt ihm eben so leicht an als dem Westeuropäer schwer; auch in der Religion begnügt er sich mit der spärlichen Erleuchtung seiner alterthümlichen Kirche, trägt mit Gehorsam ihre lästigen Fastengebote, und ordnet ohne vielen Kampf seine Einsicht unter den Willen des Priesters. Am meisten von europäischer Bildung hatte der Pole angenommen, theils durch frühzeitigen Eintritt in die katholische Kirche, theils durch enge Verbindung mit dem römischen Reiche und den übrigen Nachbarstaaten. Aber auch unter ihm ist die einzige namhafte Erscheinung auf dem Gebiete der Wissenschaft der Domherr zu Thorn, Nicolaus Kopernikus, welcher in der Astronomie unser gegenwärtiges Weltgebäude zuerst wissenschaftlich aufstellte und die Sonne als den festen Mittelpunkt des Systems erkannte, um welchen sich die übrigen Sterne, als Planeten,

zu bewegen haben. Wiewohl sich außerdem die Polen frühzeitig für die Reformation interessirten und, wie schon erwähnt worden ist, den Lehrern selbstständiger Meinungen gerne Zuflucht und Schutz gewährten, auch die Bildungsfähigkeit der Slaven für äußere Formen, besonders für die der Sprache, sich bei ihnen vorzüglich bewährte, so kann man doch keine auf den Fortschritt der Wissenschaft einwirkende bedeutende Erscheinung aus diesem übrigens eben so liebenswürdigen als edlen Volke hervorheben. Auch bei den Böhmen, die von germanischer Bildung reichlich genährt wurden, vermissen wir geistige Producte auf dem Gebiete der Wissenschaft, und nur die Musik, eine dem ganzen slavischen Stamm von der Geburt an eigene Gabe, dieser natürliche, fast bewußtlose Ausdruck des Gefühls, ist die von ihnen mit vorherrschendem Talent betriebene Kunst.

Merkwürdig auch, daß sich der Slave vor der Schifffahrt fast zurückzuziehen schien. Die Küsten der Ostsee raubten ihm Deutsche und Schweden, an dem schwarzen Meere drängten sich die Tataren vor, an der Küste des adriatischen Meeres die Venetianer. Als das polnische Reich in seiner größten Blüthe war, im sechzehnten Jahrhundert, waren alle Ostseeländer in fremdem Besitz, obwohl sie zum Theil die polnische Herrschaft anerkannten. Das entstehende Preußen sah die Nothwendigkeit dieser Besitzungen ein, und begann schon im siebenzehnten Jahrhundert mit sehr geringen Kräften, sich in den Wettkampf um auswärtige Colonien einzulassen, wofür Polens Politik gar keinen Sinn hatte. Nie wehte die Flagge des weißen Adlers neben der anderer Nationen. Ein bloßes Binnenreich zu bilden ist aber bei der heutigen Art zu leben eine solche Unmöglichkeit, daß der Untergang Polens, sowie es ein bloßes Landreich, ohne sich irgendwo an die See anzulehnen, geworden war, ohnedieß leicht sich voraussehen ließ. In der Erkenntniß der Nothwendigkeit einer Meeresgrenze, um nicht in Handel und Verkehr von dem guten Willen eines übermüthigen Nachbarn abzuhängen, und in der Ergreifung der zur Erwerbung derselben nothwendigen Maaßregeln liegt ein Theil der Größe desjenigen Mannes, durch welchen der russische Staat aus

seiner

seiner bloßen massenhaften Erscheinung zu einem organischen Ganzen belebt und erhoben worden ist, ein anderer liegt in der Einsicht, daß sein Volk europäisirt werde, aus dem asiatischen Wesen, das durch Natur und mongolische Knechtschaft über die moskowitischen Slaven ausgebreitet war, zur europäischen Kultur, es koste was da wolle, müsse hingeführt und dem großen europäischen Völker- und Staatenverein einverleibt werden.

Der Großfürst von Moskau war zweihundert Jahre lang ein Lehnsmann des Tatarfürsten von der goldenen Horde, die ihren Sitz im südlichen Rußland hatte; nur wenn der Chan ihn mit dem Ehrengewand bekleidet hatte, galt der Sohn als Nachfolger auf dem Thron des Vaters, über Streitigkeiten zwischen gleichmäßig Berechtigten entschied der Chan; ein jährlicher Tribut befestigte die Abhängigkeit des Großfürstenthums. Erst Iwan I. und sein Enkel Iwan II. machten dieser schmachvollen Abhängigkeit ein Ende, jener benutzte die durch innere Zerrissenheit entstandene Schwäche der Tataren und verweigerte den Tribut, dieser vertheidigte das nun selbstständige Großfürstenthum gegen die neuen Angriffe der Fürsten von Kasan, von Astrachan und von der Krim, legte sich (1547) den Titel Czar bei, mit welchem man den Begriff eines unbeschränkten Selbstherrschers verband, und suchte zuerst die Vortheile der europäischen Bildung seinen Unterthanen zu verschaffen. Zu einer Zeit, als im übrigen Europa Religionshaß Alles einander entfremdete, durften sich die Lutheraner (1575) zu Moskau eine eigene Kirche bauen. Bei der fürchterlichen Rohheit des Czars konnte jedoch die zarte Pflanze der Kultur nur sehr wenig Wurzel schlagen; in der Wuth des Zorns hatte er seinen eigenen Sohn umgebracht; sein eigenes Volk hatte ihm den Namen des Schrecklichen gegeben. Nach seinem Tod (1584) kam sein Sohn Fedor auf den Thron, und als dieser kinderlos starb, bemächtigte sich ein Schwager Fedor's der Regierung, gegen den, da er trotz guter Eigenschaften dennoch wenig beliebt war, ein angeblicher Bruder Fedor's, der sogenannte falsche Demetrius, auftrat, eine jener räthselhaften Erscheinungen, die man für falsch zu erklären geneigt ist, obgleich das Urtheil über ihre

Wahrheit oder Falschheit wohl nie mit völliger Bestimmtheit gefällt werden kann. Nachdem Rußland eine Reihe von Jahren durch Bürgerkriege war zerrüttet worden, kam endlich Michael Romanow, ein Seitenverwandter des fürstlichen Hauses, durch Wahl auf den Thron (1613), wobei ihm, wie allen frühern Czaren, die unbeschränkte Selbstherrschaft übertragen wurde; der Enkel dieses Michael Romanow ist Peter der Große, der als ein siebenzehnjähriger Jüngling (1689) sich der anfangs (seit 1682) mit seinem Halbbruder Iwan getheilten Regierung allein bemächtigte. Dem Umfange nach war Rußland schon damals das weitläuftigste Reich; gegen Osten war seine Grenze das äußerste Asien, seitdem der Kosak Jermak das Reich Sibirien erobert hatte, gegen Süden die Tatarei, gegen Westen Polen und die Ostseeländer der Schweden, gegen Norden das Eismeer. Reich an allen Naturerzeugnissen bedurfte es kaum des Verkehrs mit andern Ländern, auch war der Handel wenig bedeutend und fast ganz in fremden Händen; Reisen in das Ausland waren, wie noch heut zu Tage wilden Völkern die Lokomobilität des Europäers etwas rein Unbegreifliches ist, bei dem nicht empfundenen Bedürfnisse geistiger Ausbildung, und der dem rohen Barbaren eigenthümlichen Ueberzeugung von der Trefflichkeit der Heimath, nicht nur ungewöhnlich, sondern sogar aus religiösen Gründen untersagt; in den zehn Millionen, welche den ungeheuern Flächenraum von 266,000 Quadr.-Meilen bewohnten, von denen die Russen den größten Theil ausmachten, nächst ihnen Finnen und Tataren, regte sich nirgends die Kraft des Geistes. Ein russischer Schriftsteller, dem man gewiß nicht vorwerfen wird gegen sein Vaterland parteiisch gewesen zu seyn, sagt: „in Rußland „war keine Spur von europäischem Leben, dieser in der Ge„schichte der Menschheit so nothwendigen Erscheinung; Rußland nahm keinen Antheil an der großen Arbeit europäischer „Bildung, ja es gelang ihm nicht einmal sich mit den Früchten derselben bekannt zu machen. Unsere Väter rückten lang„sam vor auf der Bahn der Civilisation, und zeigten weder „Betriebsamkeit noch Unternehmungsgeist. Die Industrie blieb „mehrere Jahrhunderte lang in demselben Zustande, nämlich

„in der Kindheit — es gab keine Fabriken, keine Manu„facturen. — Nur wenige Menschen konnten lesen und selbst „die Großen nicht alle schreiben. — So unerschöpfliche Quel„len politischer Macht das Land auch hatte, so war bei der „Unwissenheit der Woiwoden und bei dem Mangel an Ord„nung bei dem Aufgebot die russische Tapferkeit wie die rus„sische Macht unnütz. Selbst die Türken übertrafen sie in der „Kriegskunst. Trotz aller Gaben des Landes war das Volk „arm und konnte kaum die Staatssteuern zahlen. Die russi„schen Städte mit ihren schlechtgebauten Häusern, ihren un„regelmäßigen schmutzigen Straßen, ohne große Marktplätze, „ohne öffentliche Anstalten, glichen mehr Dörfern als Städ„ten. Der Häuserbau war im vollständigen Verfall. Die „Unwissenheit erzeugte viele dem öffentlichen wie dem Privat„wohl schädliche Laster. In den Gerichten war, trotz aller „Strenge der Gesetze, die Bestechlichkeit zu Hause, Raub und „Plünderung setzten ganze Städte in Schrecken, Völlerei „war ein allgemeiner Fehler und erzeugte eine Menge ande„rer häßlicher Laster. Um der allmählichen Verbreitung von „Frechheit und Ausschweifungen Einhalt zu thun, verschärfte „man die Strenge der Gegenmittel; die Strafen waren streng, „die Foltern schrecklich.“

Daß Peter sich vornahm, seinem Reiche die Vorzüge europäischer Cultur zu verschaffen, verdankte er seiner Bekanntschaft mit dem nach manchen Abentheuern auch nach Rußland gekommenen Genfer Le Fort, der in dem jungen Czar eine brennende Begierde, Europa kennen zu lernen, erweckte. Aber noch vorher schon entfaltete er mit einemmale die ungeheuern Kräfte des Reiches. Rußland hatte außer Archangel keinen Hafen, und dieser selbst war drei Viertheile des Jahres durch die Kälte unzugänglich. Da eroberte Peter Asow am schwarzen Meere, erbaute in Einem Jahre eine Flotte von 66 Schiffen, und trat den Osmanen, welche bisher auf diesem Meere ganz allein geherrscht hatten, feindlich gegenüber. Und nachdem er durch seines Bruders Iwan Tod (1697) alleiniger Fürst des Reiches geworden war, unternahm er die merkwürdige Reise, welche zu seiner eigenen Belehrung dienen sollte. Le Fort nebst ein paar russischen

Großen repräsentirte die Gesandtschaft, welche den europäischen Höfen die Zuneigung und Freundschaft des russischen Monarchen versichern sollte, der Czar selbst, unter dem Namen Peter Michailow, war unter dem Gefolge. Die Reise ging durch Livland, Preußen, Brandenburg, Hannover nach Holland. Dieses Land war das Hauptziel seiner Reise; die Herrschaft, welche der menschliche Geist über die Natur ausübt, konnte nirgends so deutlich wahrgenommen werden; Dämme, um vor dem Meere zu schützen, Canäle, um das Wasser überall hin zu verbreiten, Fabriken, gewissermassen künstlich angelegte Goldgruben, der Schiffbau und die Leitung der Schiffe in höchster Vollkommenheit, dabei nicht nur großer Reichthum Einzelner, sondern auch ein allgemeiner Wohlstand, das Alles zog mit Recht seine Aufmerksamkeit auf sich. Es ist bekannt, wie er auf der Werfte von Saardam, die Axt in der Hand, die praktische Fertigkeit eines Schiffszimmermanns erwarb und eben so auch nachher die Steuermannskunst erlernte. Aber auch andere Kenntnisse, Physik, Anatomie, Chirurgie, zogen ihn an und reizten seine Lernbegierde. Von hier ging er nach England (1698), und hatte hierauf vor, nach Italien, insbesondere nach Venedig, zu gehen, dessen Ruhm aus alter Zeit die damals bereits sinkende Kraft noch nicht wahrnehmen ließ. Am 25. Jun. 1698 hielt er an Le Fort's Seite als dessen Gesandtschafts-Cavalier seinen Einzug in Wien, und erhielt bald darauf eine heimliche Audienz bei Kaiser Leopold, wobei Le Fort den Dollmetscher machte. Am Peterstage (29. Jun.) empfing er, obgleich immer noch sein Incognito bewahrend, die Gratulationen des Adels, und hörte Abends eine prächtige Instrumentalmusik an, wobei über 300 Damen mit ihren Cavalieren sich befanden. Am 11. Jul. aber wurde ihm zu Ehren im Gartensaal der Favorite ein großes Fest mit Charaktermasken gegeben, wobei Kaiser und Kaiserin die Wirthe machten, der junge römische König als Perser, der Czar aber als friesländischer Bauer maskirt erschien. Als der Kaiser mit einem kostbaren Krystallglas voll Wein zu dem friesländischen Bauer trat und ihm mit den Worten: weil er den Czar von Moskau recht gut kennen müßte, dessen Gesundheit zubrachte, bedankte sich der

Friesländer auf das höflichste, nahm ihm den Pokal vom Munde weg und trank ihn mit den Worten: er kenne den Czar von Moskau in- und auswendig, dieser sei dem Kaiser so ergeben, daß, wenn auch pures Gift in diesem Glase wäre, er es doch austrinken würde, auf einen Zug aus. Die ganze Nacht hindurch bei Gesang und Tanz dauerte das Fest, lustig schwenkte der Czar die Damen des wiener Hofes im Reigen, konnte es aber gar nicht begreifen, daß er die schöne Gräfin Johanna von Thurn, welche, als friesländische Bäuerin gekleidet, zu seiner Partnerin gemacht worden war, nicht auch bei sich behalten dürfte. Mit großer Pracht wurde auch, als die für den kaiserlichen Hof bestimmten Geschenke angekommen waren, die feierliche Hauptaudienz gehalten, aber am Vorabende seiner Abreise nach Venedig erhielt der Czar die Nachricht von dem Aufstand der Strelizen, den seine Schwester Sophie aus ihrem Klostergefängniß eingeleitet und angefacht hatte. Sofort eilte er nach Rußland zurück.

Die Strelizen waren die stehende Armee, welche Iwan II. der Furchtbare (1550) errichtet hatte. Schon unter Peters Bruder Fedor, dann in den ersten Jahren nach Fedors Tod, hatten sie, als eine ihre Stärke fühlende Waffengattung, Unruhen erregt, weil ihnen als besonders begünstigten Leuten an der Erhaltung des Bestehenden viel gelegen war. Sie waren von Gerichtsabgaben und der Stempeltaxe frei, besaßen das Recht Handel zu treiben und Branntwein zu brennen, und waren von einem eigenen Gerichtshofe abhängig. Die soldatische Ordnung, welche Peter einführte, störte sie in ihrer Bequemlichkeit, und so gaben sie den Einflüsterungen der Prinzessin Sophie gerne Gehör; man beschloß Peters siebenjährigen Sohn zum Nachfolger, die Prinzessin zur Regentin auszurufen, und den Czar selbst an der Grenze zu ermorden. Der Bojar Schein und der General Gordon aber, welche Peter als Anführer des regulären Heers zurückgelassen hatte, griffen die Haufen der Strelizen an und zerstreuten sie noch ehe Peter Rußland erreicht hatte. Das Corps der Strelizen wurde aufgehoben, die Schuldigsten, einige Hundert, am Tode bestraft, theils auf der Folter zu Tod gemartert, theils enthauptet, andere vor der Zelle der

Prinzessin aufgehängt. Diese selbst wurde zur Nonne geweiht und in ein Kloster eingesperrt, wo sie ihre Tage (1704) endigte.

Nach seiner Rückkehr vom Ausland begann nun die Umwandlung der Sitten des russischen Volkes. Es ist durch Anekdoten bekannt, wie Peter den Bart ganz zu vertilgen bemüht war, endlich aber doch sich zur Nachsicht bewegen ließ, welche er mit alten wohlverdienten Männern, mit der Geistlichkeit, mit den niedern Volksklassen zu haben nicht umhin konnte. Eben so wurde die russische Nationaltracht nur gegen eine Abgabe geduldet, und an ihre Stelle die ungarische, später aber die deutsche eingeführt. Vor allen Dingen mußte das gesellige Leben geändert und die bisher aus dem Umgang der Männer nach asiatischer Sitte ganz entfernten Frauen in denselben zugelassen und eingeführt werden; hierzu gehört die Verordnung (1702), daß Ehen durchaus nur mit Zustimmung des Bräutigams und der Braut geschlossen werden, und die Hochzeit erst sechs Wochen nach der Verlobung statt finden sollte, damit die künftigen Gatten Zeit hätten, einander vorher kennen zu lernen. An die Stelle der alten massenhaften aber rohen Pracht und Ueppigkeit im Lebensgenuß sollte nach dem Beispiel des Czars selbst Einfachheit und besserer Geschmack treten. Um aber in der Geistlichkeit keine Gegner seiner Neuerungen zu haben, ließ Peter nach dem Tod des Patriarchen Adrian (1700) keinen andern wählen, erklärte späterhin sich selbst zum geistlichen Oberhaupt des Reichs, und übertrug die Geschäfte des Patriarchen der heiligen Synode, einer Art von Ober-Consistorium. Die außerordentlich großen Einkünfte der Klöster beschränkte er auf ihre Bedürfnisse und verwendete den Ueberschuß zu wohlthätigen Anstalten, Spitälern, Schulen, zur Unterhaltung des Heers. Den Kaufleuten gab er eine Art von selbstständiger Verwaltung unter eigenen Bürgermeistern, welche die Ratuscha, einen Rath, bildeten und direkt an den Czar berichteten. Er ließ Schulen für die Kinder der Geistlichen und für die Adeligen errichten, setzte die Erlaubniß zu heirathen auf das gute Bestehen eines Examens, schickte junge Adelige ins Ausland, und bemühte sich durch Fabriken und Manufakturen,

durch Schifffahrtsschulen, Buchdruckereien, Zeitungen und andere Institute des westlichen Europa's sein Volk diesem nahe zu bringen. Indem er aber mit diesen Unternehmungen beschäftigt war, brach ein großer Krieg aus, der mehr als alles Andere die Wünsche Peter's beförderte und ihm die unentbehrliche Meeresgränze verschaffte.

In Schweden war Karl **XII.** König, ein junger Fürst, den man, weil er sich blos der Jagd und den kriegerischen Uebungen widmete, für unbedeutend hielt. So glaubte sowohl Dänemark als auch Polen, es sey Zeit, sich für die im siebenzehnten Jahrhunderte empfundenen Demüthigungen, als Schweden unter Karl Gustav von Zweibrücken auf dem höchsten Gipfel seiner Macht stand, schadlos zu halten. Der König Friedrich **IV.** von Dänemark wollte seinen Vetter, den Herzog von Holstein, der Karl's **XII.** Schwester geheirathet hatte und sich mit dem Beistand Schwedens ihm beständig widersetzte, demüthigen, der König August von Polen wollte die von Polen abgerissenen Ostseeländer, Livland und Esthland, wieder erobern, der Czar bedurfte, um seinen Plan, eine Seemacht zu bilden, ausführen zu können, nothwendig einen Theil der Ostseeländer, Finnland oder Ingermannland. Diese waren sämmtlich im Besitze Schwedens. Dieses Land war nicht nur durch den dreißigjährigen Krieg zu einer großen Reputation in ganz Europa gekommen, sondern seit der Uebertragung der unumschränkten Souveränität auf Karl **XI.** wirklich mächtig geworden. Dieser Fürst hatte nämlich die seit mehr als hundert Jahren, besonders seit Gustav's und Christinen's Zeiten von dem Adel usurpirten Domänen der Krone mit Genehmigung der Stände wieder eingezogen, wodurch der Adel auf einmal von seiner früheren Herrlichkeit herabgestürzt wurde, zumal Karl **XI.** bei der Einziehung mit der größten Strenge verfuhr. Er bildete jedoch davon nicht etwa einen luxuriösen Hof, nach dem Vorbild Ludwig's **XIV.**, sondern wußte das Geld auf solidere Weise zu Gründung eines trefflichen Heeres und einer tüchtigen Flotte anzuwenden. Hatte aber sein Verfahren in Schweden noch den Schein des Rechts für sich gehabt, so war die Anwendung dieser Maaßregel auf Livland und Esth-

land völlig ungerecht. Vergebens hatte der livländische Adel ihm vorstellen lassen, daß sich seine Besitzungen auf viel ältere und ganz andere Ansprüche stützten, als der schwedische Adel nachweisen könne. Der Sprecher des Adels, Johann Reinhold von Patkul, wurde auf Karl's XI. Befehl zum Tode verurtheilt, zwar begnadigt, aber auf die Festung gebracht. Von hier war er entflohen, und hatte sich erst in sächsische, dann in russische Dienste begeben, und suchte sowohl Polen als Rußland zum Krieg gegen Schweden zu bewegen. Die Aussichten schienen zu günstig, als daß diese Fürsten, von denen wenigstens Peter keine rechtlichen Gründe von Bedeutung anzuführen hatte, nicht die Gelegenheit ergriffen hätten, und so brach (1700. Febr.) der große nordische Krieg aus, während damals gleichzeitig Ludwig XIV. gegen das übrige westliche Europa unter den Waffen stand.

Der geist- und geschmackvollen, wenn auch in einzelnen Zügen unrichtigen Darstellung Voltaire's in dem Leben Karl's XII. verdanken wir eine ziemlich verbreitete Bekanntschaft mit dem Helden dieses Kriegs. Wie Karl im Kugelregen an der Küste von Seeland, wohin er sich zuerst warf, an das Land stieg; wie er ohne Schlacht den König von Dänemark zum Frieden zwang; wie er dann mit gleicher Verwegenheit nach Livland eilte, und noch in demselben Jahre mit einer viel schwächeren Schaar das 40,000 Mann starke Heer Peters bei Narwa (21. Nov. 1700) besiegte; wie er sich hierauf gegen Polen wendete, und hier den König August wiederholt schlug und endlich von einer Partei den Stanislaus Leszinski (1704) zum König von Polen wählen ließ, den sogar August (1706) anerkennen mußte, sind bekannte Ereignisse. Dann erst wandte sich Karl gegen Rußland, das während dieser Zeit sich gerüstet hatte, und beschloß auf den Rath des Kosaken Hetmanns Mazeppa, gegen das Innere von Rußland vorzudringen. Nach unendlichen Beschwerden und Hindernissen, die alle nicht im Stande gewesen waren, seinen hartnäckigen Eigensinn anderem Rathe nachgiebig zu machen, erlitt er endlich (1709. Jul. 1.) die Niederlage bei Pultawa, wodurch die ganze Herrlichkeit Schwedens für alle

Zeit darniedergeschlagen wurde; Karl rettete sich mit wenigen Begleitern nach der Türkei, wo er sich in Bendèr ein Haus baute, und mit ächt orientalischer Gastfreundschaft fünf Jahre erhalten wurde. Sein ganzes Bestreben während dieser Zeit ging dahin, den Sultan zum Krieg gegen Rußland zu bewegen, und es gelang ihm dieß auch wirklich, ja der Krieg schien auf diesem Punkte ganz beendigt werden zu können. Der Großvezier Mehemed Baltadschi hatte den Czar (1711. Jul.) am Pruth so gänzlich eingeschlossen, daß ihm kein Ausweg übrig blieb. Peter selbst war von der fallenden Sucht ergriffen worden, er schrieb an den russischen Senat, man sollte im Fall seines Todes oder seiner Gefangenschaft ja nicht auf ihn, sondern nur auf das Wohl des Reiches Rücksicht nehmen.

Da rettete die als Mädchen von Marienburg bekannte Gemahlin Peters, Catharina, ihn und die ganze Armee aus unvermeidlichem Untergang. Sie war eine Waise, welche der Pastor Glück in Marienburg zu sich genommen hatte; als (1702) Marienburg belagert wurde, flüchtete sich Glück nebst seiner Familie in das russische Lager und fand Gnade; Catharina aber kam als fünfzehnjähriges Mädchen erst in Dienste bei dem General Scheremetjew, dann bei Menzikoff, wo sie Peter kennen lernte. Ihre Person und ihr Verstand zogen ihn an, und er ließ sich (1707) mit ihr trauen. Damals nun war sie es, welche den bestechlichen Großvezier durch Uebersendung alles ihres Schmuckes und was sie noch von Soldaten und Offizieren etwa einsammeln konnte, zu einem Frieden bewog. Dieser war freilich für die Türken vortheilhaft und ehrenvoll, indem er die Festung Asow zurückgab, das russische Geschütz den Türken überließ und als eine von Seiten der Türken erwiesene Gnade anerkannt wurde, aber für Karl XII. war nicht gesorgt worden. Wiederholt suchte nun Karl den Sultan zu einem neuen Krieg zu bewegen, aber, wenn es auch zur Kriegserklärung kam, die Ausführung unterblieb, und der schwedische Gast ward den Türken endlich so lästig, daß sie ihm den Unterhalt entzogen, und ihn (1713) hierauf mit Gewalt zur Abreise nöthigten, die er auch endlich (1714) antrat. Noch heute zeigt man in Bendèr die Ruinen

des Hauses, wo der König Eisenkopf gewohnt hatte; in unterirdischen Gewölben, deren Zugang nicht zu finden ist, liegen, heißt es, seine unermeßlichen Schätze, und seine Tochter, eine wunderschöne Prinzessin, wartet mit Sehnsucht auf den Augenblick ihrer Erlösung.

Seit der Niederlage von Pultawa war im Grunde der nordische Krieg beendigt. Die Schweden leisteten zwar heldenmüthigen Widerstand; aber was vermochte auf die Länge ein an sich armes Land gegen Rußland, Polen und Dänemark, welche den frühern Frieden gebrochen und noch obendrein den König von Preußen, Friedrich I., der sich 1701. Jan. 18. zu Königsberg mit Kaiser Leopold's Erlaubniß die Königskrone selbst aufgesetzt hatte, zur Theilnahme am Kriege oder eigentlich an der Beraubung Schwedens bewogen hatten! Was half es, daß Karl selbst in einem Ritt vom 23. Oct. 1714 bis zum 11. Nov. von der Grenze der Wallachei bis nach Stralsund eilte! An seine Feinde schloß sich auch noch Hannover an, und nachdem er mit aller Tapferkeit und Ausdauer die Festung Stralsund seit October 1715 vertheidigt hatte, mußte er sie unter dem Feuer des feindlichen Geschützes am 10. Dec. verlassen, und gleich nachher kapitulirte die Besatzung. So ging ein Besitzthum Schwedens nach dem andern, eine Erwerbung der tapfern Schaaren des 30jährigen Krieges nach der andern verloren, ohne daß Karl XII. aufhörte, von Schweden aus seine Gegner zu bekämpfen. Nur mit Rußland leitete er durch den Baron Görz Unterhandlungen ein, welche im Begriff waren zum Frieden zu führen, damit er seinen ganzen Haß nur auf Dänemark allein werfen könnte. Da wurde er bei der Belagerung der Festung Friedrichshald in Norwegen in den Laufgräben (11. Dec. 1718.) durch einen Meuchelmörder erschossen, der wahrscheinlich von der schwedischen Adelspartei gegen ihn abgeschickt worden war. Schweden hört von nun an auf, die Ereignisse Europa's als ein Staat erster Größe zu bestimmen; seine Ostseelande verlor es insgesammt an Rußland, nur Pommern erhielt es in dem nächsten Frieden zurück; nach den ungeheuren Anstrengungen eines einundzwanzigjährigen unglücklichen Krieges that dem Lande vor allen Dingen der Friede noth. Merkwürdig aber ist,

daß der Wechsel der Regierung auch einen gänzlichen Wechsel der Staatsgrundsätze mit sich brachte; seit Karl XI. hatte es für Hochverrath gegolten, an der Souveränität des Königs zu zweifeln; nun wurde dem neuen König, Karl's Schwager, eine Constitution vorgelegt, die das Reich wieder zu einem Wahlreich machte, die ganze Gewalt der Regierung in die Hände des Adels, d. h. der vierundzwanzig Reichsräthe, lieferte, und den Grundsatz der Souveränität des Königs für Hochverrath erklärte. Auf diese Weise schwanken die menschlichen Rechtsbegriffe.

Den größten Vortheil aus diesem nordischen Krieg hatte Rußland gezogen. Das ganze Newaufer hatte Peter erobert; bald nachdem Notteburg, das nachher Schlüsselburg genannt wurde, gefallen war, gründete er (1703) auf dem Lusteiland an der Newa eine russische Veste, die nach ihm St. Petersburg genannt wurde. Dorthin sollte der neue Sitz des Reiches verlegt werden, in Moskau erinnerten den Russen alle Umgebungen an die alte Zeit und die alte Sitte. Außer der Residenzstadt wurde hier der Hafen Kronstadt erbaut; von nun an theilte sich Rußland mit Schweden in die Herrschaft über die Ostsee. Vorher zurückgedrängt in das Binnenland war der Czar von Moskau hervorgerückt bis an das Gestade, griff weit vor bis nach Preußen, bedrohte das ihm vorher furchtbare Schweden und lenkte durch Bestechung und Intrigue den Gang seiner Politik, und übte gegen Polen den verderblichen Einfluß aus, zu welchem die religiösen Händel dieses Landes Gelegenheit gaben. Endlich suchte Peter, mit diesem Allen nicht zufrieden, damals schon eine Gelegenheit zu ergreifen, sogar auf deutschem Boden festen Fuß zu fassen. Es möge dieser Versuch mehr deswegen erwähnt werden, weil die Rechtsbegriffe eines deutschen Fürsten und der Rechtszustand des deutschen Reiches daraus erhellen kann.

Der Herzog Karl Leopold von Mecklenburg war von Peter mit seiner Bruders Tochter Katharina vermählt worden, und dieses verwandtschaftliche Verhältniß sollte dem Czar nun auch zur Einmischung in die deutschen Angelegenheiten dienen. Der Herzog Leopold, im Dienste Karl's XII. erzogen und in dem Glauben an das unumschränkte Recht der

Fürsten aufgewachsen, kümmerte sich weder um die dem Adel noch um die der Stadt Rostock zustehenden Rechte. Diese hatte seit vierzig Jahren mit Bewilligung der früheren Fürsten die Accise erhoben; der Herzog bestritt ihr ferneres Recht hiezu, ließ Burgermeister und Räthe in Gefangenschaft legen, wollte die übrigen Rathsherren und sogenannten Hundert Männer zwingen, ihm alle städtischen Acten und Urkunden auszuliefern, ließ, weil sie sich weigerten, auch diese nach Schwerin abführen, und gab auf einen Befehl des Reichshofraths, die Gefangenen sofort wieder in Freiheit zu setzen, nicht im Mindesten nach. Die Ritterschaft aber war erstlich durch eine alte Union mit der Landschaft aufgefordert, sich ins Mittel zu legen, sodann war auch sie besonders durch die Erhöhung des Militäretats, worin es der Herzog dem König von Schweden gleichthun wollte, sehr verletzt. Die Klagen am kaiserlichen Hof wirkten zwar drohende Schreiben, weil aber der Herzog auf den Beistand der Russen rechnete, die damals im Mecklenburgischen standen, und weil schon bekannt war, wie in der Regel den kaiserlichen Befehlen der Nachdruck fehlte, so kümmerte sich der Herzog um den Befehl, er solle alles wieder in den vorigen Stand setzen, und um die Drohung, daß, widrigenfalls der Herzog von Braunschweig mit der Reichsexecution beauftragt werden sollte, gar nichts, vielmehr wurden durch die im Mecklenburgischen einquartirten Russen die Einwohner so hart gedrückt, daß der Kaiser die Fürsten des niedersächsischen Kreises nebst dem obersächsischen und westphälischen Kreis wiederholt aufforderte, die Russen mit Gewalt fortzuschaffen, und, als es zu Ausführung dieser dem damaligen Deutschland viel zu viel zumuthenden Forderung natürlich nicht kam, den Czar durch Briefe endlich doch dahin (1717 Jul.) brachte, den größten Theil seiner Truppen aus Mecklenburg zurückzuziehen. Ein paar Tausend (3700) Russen behielt aber Herzog Leopold im Solde und das Land sollte die nöthige Summe zur Unterhaltung herschießen; weil nun insbesondere die Ritterschaft sich einer solchen ganz ungewöhnlichen Belastung nicht unterziehen wollte, so begann der Herzog aufs Neue solche Bedrückungen, daß der Kaiser endlich den Befehl zur Execution ausfertigen ließ. Doch kam

es erst nach einer abermaligen Gewaltthat des Herzogs, indem er (1718 Mai) gegen die Landräthe und Deputirten einen Proceß vor seiner Regierung anhängig machen und ihnen bei der Vorladung vor Gericht zugleich ihre bewegliche und unbewegliche Habe wegnehmen, d. h. sie selbst von Haus und Hof jagen ließ, zur wirklichen Execution durch braunschweigische Truppen, welche (1719 März 6.) erst bei Schwerin ein ihnen entgegenstehendes Heer Russen und Mecklenburger besiegten und dann die Rückkehr der Verjagten und Vertriebenen bewerkstelligten. Der Herzog konnte aber durch alles dieses nicht zur Nachgiebigkeit gebracht werden, und es ging das Gerücht, er wolle sein Land an Rußland durch Tausch abtreten. Die greuliche Wirthschaft, welche diese Barbaren seit dieser ihrer ersten Erscheinung in Deutschland trieben, hatte jedoch alle gegen sie vereinigt, und wenn auch Mecklenburg im offenbaren Rechte gegen seinen Herzog am Ende nicht Recht bekam, so durfte es sich doch wenigstens glücklich schätzen, nicht russisch geworden zu seyn.

Gelang es aber dem Czar auf diesem Wege nicht, so suchte er auf dem milderen und friedlicheren mit Deutschland in Verbindung zu kommen. Seinen einzigen Sohn Alexei vermählte er mit der Prinzessin Charlotte von Braunschweig, welche durch Schönheit und Geist wohl im Stande gewesen wäre einen Mann zu fesseln. Aber von der ersten Erziehung an, die Alexei durch seine Mutter Eudokia Lapuchin erhalten hatte, war er ein Feind der Neuerungen und nahm sich vor, einst alle Schöpfungen seines Vaters umzustoßen. Die Ehe des Prinzen, der seine Gemahlin schon deswegen nicht liebte, weil er auch in ihr ein Werkzeug der Plane seines Vaters erkannte, war höchst unglücklich, und Charlotte starb (1715) nach der Geburt eines Sohnes mehr aus Kummer als aus Krankheit. Peter schrieb am Tage ihres — der gewöhnlichen Erzählung nach übereilten — Begräbnisses an seinen Sohn einen strengen Brief, daß er sich bessern sollte, sonst würde er ihn vom Throne ausschließen. Der Sohn antwortete: er fühle sich zur Regierung nicht gemacht und wünsche Mönch zu werden. Peter gab ihm Bedenkzeit und trat eine Reise nach Kopenhagen an, um den nordischen Krieg in Verein mit

Dänemark fortzusetzen. Unterdessen verstrich der Termin, Alexei machte sich zu seinem Vater auf den Weg, flüchtete aber (1716 Sept.) von Königsberg aus nach Oesterreich, wo er den Schutz Kaiser Karl's VI., der mit der Schwester der verstorbenen Charlotte vermählt war, anflehte. Dieser verbarg ihn erst in Tyrol, dann auf dem Schloße St. Elmo in Neapel. Der Zufluchtsort wurde aber ausfindig gemacht, und ernstliche Vorstellungen des Czars nöthigten den Kaiser, den Flüchtling auszuliefern. Nun wurde (1718 Febr.) Alexei nach Moskau gebracht, wo ihn Peter erstlich vom Throne ausschloß, dann über sein Benehmen eine Untersuchung halten ließ, in welcher sich ergab, daß er fortwährend seinem alten Plane, nach seines Vaters Tod die Neuerungen umzustürzen, treu geblieben sei und selbst von Wien aus deshalb Briefe gewechselt habe. Ein aus 144 Personen, dem ganzen Senat und der hohen Geistlichkeit, zusammengesetztes Gericht verurtheilte ihn (1718 Jun. 24.) zum Tode. Dieser Spruch wurde auch bald darauf vollzogen, oder, um es mit den Worten neuerer Historiker auszudrücken, Alexei hörte den Spruch schreckensvoll an, fiel bewußtlos nieder und starb (Juli 6.), nachdem er zur Enthauptung verurtheilt gewesen war. Gewiß ist es ein großes Opfer gewesen, das Peter damit seinen Schöpfungen gebracht hat; aber freilich auch nur ein Barbar ist solcher Gewaltsschritte fähig. Das Schicksal der unglücklichen Prinzessin Charlotte ist von der Dichtung — jedoch vielleicht nicht ganz ohne historische Wahrheit — weiter verfolgt worden; die romantische Sage läßt sie im kaiserlichen Palaste ihres Gemahls nur zum Schein sterben, an ihrer Stelle eine Puppe beerdigt werden, sie selbst aber nach Amerika entfliehen, wo sie das Glück einer bürgerlichen Ehe viele Jahre lang genoß, bis sie endlich nach dem Tode ihres Gemahls, eines französischen Offiziers, in Europa den Rest ihrer Tage beschloß. — Von dieser Zeit an hat sich das russische Fürstenhaus, nicht wie es vorher Sitte war, aus den Töchtern des Landes, sondern aus den deutschen Fürstenhäusern seine Frauen, die Mütter seiner künftigen Fürsten, ausgesucht.

Mußte aber Peter auch die Hoffnung aufgeben, unmit-

telbar in die Angelegenheiten des deutschen Reichs eingreifen zu können, mußte er sich begnügen, nur durch mittelbare Unterhandlungen den Einfluß des russischen Reiches fühlbar zu machen, so blieb ihm doch außer der weiten asiatischen Herrschaft, die ihn auch Persien furchtbar machte, außer dem Einfluß auf das nach Karl's **XII.** Tod durch Adelsparteien zerrissene und geschwächte Schweden, der jedoch immer sein durch die schwedische Nationalität bestimmtes Ende haben mußte, der Einfluß auf das benachbarte unglückselige Polen. Hier war nach des tapfern Johann Sobieski Tod (1696) der Kurfürst August von Sachsen als August **II.** zum König von Polen gewählt worden; ein Mann, bekannter durch die Menge seiner Maitressen und seine Körperstärke, als durch irgend eine fürstliche Tugend. Da er an den Höfen von Versailles und Aranjuez einen Theil seiner Jugend zugebracht hatte, so war der Hof Ludwig's **XIV.** sein wie fast aller deutscher Fürsten Vorbild geworden; prächtige Feste, die Menge der Maitressen und natürlichen Kinder, welche eine Fürstin aus seiner Zeit in ihren Memoiren auf vierhundert angiebt, fraßen das Mark des Landes, und die Verschwendung des Fürsten nahm in geradem Verhältniß mit dem Elend der Unterthanen zu. Um die Aehnlichkeit mit Ludwig **XIV.** völlig zu machen, besaßen auch die Jesuiten ganz denselben Einfluß auf den König August, der, ein Abkömmling derjenigen Kurfürsten von Sachsen, welche das Lutherthum aufrecht erhalten hatten, um die blos glänzende sonst ganz werthlose Krone Polens zu erhalten, katholisch geworden war. In Polen hatte nicht nur die Reformation Luther's Wurzel geschlagen, sondern auch die griechische Religion war unter einem großen Theil der Bevölkerung ausgebreitet. Seit dem Absterben der Jagellonen (1572) existirte zwar eine sogenannte Duldung, aber die damals sich des größten Einflußes auf die Könige bemächtigenden Jesuiten wußten den Verfolgungsgeist so anzuschüren, daß gerade mit dem Ende des dreißigjährigen Kriegs (1648) ein furchtbarer Aufstand der zur griechischen Religion gehörenden Kosaken ausbrach, der mit dem Abfall aller Kosaken zu Rußland endigte. Unter der Regierung August's des Starken begannen

die Verfolgungen abermals, obgleich sowohl Preußen, das sich der Reformirten und Lutheraner annahm, als auch der russische Czar für sie verwendete. Es wurden ihnen die Schulen weggenommen, die Kinder in die katholischen Schulen zu gehen gezwungen, die sogenannten Dissidenten — unter welchem Namen man überhaupt alle Nichtkatholiken begriff — zur Beobachtung katholischer Religionsceremonien genöthigt, und ihnen der Zutritt zu Ehrenämtern versagt. Am schreiendsten war das sogenannte Trauerspiel in Thorn. Hier war (1724 Jul. 12.) bei einer Procession über das Kniebeugen ein solcher Tumult entstanden, daß das Jesuiten-Collegium gestürmt und von beiden Seiten arge Excesse verübt wurden. Die Jesuiten führten Klage, eine königliche Commission untersuchte die Sache, und es wurde (19. Nov.) über mehrere durchaus unschuldige Personen das Todesurtheil gefällt und (am 7. Dec.) auch wirklich an dem alten fast siebenzigjährigen Präsidenten Rößner und neun Personen, die sich nicht zur Glaubensänderung wollten bewegen lassen, vollzogen; die Marienkirche wurde den Lutheranern genommen und den Bernhardinern eingeräumt, das lutherische Gymnasium aus der Stadt hinaus verlegt, und zwei lutherische Prediger der Stadt verwiesen; die Hälfte des Rathes wurde mit katholischen Mitgliedern besetzt und auch in andern Dingen die Stadt hart behandelt. In dieser Sache nun nahmen sich, von der unläugbaren und himmelschreienden Ungerechtigkeit des Verfahrens gleichmäßig überzeugt, alle Fürsten, selbst katholische, des unterdrückten Rechtes an, am nachdrücklichsten aber Peter der Große, dem seit dem Frieden, welchen er mit Schweden zu Nystädt (1721) schloß, der russische Senat den Kaisertitel beigelegt hatte. Ihn vermochten besonders dazu die Verfolgung der in Litthauen wohnenden griechischen Christen und das Protektorat, welches er über alle Dissidenten, auch Reformirte, angenommen hatte. Es kam zwischen dem Kaiser und dem König August zu ernstlichen Erklärungen, ein Krieg wäre zu erwarten gewesen, als der Tod Peters (1725. Jan. 27.) diese Aufgabe seinen Nachfolgern hinterließ. Die Beschützung der Dissidenten oder Nichtkatholiken hat fort und fort dem russischen

Reiche

Reiche den Anlaß zur Einmischung in die Angelegenheiten Polens, zur Förderung und Nährung des ohnehin obwaltenden Parteigeistes, und endlich in Verein mit Oesterreich und Preußen zur Theilung und Vernichtung dieses alten Reiches gegeben.

Vergleicht man die Bedeutung des russischen Reiches, welche es bei Peter's Tod besaß, mit der Stellung, die es am Ende des siebzehnten Jahrhunderts gehabt hatte, so muß man gestehen, daß es in wenig mehr als dreißig Jahren um mehr als ein Jahrhundert vorgeschritten war. Vorher in seinen Grenzen eingeschlossen, nur selten durch Gesandtschaften mit dem Westen von Europa in Verbindung, ohne Flotte, im Besitz eines nach orientalischer Unbehülflichkeit zusammengesetzten Heeres, in Wissenschaften ganz arm, in Künsten unerfahren, in Sitten roh — besaß jetzt Rußland eine Seegrenze, durch welche es ein Meer beherrschte, hatte sich in solche Achtung bei allen Fürsten gesetzt, daß es Polen und Schweden wie Vasallenstaaten behandelte, und in den allgemeinen Angelegenheiten Europa's als eine entscheidende, stimmgebende Macht auftrat, was zuerst Peter's Nachfolgerin Kaiserin Katharina (1726) that, besaß es jetzt eine zahlreiche Flotte, ein nach europäischer Weise disciplinirtes Heer, und hatte in Wissenschaften und Künsten angefangen, einiges nach seinem nordischen Clima zu verpflanzen und sich seiner barbarischen Sitten zu entwöhnen. Wenn man dieß bedenkt, so wird man nicht anstehen, Peter den Großen zu nennen, als einen Mann von ungeheurer Willenskraft, der einen klar erkannten und bewußten Plan seinem Ziele zuzuführen verstand. Aber damit werden wir uns zu erinnern haben, daß die Größe selbst wieder ihre Abstufungen, ihre qualitativen und quantitativen Nüançen hat. Wie Mahomed, wie Dschingischan, wie Timur, so mag auch Peter der moskowitische Czar ein großer Mann genannt werden; Größe des Verstandes, soweit er bei slavischen Völkern gefunden werden kann, insbesondere List und Schlauheit, welche bei den meisten Menschen für Weisheit gelten, und eine energische Kraft des Willens sind seine nächsten Vorzüge. Sein Muth in der Gefahr, wie er z. B. nach der gewöhnlichen Erzählung bei einem Strelizen-

Aufstand (1697. Febr. 2.) sich ganz allein in das Haus, wo die Verschwornen waren, begab, oder wie er auf dem Ladogasee (1694) durch Sturm in Todesgefahr gerathend, sich schon durch Gebet zum Untergang vorbereitete, oder wie er von den Türken (1711) am Pruth eingeschlossen sich ebenfalls zum Opfer zu geben beschlossen hatte, — das sind großartige Züge, besonders dieser letzte; indessen sind Muth und List Eigenschaften, die auch der roheste Barbar, ja selbst das Thier besitzt. Höher ist anzuschlagen seine Erkenntniß der reellen Vortheile der europäischen Bildung, worin er wenigstens seinen Landsleuten voraus war, und wenn man erwägt, welche Hindernisse er hier zu überwinden, wie er mit offenen Aufständen und mit heimlicher Abneigung zu kämpfen hatte, wie er keinen Sohn hatte, den er als Gehülfen und Nachfolger seines Werkes sich hätte an die Seite stellen können, so liegt wohl hierin der eigentliche Gipfel seiner Größe. Seine Gemahlin Katharina, welche die Dichtung ebenfalls mit schmeichelnden Farben geschmückt hat, scheint weder besondere Reize noch einen wahrhaft hohen Geist, noch endlich Feinheit der Bildung besessen zu haben; sie folgte ihm in der Regierung, durch eine Hofkabale, nicht durch seinen Willen, obgleich er sie (1724) zur Kaiserin hatte krönen lassen. Wegen eines offenkundigen Liebeshandels mit einem Kammerherrn, den er hinrichten ließ, dürfte sie bei längerem Leben eher gewärtig haben seyn dürfen, verstoßen als zu seiner Nachfolgerin erklärt zu werden. Sie war seit vielen Jahren seine Gefährtin, aber nur der Name des Gemahls und die wunderbare, nie wiederholte Erscheinung, daß ein armes Mädchen sich bis zur Kaiserin des russischen Reiches erhob, hat ihren Namen denkwürdig gemacht. Außer ihr aber konnte Peter nur Menzikoff seinen Vertrauten nennen, einen Menschen, den er selbst vom herumziehenden Pastetenbäckerjungen wegen großer Anlagen von solcher Art wie er selbst besaß, bis zum nächsten Mann nach sich erhoben, mit Würden aller Art geschmückt, mit Reichthümern übersättigt hatte, ohne jedoch seine ganz gemeine Habsucht und seine Betrügerei hemmen zu können. Auch er sah wahrscheinlich bei Peter's längerem Leben seinem Sturze entgegen, und ihm wie der Kaiserin kam

der plötzliche Tod Peter's, der sich nicht mehr bestimmt über die Nachfolge aussprechen konnte, sehr gelegen. Peter hatte den Fürsten Menzikoff wiederholt halbtodt geprügelt und ihn dennoch gleich darauf wieder auf den schändlichsten Bestechungen ertappt. Wenn nun dieser Mann der Einzige war, dem Peter die Förderung der von ihm angefangenen Civilisation anvertrauen zu können glaubte, mag man sich selbst einen Begriff von den Uebrigen machen, und die isolirte Größe Peter's wird dadurch noch greller hervortreten.

Wie unbestritten aber auch die rohe Größe Peter's seyn möge, so fehlte ihm doch ganz und gar jeder sittliche Adel. Was man in Westeuropa Gefühl für Ehre und Schicklichkeit nennt, war ihm so fremd als — um nicht zu sagen einem Thier — dem seiner Sinne nicht Mächtigen, Betrunkenen. In den Denkwürdigkeiten der Franzosen und Deutschen, die an seinem Hofe sich aufhielten, sind Dinge von unzweifelhafter Wahrheit erzählt, welche an keinem Hofe, selbst nicht an dem französischen, vorkommen konnten; denn hier war die Unsittlichkeit doch meistens durch den äußern Schein überschleiert. Man muß solche Erzählungen freilich nicht in den russischen Geschichtsbüchern aufsuchen, die an solche Dinge aus purem Respekt gar nicht zu denken wagen, und durchgängig alle nur die zu lobenden Gegenstände hervorheben. Und freilich kann man ihnen das nicht verdenken, denn Peter war es, der dem ungeheuren Koloß des russischen Reiches zuerst ein Bewußtseyn seiner selbst einflößte, den russischen Namen durch Europa furchtbar machte, und der romanisch-germanischen Bevölkerung des Abendlandes, die in viele einzelne Staaten getheilt dennoch durch ein geistiges Band zu einem Ganzen vereinigt ist, die rohe Masse der slavischen Bevölkerung des Morgenlandes, als eine furchtbare Nebenbuhlerin, gegenüber stellte. So sind seitdem in Europa die zwei Gegensätze, die Bewegung und der Stillstand, durch den Westen und den Osten repräsentirt; hier die gefesselte Materie, die rohe Masse, dort der strebende Geist, die Intelligenz. Möge an einem andern Ort über die Früchte dieser von Peter ausgestreuten hundertjährigen Saat geurtheilt werden; indessen wird uns wohl vergönnt seyn, das im Ein-

gang ausgesprochene Urtheil über die slavische Nation, deren Fähigkeit, sich Formen anzueignen, ganz ausgezeichnet ist, bei der aber noch bis auf diesen Tag sowohl in Kunst als in Wissenschaft diejenige Ausbildung, welche sie dem Abendland gleichstellen könnte, noch nicht hervorgetreten ist, als ein durch den ganzen Lauf des Jahrhunderts bestätigtes zu erklären. Die slavischen Völker mögen immerhin große Reiche bilden, Kriege führen und Schlachten gewinnen, die edleren Vorzüge des geistigen Erwerbs sind den germanisch-romanischen Nationen vorbehalten.

Zu diesen werden wir zurückkehren, und die Verhältnisse Deutschlands in der Mitte des vorigen Jahrhunderts betrachten.

XI.

Deutsche Zustände vor dem siebenjährigen Kriege. Friedrich der Große.

Rückblick auf das Verhältniß des slavischen Stamms zum übrigen Europa. — Ueberblick des übrigen Europas. 1. Frankreich, 2. Spanien, Portugal und Italien. 3. England. 4. Das deutsche Reich. — Französische Sprache und Sitte in Deutschland. 1. Sprache. 2. Sitte der Höfe. a. Baden. b. Hanau. c. Darmstadt. d. Würtemberg. — Die Grävenitz. — Karl Alexander. — Der Herzog Karl Eugen. — Urtheil eines Deutschen, — einer Engländerin. — Preußen. Friedrich Wilhelm I. — Friedrich IV. — Militärische Thätigkeit. — Die schlesischen Kriege. — Der siebenjährige Krieg. — Administrative Thätigkeit. — Politischer Einfluß. — Friedrich's Bedeutung für Deutschland.

In der letzten Unterhaltung bin ich hauptsächlich darauf ausgegangen, das Verhältniß des slavischen Stammes zu dem germanisch-romanischen Stamme zu bestimmen und glaube folgende Punkte besonders hervorgehoben zu haben. Erstens, daß vor dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die slavische Nation für die übrigen europäischen Verhältnisse nur eine ganz untergeordnete Bedeutung hatte, indem die Polen, welche bereits einige europäische Kultur angenommen hatten und durch die katholische Religion mit den übrigen Staaten in Verbindung standen, mit diesen dennoch auf keine Weise gleichen Schritt halten konnten, und durch ihre innere politische Auflösung ihrem Untergang als Staat geradezu entgegen gingen, die Russen oder Moskowiter hingegen absichtlich sich abschlossen und von dem übrigen europäischen Wesen nichts annehmen wollten. Zweitens, daß die Natur des slavischen Stammes, von dem wir hier hauptsächlich die Russen im Auge haben, gegen die übrigen Völker gehalten, keinen eigenthümlichen geistigen Trieb besitzt, wie er über das Abendland, den Westen von Europa, im reichen Maaße ausgegossen ist, wofür die im Reich der Wissenschaft und der Kunst, auf dem

Gebiete der Erfindungen und Entdeckungen unerschöpfliche Productionskraft der abendländischen Völker, verglichen mit der Indolenz der Slaven, welche von Geschlecht zu Geschlecht sich bei den rohesten Hülfsmitteln, den dürftigsten Einrichtungen unwandelbar genügen lassen, der unwidersprechlichste Beweis ist. Drittens, daß Peter der Große eben darum dieses Beinamens würdig ist, weil er ganz allein den großen Gedanken faßte, seinem Volke die Vortheile des Abendlandes zuzuwenden, und weil er bei diesem Vorhaben ungeheure Hindernisse zu besiegen hatte, theils durch die offene Widerspenstigkeit der Anhänger der alten Sitten und Gebräuche, theils durch die Unempfänglichkeit selbst der Besserwollenden, bei denen der Gehorsam gegen den Czar ein größeres und mächtigeres Motiv war, als die Einsicht von den Vortheilen, welche die geistige Umwälzung Peter's seinem Lande gewähren sollte, theils durch die moralische Rohheit und Brutalität, welche der Czar um so weniger bei seinen Landsleuten zu vertilgen vermochte, als er von ihr selbst nach wie vor beherrscht wurde, und welche also dem erfreulichen Gedeihen seiner Pflanzung insofern ein wesentliches Hinderniß in den Weg legte, als die Aneignung äußerlicher Formen zwar durch Gewalt oder durch glimpfliche Mittel erzwungen werden konnte, die innere Anlage aber nach wie vor in steter Opposition verharrte. Wie aber das Verharren beim Alten, Gewohnten ein Charakterzug der Slaven im Allgemeinen ist, also hat auch die große russische Monarchie seit ihrem ersten Eintreten in den Verband der übrigen Nationen Europa's als erste Aufgabe ihrer Bestimmung — sei es nun bewußt oder unbewußt — das Princip der Stabilität übernommen, und hält dadurch dem Fortschritt der germanisch-romanischen Nationen ein zu Zeiten allerdings nothwendiges Gegengewicht.

Indem wir nun nach dieser Einführung des russischen Reiches in das übrige Europa zur Verfolgung der historischen Ereignisse da, wo wir die Erzählung abgebrochen haben, übergehen, finden wir zunächst folgende Verhältnisse vor. Frankreich war unter Ludwig XIV. durch die concentrirte Kraft dieses Landes, das an Hülfsquellen der Natur unerschöpflich ist und mit Recht von seinen Bewohnern als la

belle France geliebt und gepriesen wird, zur ersten Macht Europas gehoben worden, und selbst die ungeheuren Verluste, welche es in dem spanischen Erbfolgekrieg erlitten hatte, wodurch eine völlige Erschöpfung zu erwarten gewesen wäre, hatte es in kurzer Zeit wieder ersetzt und ausgefüllt. Indessen bereitete sich in seinem Innern ein Uebel vor, welches gerade deswegen, weil es lange Zeit nicht bemerkt noch geahnet wurde, desto furchtbarer um sich griff und gleich einem heimlich fressenden Feuer alle Grundfesten, auf denen ein Staat gebaut ist, untergrub und vertilgte: eine totale Zerrüttung der Finanzen, das Vorspiel zu einem Staatsbankerott, eine vom Hof ausgehende und durch die Religion nicht gehemmte Zerrüttung aller guten Sitte, aller Achtung für Rechtlichkeit, Biederkeit, Keuschheit, Wahrheit und Gerechtigkeit, und eine damit zusammenhängende Zerrüttung des Glaubens an die Heiligkeit der bestehenden Einrichtungen, welche theils wegen ihres völligen Kontrastes mit den Forderungen der Wirklichkeit lächerlich gemacht, theils als erwiesen unbrauchbar bezeichnet wurden, und welche umzustoßen am Ende für das sicherste Mittel gehalten wurde, einen besseren Zustand der Dinge herbeizuführen. Spanien und Portugal lagen in lethargischem Schlummer, und gewährten eben so wenig wie das in verschiedene größere und kleinere Staaten getheilte Italien in den einzelnen Regungen, welche sie dann und wann machten, Hoffnung, daß sich ein besserer Zustand der Dinge in ihnen ohne eine totale Umformung aller ihrer politischen und socialen Verhältnisse gestalten werde. Mit frischer Kraft dagegen war England aus seiner Revolution hervorgegangen, und der Aufschwung dieses Landes schien das beste Zeugniß für die Zweckdienlichkeit und Güte seiner neugewonnenen Verfassung abzugeben. Den traurigsten Anblick gewährte das deutsche Reich. Von den schweren Wunden, die ihm der dreißigjährige Krieg geschlagen, hatte es sich noch nicht erholt, als schon aufs Neue Ludwig's XIV. unermüdete Kriegslust seine Grenzen bedrohte, seine Fluren verwüstete, seine Städte und Dörfer niederbrannte, und ganze Theile von ihm abriß, während auch der äußerste Nordosten von einem andern, dem großen nordischen Krieg, gleichzeitig

wenigstens bestreift wurde, und die innere Zersplitterung durch den Religionshaß, den Verfolgungsgeist, welchem der westphälische Friede zwar ein äußerliches aber doch nur sehr schwaches Ziel zu setzen suchte, noch nachtheiliger wirkte als selbst diese Kriege, deren sich das Reich gleich einem verwundeten und ermatteten Kämpfer nur mit immer schwächer und schwächer werdenden Waffen erwehrte. Der deutsche Name war bei dem Auslande verächtlich geworden und, was das Schlimmste war, der Deutsche selbst verlor immer mehr den kleinen Rest von Nationalgefühl, das doch selbst im Unglück noch beruhigen und aufrecht halten kann. Er besaß keine Literatur, die ihm einige Achtung vor dem deutschen Namen hätte beibringen können, seine eigene Sprache war hinter denen des Auslands in der Entwicklung zurückgeblieben, und wie konnte dem Volke verargt werden, in diese Mißachtung seiner selbst zu verfallen — gegen welche zwar einzelne auch nicht fruchtlos verhallende, aber doch vor der Hand noch schwache Stimmen sich erhoben, — wenn die Höfe der Fürsten insgesammt demjenigen Geiste huldigten, der von Versailles aus als das Muster fürstlicher Sitte und Lebensweise sich allgemein geltend zu machen wußte! Französische Sprache und Sitte griff nach dem Frieden von Nimwegen reißend um sich. Der Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Celle war mit einem französischen Fräulein d'Olbreuse vermählt, die so viele Franzosen an den Hof und unter die Offiziere gebracht hatte, daß sie angesehener waren als die Landeseingebornen. Da konnte es sich wohl fügen, daß einer von ihnen, wie sie zu Tafel bei dem Herzog waren, die Bemerkung machte, daß nur der Herzog kein Franzose wäre, und dieses mit der größten Unbefangenheit also äußerte: In der That, gnädigster Herr! es ist recht komisch, es ist kein Fremder hier als Sie. Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts war der Gebrauch der französischen Sprache bereits das sichere Zeichen der zu den gebildeten Ständen gehörenden Personen. Die Gemahlin des Kurfürsten von Brandenburg, Sophie Charlotte von Hannover, Schwester des ersten englischen Königs aus diesem Hause, benützte diesen Umstand zur Befriedigung einer kleinen Rachsucht. An dem Hofe ihres Gemahls hatte ein Herr von

Kolbe, der sich vom Kaiser die Standeserhöhung zum Titel und Rang eines Grafen von Wartemberg verschafft hatte, den größten Einfluß auf den Kurfürsten, der ihn später auch zum Premier-Minister machte. Er war mit einer Wirthstochter aus dem Clevischen vermählt, die ohne großen Geist oder besondere Bildung dennoch ihren Mann außerordentlich beherrschte und sogar den Kurfürsten selbst in ihren Fesseln gehabt haben soll. Natürlich aber wurde sie in dem Cirkel bei der Kurfürstin nicht zugelassen. Da benützte Wartemberg das sehnliche Verlangen der Fürstin, aus der steifen Etikette des Berliner Hofes auf einige Zeit zu ihrer Mutter nach Aachen zu entweichen, und erwirkte ihr von ihrem Gemahl die Erlaubniß und Carte blanche für ihre Reisekosten, erbat sich aber dagegen die Gnade, daß seine Frau bei ihr zugelassen würde. Die Kurfürstin sagte zu und hielt Wort; indessen konnte sie sich nicht enthalten, die Gräfin Wartemberg dadurch zu demüthigen, daß sie sie jedesmal französisch anredete, was diese nicht verstand. Darin, setzt der Herr von Pöllnitz hinzu, konnte man denn ganz gut die Niedrigkeit ihrer Geburt sehen; denn Personen von einigem Rang redeten diese Sprache am Berliner Hof schon ganz gewöhnlich.

Mit der Sprache war aber die Sitte der Franzosen an die deutschen Höfe und zwar so übergegangen, daß auch die alte Erbsünde der Deutschen, das Zechen, noch nebenbei festgehalten wurde. Das Beispiel Ludwig's XIV. wirkte fast auf alle Höfe gleich verderblich, doch kann man sagen auf die kleineren noch verderblicher als auf die großen. Am österreichischen Hof vielleicht am wenigsten; desto verderblicher an dem sächsischen, dessen Herr, der Kurfürst August, sich gegen das Opfer seiner angeerbten Religion den polnischen Königsthron erkaufte und durch seine Maitressenwirthschaft alle anderen Fürsten weit überbot. Da der Staatshaushalt im galanten Sachsen, der auf gleiche Weise, nur ohne Maitressenwirthschaft, von dem Nachfolger fortgeführt wurde, ziemlich bekannt ist, da der Name des verschwenderischen Grafen Brühl noch heute mit der verdienten Verachtung genannt wird, so mögen einige andere Staaten, auf die man gewöhnlich weniger blickt, als Beispiele der übrigen dienen. Der

Markgraf Karl von Baden-Durlach, der Erbauer von Karlsruhe, ein übrigens thätiger und nicht unwissender Fürst, hielt sich anstatt der Kammerherren sechzig Kammerfrauen, die immer zu acht den Dienst bei ihm hatten, als Sängerinnen und Tänzerinnen gebildet waren, als solche auf dem Hoftheater und in der Hofkapelle Dienste thaten, und, wenn der Markgraf ausritt, als Husaren gekleidet ihn begleiteten. — Am Hof des letzten Grafen von Hanau, nach dessen Tod diese Grafschaft an Hessen fiel, ging es, wie Pöllnitz erzählt, so angenehm zu, als man nur wünschen konnte. Wer ankam, wurde auf das Stattlichste bewirthet, vom Herrn bis zur Dienerschaft; noch bis zum Schlafenlegen hatte der Kellermeister für einen Schlaftrunk in Wein oder Bier zu sorgen; der Fremde genoß einer unbedingten Gastfreundschaft. Der Graf von Hanau, sagt der Erzähler, ist ein sehr höflicher (civil) Herr. Dann fährt er fort: abgöttisch hält er auf die Jagd; einen Hirschen auf seinem Grund und Boden zu tödten, ist ein unverzeihliches Verbrechen. Nicht minder schont er die kleine Jagd, Hasen, Kaninchen und Rebhühner. Alle diese Thiere verheeren die Felder, allein das macht dem Grafen Spaß; der arme Bauer muß seine Steuer zahlen und darf kein Wort sagen. Am Darmstädter Hofe war es nicht anders: der Landgraf hatte eine ganze Menge Hofräthe und Kammerherren; aber noch mehr Jagdofficiere und Jäger. Das Land ist nicht nur ganz besonders für die Hirschjagd geeignet, sondern auch besonders dazu gepflegt. Pöllnitz sah Hirsche bis an die Ringmauer der Stadt kommen, von seinem Bette aus hörte er sie während der Brunstzeit schreien. Diese große Menge Wild liegt dem Landmann sehr zur Last, der Tag und Nacht auf dem Felde seyn muß, um seine Aecker zu hüten. Daß er sich aber am Wild selbst nicht vergreifen durfte, war natürlich; denn obgleich es bei allen Souveränen streng bestraft wurde, ein Wild getödtet zu haben, so hielt doch der Landgraf und sein Erbprinz auf der Ansicht, daß der Wilddieb als ein Mörder zu betrachten seie, fester als jeder andere Fürst. — In Würtemberg trat der Herzog Eberhard Ludwig (1693) das Regiment des durch eine vormundschaftliche Regierung und die Einfälle der Franzosen unter Ludwig XIV. furchtbar zer-

rütteten Landes an und machte nachher den spanischen Erbfolgekrieg, der bis an seine Beendigung die Kräfte Würtembergs in Anspruch nahm, ebenfalls mit. Als nach dem Rastadter Frieden das Land der Kriegssteuern los zu werden hoffte, mußte es, den Verträgen mit dem Herzoge entgegen, die Unterhaltung der Miliz auch in Friedenszeiten übernehmen, was nicht sowohl wegen der Anzahl der Soldaten, als wegen des kostbaren Fußes und der vielen Offiziere sehr lästig war. Besonders hatte der Herzog eine so kostbare Garde zu Pferd, daß man dafür ein ganzes Regiment hätte halten können. Dazu kam, daß der Herzog seit 1708 ein Fräulein von Grävenitz, die ihm der Fürst von Hohenzollern-Hechingen recommandirt, als Maitresse angenommen und seine Gemahlin, eine Prinzessin von Baden, verlassen hatte. Die Herzogin klagte deshalb beim kaiserlichen Hofe, und die Grävenitz, von Geburt aus Mecklenburg, mußte aus dem Land. Allein nun wurde das Uebel nur ärger; der Herzog ritt ihr nach und hielt sich eine Zeitlang mit großen Kosten zu Genf bei ihr auf. Mittlerweile suchte man der Herzogin beizukommen, um einen Scheidungsgrund zu erhalten, allein das gelang nicht. Da traf man endlich den Ausweg, daß die Grävenitz einen gewissen Grafen von Würben heirathete, den der Herzog zum Landhofmeister machte, aber sogleich mit einer Pension von 5000 Gulden außer Lands schickte. Nun konnte man doch dem Herzog nicht wehren, die Frau seines ersten Ministers öffentlich an seinem Hofe zu haben; die Dehors waren gerettet, auch schien der kaiserliche Hof keine Lust zu haben, sich weiter in eine so mißliche Geschichte zu mischen. Die Grävenitz mit ihrem Bruder, der Premier-Minister und Oberhofmarschall wurde, wurde sogar in den Reichsgrafenstand erhoben. Fehlte ihr nun auch der Name der Gemahlin, wiewohl sie heimlich mit dem Herzog kopulirt war, so benahm sie sich doch ganz als regierende Fürstin. Am Hof und im Ministerium wurden alle Personen entfernt, die ihr nicht genehm waren, und sie bildete nun ein eigenes Cabinet oder geheimes Conferenz-Ministerium, worin ihr Bruder und ihr Neffe saß, und sie selbst natürlich großen Einfluß behauptete. Dabei blieben, theils weil man nicht fertig wer-

den konnte, theils weil man durch Eigennutz geleitet wurde, eine Menge Sachen liegen. Vor allen Dingen aber suchte sie sich zu bereichern, wozu sie die Einrichtung einführte, alle Aemter, sowohl die dem Herzog als auch die den Communen zustanden, zu verkaufen. Außerdem mußten die Beamten der herzoglichen Kammer starke Vorschüsse machen, und endlich eine Caution baar erlegen. Die Folge dieser Einrichtung war, daß die Beamten die ihnen als Chatouillegelder, als Vorschüsse, als Caution abgenommenen Summen von dem Land auf alle Weise wieder zu erpressen suchten. Indessen reichte das Alles zu den ungeheuren Ausgaben nicht hin. Der würtembergische Hofstaat war einer der zahlreichsten in Deutschland; der vielgereiste Pöllniz sagt, man könne keinen bessern Marstall sehen als in Stuttgardt; von Jagdbedarf war Alles auf's Vollständigste vorhanden; es gab ein französisches Theater, wo freier Eintritt stattfand; Bälle, Concerte, Maskeraden fehlten nicht und wechselten mit den gewöhnlichen Abendunterhaltungen bei der Favoritin ab, an denen, wie an andern großen Höfen, hoch gespielt wurde. Um die Mittel zu einer solchen Hofhaltung aufzubringen, mußte man Geld aufnehmen wo man nur konnte, man versetzte Revenüen, so daß eine Zerrüttung der greulichsten Art eintrat, und die Dienerschaft oft Jahre lang auf ihren Gehalt warten mußte. Dem Herzog wußte die Maitresse den Zustand seines Landes ganz und gar zu verbergen, oder auch er kümmerte sich wenig darum; vielmehr erhielt sie außer Geld und Juwelen auch verschiedene Güter zum Geschenk, ihr Bruder desgleichen. Versuche, den Herzog auf andere Gedanken zu bringen, fruchteten so wenig, daß ein Herr von Forstner, ein vieljähriger Günstling des Herzogs, weil er sich mit der Maitresse nicht vertragen konnte, aus dem Lande mußte, und weil er nun in Briefen Alles, was er von ihrem Leben kannte, aufdeckte, vor Gericht geladen und in effigie gehenkt wurde. — Das für Würtemberg unvergeßliche Denkmal an die Grävenitz oder Würben ist die Stadt Ludwigsburg, welche von dem Herzog, um seiner Gemahlin, die im alten Schloß zu Stuttgardt wohnte, enthoben zu seyn, erbaut wurde. Anfangs ein unbedeutendes Jagdschloß, fern von jedem Fluß und der Haupt-

straße, wurde es durch die Laune des Herzogs erweitert und eine ganz neue, kostbare Residenz gegründet, zu der man mittelst Privilegien und Freiheiten Einwohner herbeizuziehen suchte, oder auch die Städte und Aemter nöthigte, Häuser zu bauen, die der Herzog nachher sofort wie sein Eigenthum betrachtete. Während sich vor der allmächtigen Favoritin Alles beugte, blieb nur die Geistlichkeit unerschütterlich bei der Weigerung, sie ins Kirchengebet aufzunehmen. Sie sei schon darin begriffen, sagte der Prälat Oſiander, man denke jedesmal an sie, wenn man bete: Und erlöse uns vom Uebel.

Diese Herrschaft der Grävenitz dauerte gegen zwanzig Jahre, bis die Kinderlosigkeit des Erbprinzen, die übermüthige Laune der Maitresse, vielleicht auch die Vorstellungen des Königs von Preußen und die zunehmenden Jahre des Herzogs diesen kälter gegen sie machten und zwei Jahre vor seinem 1733 erfolgten Tode eine Aussöhnung mit seiner Gemahlin und Entfernung der Grävenitz, die, weil sie sich nicht gutwillig fügte, nach Urach gebracht wurde, herbeiführten. Daß man nach dem Tode des Herzogs gegen die Maitresse einen Prozeß einleitete, der jedoch zu nichts führte, weil sie bei dem Kaiser und dem König von Preußen Schutz fand, fügen wir noch zu dieser Geschichte hinzu.

Wie nun der nächste Agnat, Herzog Karl Alexander, die Regierung antrat, that er es mit einem Patent, worin er unter anderem auch sagte: er wolle nicht ermangeln, mit landesväterlicher Sorgfalt und unermüdetem Eifer alles dasjenige fleißig zu Gemüthe zu ziehen, wodurch sowohl die Ehre Gottes, dem er einst von dem anvertrauten Regiment Rechenschaft zu geben gedenke, befördert, als auch die allgemeine wahre Wohlfahrt seiner sämmtlichen lieben Unterthanen erhalten werde, er wolle sich durch keine Mühe und Schwierigkeit von dem, was zum Flor seiner Lande gereichen möge, abhalten lassen; vor allen Dingen erkenne er die Gerechtigkeit als die wahre Grundsäule eines Staats: er gedenke, daß in Zukunft nach der altberühmten würtembergischen Treu und Redlichkeit gehandelt werden möge, und thue diese seine Willensmeinung gleich beim Antritt seiner Regierung seinem ganzen Lande kund. Nun mag auch an der guten Absicht

des Herzogs nicht gezweifelt werden, aber der Ausgang war ganz anders. Der Herzog hatte bisher in kaiserlichen Diensten, zuletzt in Ungarn, gestanden, war katholisch geworden, und war an Lustbarkeiten und Genüsse aller Art gewöhnt. Weil es nun bei dem ganz erschöpften Zustand des Landes an Geld fehlte, so bekam der Jude Joseph Süß Oppenheimer, den der Herzog mit ins Land gebracht hatte und der schon vorher Lieferungen und Geld für ihn besorgt hatte, alle Geschäfte in die Hände. Dieser wußte erstlich den Prozeß mit der Familie Grävenitz, die sich, wie gesagt, an Kaiser und König wendete, gegen Geld so abzumachen, daß sowohl sie als ihr Bruder auf ihre Güter verzichteten, sodann bekam er das Münzwesen, welches ungemein stark betrieben wurde, und endlich alle anderen Regierungssachen. Hiezu diente ihm die vom Herzog gegen die vorigen Beamten angeordnete Untersuchungscommission, aus der eine bloße Geldschneiderei wurde, und alle Beamte, sie mochten etwas oder nichts, viel oder wenig verschuldet haben, Geld zahlen mußten. Dabei blieben die Schuldigen doch im Amte, den Unschuldigen aber wurden große Summen abgenöthigt. Es wurde ein eigenes Fiskalatamt errichtet, wovon der Jud Präses war, welches alle Strafen nach Willkühr ansetzte und nach und nach auch alle Justizsachen hieher zog. Ebenso wurde auch ein Gratialamt errichtet, wovon der Jude auch Director war, und welches alle Bedienstungen und Gnadensachen verkaufte. So wurde dem Herzog das Aemterkaufen wieder eingeredet, weil der Jud sagte: die Leute gäben es gerne, und nähme es der Herzog nicht, so bekämen es doch nur die Minister. Selbst die geistlichen Stellen sollten verkauft und zu einem heimlichen Fonds angelegt werden. Auch andere Plane, die nur wegen Widerspruchs der Stände nicht ausgeführt wurden, z. B. ein Pupillenamt, durch das alle Waisengüter verkauft und das Geld in einer gemeinsamen Kassa zu Stuttgardt angelegt werden sollte, waren von dem Juden, der zuletzt geheimer Finanzrath wurde und (1737) einen völligen Freibrief für seine Geldschneidereien bekam, projektirt worden. Von dem auf diese Weise aufgebrachtem Gelde fiel nicht nur ohnedies ein bestimmter Antheil an den Juden, sondern er wußte auch den

Rest durch den Juwelenhandel dem Herzog so abzuschwatzen, daß man immerfort Geld aufnehmen mußte, zumal der Hofhalt überaus kostspielig war. In den 3 Jahren von Karl Alexander's Regierung waren gegen 800,000 Gulden nur für Stellenverkauf und dergl. durch den Juden zusammengebracht worden. Dabei ging die alte Wirthschaft im Uebrigen ganz ungehindert ihren Gang. Bei einer Sängerin fand man, als nach dem plötzlichen Tode des Herzogs untersucht wurde, außer vielen Kleidern 5000 Gulden und 150 Sackuhren. Der Wildschaden aber eines einzigen Jahres (1738), nachdem im vorhergehenden (1737) drittehalbtausend Hirsche, viertausend Wild- und Schmalthiere, und ungefähr fünftausend wilde Schweine geschossen worden waren, wurde immer noch gegen 400,000 Gulden angeschlagen. Diesem greulichen Unwesen machte der Tod des Herzogs ein Ende. Der Herzog hatte ein Uebel am Fuße, gegen welches er die Arznei eines gewissen Huldezop in Danzig gebrauchte, gegen Anrathen der Aerzte, und selbst auch nach Danzig reisen wollte. Da feierte er noch den Carneval zu Ludwigsburg, gab noch allerlei Anordnungen, spielte noch mit dem Juden Süß und schenkte ihm seinen Gewinnst, als er kaum in sein Schlafzimmer getreten vom Schlage getroffen wurde. Vergebens hatte er noch gerufen: Arznei her, Pater Kaspar her! aber der Pater Kaspar, sein Beichtvater, saß im Wirthshaus, aß Austern und trank Tyroler, und der Herzog mußte sterben, wie es ein gleichzeitiger Bericht nennt, **sine lux et crux**, nur von seinen Bedienten umgeben. „Als „die Section vorgenommen wurde, fand man Herz und Kopf „völlig gesund, ein Geschwür in der Lunge völlig ausgeheilt; „den Magen legte man gleich zurück: die Brust aber war „vom Staub und Rauch und Dampf des Carnevals und „Opern so voll, daß eine **suffocatio sanguinis** nothwendig „erfolgen müssen". Es ist bekannt, daß der Jud Süß nebst seinen Gehülfen und Kreaturen sofort gefangen genommen und zur wohlverdienten Strafe am Galgen gezogen wurde; wenn man aber bedenkt, daß der nun folgende Regent, der bekannte Herzog Karl, in Verschwendung und eigenmächtiger Willkühr, die mitunter zum Guten gerichtet seyn mochte, seinen Vorfahren nichts nachgab, ja daß er sogar selbst in

spätern Jahren von den Kanzeln herab ein Geständniß seiner schlechten und fehlerhaften Regierung vorlesen ließ, so wird man wahrlich zweifeln, ob geschichtliche Thatsachen ein belehrendes Vorbild, einen Zügel für die unbändige Natur der Menschen abzugeben vermögen, und begreifen, wie in einem sonst an Tüchtigkeit der Gesinnung ebenso wie an Reichthum der Natur unverwüstlichen Lande das freilich auch auf dem Asperg abgebüßte Gedicht auf die stolzen Fürstentrümmer, bei deren Anblick den Wanderer Entsetzen packt, hat nothwendig entstehen müssen. Ein Deutscher damaliger Zeit (1755) sagt: wann unsere Höfe sagen, daß sie an einen Gott glauben, so traut man's ihnen in soweit zu, dann die Teufel glauben's auch und noch dazu mit Zittern: wann sie sich aber dabei Christen nennen wollen, so ist solches blos in dem Kanzlei-Stylo zu verstehen, nach welchem der Kaiser sich unüberwindlich und ein Fürst den andern, dem er Land und Leut geraubt, gleichwohl Euer Liebden nennt. Fügen wir nun zu dieser Schilderung des deutschen Fürstenlebens von seiner Nachtseite noch das Urtheil einer geistvollen Engländerin, die (1716) durch Deutschland reiste: es ist unmöglich, nicht den Unterschied zwischen freien Städten und denen unter absoluten Fürsten, wie alle die kleinen Souveräne Deutschlands sind, zu bemerken. In jenen zeigt sich Verkehr und Wohlhabenheit. Die Straßen sind wohl gebaut, und voll sauber und einfach gekleideter Leute. Die Läden sind voll Waaren, das Volk ist reinlich und heiter. In diesen sieht man eine Art schäbigen Flitters, eine Anzahl schmutziger Personen von Stande in aufgedonnertem Prunk: garstige enge Straßen, ohne Ausbesserung, jämmerlich dünn mit Einwohnern besetzt und die Hälfte der gemeinen Leute als Bettler. Sie vergleicht jene mit einer reinlichen holländischen Bürgersfrau, diese mit einer armseligen Buhldirne, deren Kopfputz mit Bändern und Flitter glänzt, die aber abgetragene silberbesetzte Schuhe und einen zerrissenen Unterrock an hat; ein jämmerliches Gemisch von Laster und Armuth.

Wenn das eben Gesagte von den deutschen Fürstenhöfen als Regel gilt, so versteht sich von selbst, daß es auch Ausnahmen gab. Eine solche war z. B. der edle Herzog Ernst

von

von Sachsen-Gotha, der Bet-Ernst genannt, eine solche verdient auch der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen genannt zu werden. An dem steifesten und förmlichsten Hofe der Welt, dem seines Vaters, erzogen, hatte er von Anfang an einen so gründlichen Widerwillen gegen dieses französische Unwesen, daß er fast in das entgegengesetzte Extrem verfiel. Gleich mit dem Antritt der Regierung schaffte er eine Menge des unnützen Hofstaates seines Vaters ab und führte am Hofe selbst eine Oeconomie ein, die bis zur Kargheit zu gehen schien und gegen die stattlichen Höfe zu Dresden oder Stuttgardt widerwärtig abstach. Er war sowohl in seinem Privatleben als auf dem Throne ein Mann, der die Grundsätze strenger Sittlichkeit und Rechtlichkeit, zu welchen ihn die pietistische Ansicht der Religion anhielt, auch im Leben beobachtete und von andern beobachtet sehen wollte; mit einem auf gewöhnliche Weise gebildeten Verstande betrachtete er alle diese poetischen Zuthaten des Lebens als Unsinn und Ueberfluß. Sein Vorbild war der holländische Bürger, ohne jedoch sich auf kaufmännische Spekulation einzulassen; er zog fremde Handwerker und Fabrikanten ins Land, bevölkerte mit ihnen seine ostpreußischen und lithauischen Länder, die noch von den frühern Kriegszeiten her sehr verheert waren, gewährte insbesondere (1732) den von ihrem Erzbischof vertriebenen Salzburgern Zuflucht, verwandelte Potsdam aus einem schlechten aus Fischerhütten bestehenden Ort in eine schöne Stadt, errichtete Gewehrfabriken und Seidenmanufakturen, und Waisenhäuser und Cadetenschulen. Seine Fehler, die ihn dem Auslande lächerlich, seinen Unterthanen furchtbar machten, entstanden aus einem Exceß seiner allerdings einseitigen Verehrung des Nützlichen. So war er, wie der erste König von Preußen seinem Hause die Königskrone erworben hatte, derjenige, welcher diese neuerrungene Würde durch ein respektables Kriegsheer unterstützte, das er stets auf 60,000 Mann hielt und durch die besten Officiere, vor allem den alten Fürsten Leopold von Dessau, auf das Trefflichste exercieren ließ, ohne übrigens kriegslustig zu seyn. Eine Uebertreibung dieses Soldatenwesens aber war seine Jagd nach großen Männern, indem er nicht blos alle besonders

großen Leute in seinem Lande ohne weiters wegnahm sondern einen förmlichen Menschenkauf und Menschenraub eingeführt hatte. Seine Werber waren fast über ganz Deutschland und einige Nachbarländer verbreitet; nur die Holländer, die es mit ihm deshalb verdarben, weil sie einen Officier, der ihnen Leute entführt hatte, hinrichteten, Bayern und der Bischof von Eichstädt ließen sich es nicht gefallen, die andern Staaten boten selbst die Hand; aus Oesterreich, Sachsen, Mecklenburg wurden ihm große Leute, wie eine Waare, zugeschickt; Peter von Rußland lieferte jährlich hundert Stück, wofür er Fabrikanten, geübte Unterofficiers, Ingenieurs erhielt. Einzelne Leute wurden mit wohl tausend Thalern bezahlt. Wenn er den Kaufmann und Handwerker als den nützlichsten Mann des Staates betrachtete, so ging er auf der andern Seite wieder so weit, daß ihm Gelehrsamkeit und Wissenschaft ein Gespötte war, daß ihm das Schauspiel, überhaupt alle Poesie, ekelhaft war, und er den verrückten Bartholdi eben so zum Professor in Frankfurt an der Oder machte, wie der gelehrte Gundling von ihm mit allem möglichen Hohn überschüttet wurde. Für alle gelehrte und geistreiche Unterhaltung mußte ihm sein Tabakscollegium, die Tabagie, dienen, die schon bei seinem Vater existirt hatte, von dem Sohn aber erst recht ausgebildet wurde. In einem besondern Zimmer fanden sich Abends die vom König dazu eingeladenen Gäste ein, man saß auf hölzernen Stühlen, rauchte Tabak, den man nach holländischer Weise an einer Torfkohle, die in einem Becken dastand, anzündete, und trank Bier. Als Unterhaltung diente Lektüre von Zeitungen, die irgend einer, meistens Gundling, vorzulesen und die Artikel zu erklären hatte. Wer nicht rauchte, wie z. B. der alte Dessauer, hatte doch seine Pfeife zum Schein im Munde. — Die Frömmigkeit des Königs war die starre der Hallenser Pietisten, welche ihn in seinem Haß gegen die Weltlust nur noch mehr bestärkten. Er wollte z. B. anfangs, daß die Polizeistunde am Sonntag um 9 Uhr eingehalten werden sollte, hob es aber später doch wieder auf, sowie er zuletzt auch die Gäste nicht mehr durch Patrouillen aus den Wirthshäusern treiben ließ, weil dieß seinem Einkommen schadete. Damen,

die seiner Meinung nach zu frei gekleidet waren, hatten sich harter Behandlung zu versehen; sehr oft nahm er gegen Personen, die seinen Ideen von Keuschheit zuwider handelten, das Recht selbst in die Hände, und auf den Straßen zitterten Frauen und Kinder, wenn man ihn nur von weitem kommen sah. Gegen Einzelne verfügte er Strafen, die kaum unter Türken und Barbaren vorkommen dürften. — Wenn er überhaupt in einem Punkt mit Ludwig **XIV.** zu vergleichen ist, so ist dies seine Ueberzeugung von der absoluten von Gott ausgehenden Gewalt der Fürsten. Ohne hier auf andere Beispiele einzugehen, ohne zu erwähnen, wie auf Einwendungen des Adels gegen eine Steuer von ihm geantwortet wurde — er werde den Junkern zum Trotz die Souveränität gleich einem **rocher de bronce** stabiliren, erinnern wir hier nur an die harte Behandlung seiner eigenen Familie, zumal seines Sohns, des Kurprinzen, den er wegen seiner Flucht, durch die er sich der väterlichen Tyrannei zu entziehen gesucht hatte, in engen Arrest bringen ließ, und sogar die Absicht, wenn auch nur im ersten Affekt, aussprach, ihn auf Leben und Tod anklagen zu lassen, seinen Freund aber, den Lieutenant Katte, den das Gericht zum Festungsarrest verurtheilt hatte, mit eigenmächtiger Schärfung der Strafe, zum Tod durch's Schwert (1730) verurtheilte. — Eine freilich nicht ans Leben aber doch ans Vermögen gehende Tyrannei war mit der Vergrößerung Berlins verbunden, wovon Folgendes ein Beispiel. Seit 1726 befand sich ein Herr von Nüßler als geheimer Rath in preußischen Diensten, Schwiegersohn des reichen hallensischen Kanzlers von Ludewig. Wie nun der König Berlin vergrößern wollte, ließ er auf der Friedrichstadt ganze Straßen abstechen, wo sich Einzelne gutwillig anbauten, die meisten aber gezwungen. Unter diesen war auch Nüßler. Er ging zu dem Obersten von Derschau, der vom König mit dem Häuserbau beauftragt war, und stellte ihm vor, er habe seit seinem vor sechs Jahren geschehenen Eintritt in den preußischen Dienst keinen Groschen Besoldung bekommen, sein Vermögen zugesetzt, und sei nicht im Stande zu bauen, am wenigsten in einen Sumpf oder Morast. Dieß half nichts, eben so wenig daß Nüßler

die Königin vermochte, sich bei dem Obersten für ihn zu verwenden. Es blieb dabei, er solle und müsse bauen. Nun wandte sich Rüßler an den König, erhielt aber gleich die Resolution: daß er sonder Raisonniren auf der ihm angewiesenen Stelle auf der Friedrichstadt ein Haus bauen oder aber Seiner Königlichen Majestät allerhöchsten Ungnade gewärtig seyn sollte (1733). Nun fing Rüßler, von seinem Schwiegervater und andern Personen unterstützt, freilich an zu bauen, das ganze auf einem Morast erbaute Haus kostete 12000 Thaler, war aber nach der Vollendung keine 2000 Thaler werth.

War also Friedrich Wilhelm auch kein Despot nach der Weise der übrigen Fürsten seiner Zeit, so war er es doch nach seiner eigenen Weise, und sein Tod (1740 Mai 31.) löste von seinem Lande und seiner Familie ein tyrannisches Joch, das er zum Theil in der besten Absicht über sie geworfen hatte. Sein Sohn Friedrich **II.** bestieg mit nicht gewöhnlichen Erwartungen der Welt den Thron, und man darf, ohne Schmeichelei und ohne dem gewöhnlichen Gerede huldigen zu wollen, behaupten, daß er sie erfüllt hat. Wenn in dem kurzen, uns hier zu Gebote stehenden Raum von der Bedeutung einer sechsundvierzigjährigen Regierung, die nicht blos für Preußen sondern für Deutschland und ganz Europa wichtig gewesen ist, Einiges gesagt werden soll, so müssen wir in der Voraussetzung, daß die Reihenfolge seiner Thaten schon bekannt ist, uns auf die Resultate seiner Thätigkeit beschränken, die wir theils als militärisch, theils als administrativ, theils als politisch-diplomatisch sowohl in ihrer Beziehung auf Preußen als auch auf Deutschland erkennen, und uns dadurch in den Stand setzen wollen, über diesen größten Mann der europäischen Welt im **XVIII.** Jahrhundert ein bestimmtes Urtheil zu fällen.

Der siebenjährige Krieg, welchem Friedrich hauptsächlich die Größe seines militärischen Ruhmes verdankt, ist der dritte und bedenklichste von den drei Kriegen, welche er zur Eroberung und Erhaltung Schlesiens geführt hat. Die von dem Großvater gegründete königliche Würde des brandenburgischen Hauses hatte durch den Vater zwar die Mittel erhalten, um sich noch höher zu heben; das von Friedrich Wil-

helm I. gebildete Heer belief sich bei seinem Tode auf 89000 Mann trefflich exercirter Leute, und seine Anführer stammten noch aus der Schule Eugen's und der übrigen Feldherren des spanischen Erbfolgekrieges, im Schatze befanden sich wenigstens über 8 Millionen Thaler, das Land war in zunehmender Blüthe, ein langer Friede hatte genug Kräfte gespart, um auch Unfällen des Kriegs muthig entgegen zu sehen; aber diese Ansprüche und diese Mittel mußten nothwendig dazu gebraucht werden, Preußen aus seiner bisherigen untergeordneten Stellung emporzuheben und nicht zur bloßen Exercirlust der Militärspielerei oder Königseitelkeit zu dienen. Dieß fühlte Friedrich und benützte die Ansprüche seines Hauses auf Schlesien, um sie nach dem Tod Kaiser Karl's VI., des letzten Habsburgers, der seiner Tochter Maria Theresia die ganze Erbschaft seines Hauses durch ein eignes Gesetz hatte zusichern wollen, geltend zu machen. Diese Ansprüche waren nicht so evident, um den Gegner sogleich von ihrer Gerechtigkeit zu überzeugen, aber auch keineswegs so aus der Luft gegriffen, um dem jungen König deshalb den Vorwurf einer ungerechten Eroberungssucht machen zu können; am gewissesten jedoch ist, daß der Zeitpunkt, welchen Friedrich wählte, der günstigste war, um sie zu realisiren. Denn gegen die junge Fürstin, die mit dem Lothringer Franz Stephan, Herzog von Toskana, vermählt war, erhuben sich nach und nach alle, die einst ihrem Vater versprochen hatten, sein Erbgesetz heilig zu halten; vor Allem Bayern, dessen Kurfürst Karl Albrecht das ganze österreichische Erbe und die Kaiserwürde in Anspruch nahm, und im Bunde mit ihm Frankreich, das diese Umstände benutzen wollte, um seinen alten Plan, Demüthigung des Hauses Oesterreich, auszuführen. Während nun von Frankreich und Bayern, die sich mit Preußen verbunden hatten, Maria Theresia in die größte Noth gebracht war, siegte auch Friedrich durch die Geschicklichkeit seiner Feldherren und die Bildung seiner trefflichen Reiterei in zwei entscheidenden Schlachten bei Molwitz (1741) und Czaslau (1742), worauf ihm Maria Theresia im Breslauer Frieden Schlesien abtrat. Sie, eine Fürstin von außerordentlicher Festigkeit und Entschlossenheit des Geistes, hatte, wie sie mit dem klei-

nen Prinzen Joseph auf dem Arm, Thränen im Auge, eine schöne Frau, auf dem Preßburger Reichstag vor die ungarischen Großen trat, eine solche Begeisterung unter diesen kräftigen Naturen erweckt, daß die ganze Nation in allgemeinem Aufgebot für ihre Königin Maria Theresia die Waffen ergriff, und sowohl die Bayern aus dem Lande geschlagen und München eingenommen, als auch die Franzosen aus Prag getrieben wurden. Wie nun bei diesem Glück der Königin, die sich auch trotzig weigerte, den von allen andern Kurfürsten gewählten Kaiser Karl **VII.** anzuerkennen, die auch von England unterstützt wurde, Friedrich befürchtete, es möchte auch ihm, was man in jener Zeit der Noth bewilligt hatte, wieder entzogen werden, schloß er mit dem unglücklichen bayrischen Kaiser und mit Frankreich ein Bündniß und begann unter dem Titel eines Bundesgenossen Karl's **VII.** den zweiten (1744) schlesischen Krieg. Auch in diesem blieb er fortwährend siegreich, Hohenfriedberg und Sorr waren seine Triumphe, der Tag bei Kesselsdorf beschloß die Reihe der Siege des alten Dessauers, und zu Dresden mußte ihm Maria Theresia, deren Gemahl nach Karl's **VII.** Tod (1745 Jan. 20.) zum Kaiser gewählt worden war, den Besitz Schlesiens abermals zusichern. Daß Friedrich nur um dieser Erwerbung willen die Waffen ergriffen hatte, lag am Tage; er legte, sobald er seinen Zweck erreicht hatte, die Waffen nieder und ließ seine Länder nun die Wohlthaten des Friedens länger als zehn Jahre genießen. Aber der Besitz Schlesiens war noch nicht unangefochten, obgleich auch in dem Aachner Frieden, den erst drei Jahre später (1748) die übrigen Mächte abschlossen, der Besitzstand Friedrich's ausdrücklich anerkannt wurde. Es kam, eilf Jahre nach dem Dresdner, acht Jahre nach dem Aachner Frieden, zu einem dritten schlesischen, dem siebenjährigen, Kriege.

Die entfernten Anlässe zu diesem sind aus den amerikanischen Verhältnissen zu entnehmen, indem zwischen England und Frankreich alte durch den Aachner Frieden nicht ausgeglichene Grenzstreitigkeiten obwalteten und bei der durch Nationalhaß beider Länder genährten Abneigung in offene Feindseligkeiten ausgebrochen waren. England wünschte, um

seine Ueberlegenheit geltend zu machen, einen Seekrieg, und wollte deshalb seine auf dem Continent verwundbare schwache Seite, Hannover, unter den Schutz Preußens stellen. Es wurde deshalb mit Friedrich ein Vertrag abgeschlossen, durch den sich Preußen zum Schutz Hannover's anheischig machte. War aber Frankreich über diese Parteinahme aufgebracht und die damalige regierende Maitresse Ludwig's XV., die Frau von Pompadour, durch Friedrich's Spott über sie und den König persönlich gereizt, so konnte Maria Theresia den Verlust Schlesiens nicht vergessen und hatte sich um Frankreich zu gewinnen sogar soweit erniedrigt, an die Pompadour zu schreiben und diese Person Cousine zu betiteln. Zu diesen zwei Damen kam noch Elisabeth Kaiserin von Rußland, die Tochter Peter's des Großen, die bald nach Friedrich (1741) auf den Thron gekommen war und sich gleich der Pompadour durch seinen Spott über ihre gemeine und liederliche Lebensweise beleidigt gefunden hatte. Daß diese drei Fürstinnen beschlossen hatten das erst seit Kurzem emporgekommene Preußen zu erniedrigen, ist gewiß; der Termin zum Losbrechen scheint aber noch nicht festgesetzt gewesen zu seyn; Friedrich hatte indessen durch Bestechung von verschiedenen Seiten Nachricht von den gegen ihn geschmiedeten Ränken erhalten, an denen auch Sachsen Theil nahm, und hielt es für das Beste, seinen Feinden zuvorzukommen. Er fiel mit Ende August (1756) in Sachsen ein, das von nun an sein Hauptkampfplatz wurde, besiegte ein österreichisches, entwaffnete das sächsische Heer, und suchte durch ein Manifest die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen. Diese war auch gleich von Anfang für ihn; schon der Muth, mit welchem er nur im Bunde mit England es wagte den mächtigsten Fürsten Europas, an welche sich außer Sachsen noch Schweden und selbst das Reich anschlossen, die Spitze zu bieten, mußte die Deutschen für ihn gewinnen, und es ist gewiß, daß besonders der unpolitische und antinationale Bund Oesterreichs, des deutschen Kaisers, mit Frankreich, dessen Uebermuth und Gewaltthätigkeiten sich noch gut im Andenken erhielten, Friedrich's Sache in den Augen des Volks zu einer Nationalsache machte. Das preußische Heer

belief sich bei dem Ausbruch des Kriegs auf etwas mehr als 150,000 wohldisciplinirte und geschickt kommandirte Leute, aber wenn es auch im Laufe des Kriegs auf 200,000 gesteigert wurde, so war dies bei aller Tapferkeit der Preußen doch immer noch kein Verhältniß gegen die drei, ja viermal so starke Macht der Gegner, die ihn von allen Seiten zugleich angriffen, die Oesterreicher von Böhmen und Schlesien aus, die Russen im eigentlichen Preußen, die Schweden in Pommern, die Franzosen und die Reichsarmee im Westen. Dann muß man auch den Feldherrn der Feinde, besonders Daun und Laudon, alle Ehre widerfahren lassen, bei Kollin, bei Hochkirch, bei Kunnersdorf erlitt Friedrich schwere Niederlagen, und als endlich selbst England seine Subsidien zurückhielt, bedurfte es einer wahren Heldenstandhaftigkeit, um vor dem Ausgang nicht zurückzubeben. Der überlegene Geist Friedrich's bestand den Kampf glücklich. Bei seinen Schlachten ist durchgängig außer dem natürlich überall einflußreichen Glück, außer der Tapferkeit und dem Heldenmuth seiner Truppen, seine Feldherrngewandtheit entscheidend gewesen; wie er bei Roßbach durch die geschickten Kavallerieangriffe seines verwegenen Seidlitz, wie er bei Leuthen durch die künstlichen Bewegungen seines Fußvolks gesiegt hatte, so waren seine Niederlagen in der Regel nicht so sehr das Verdienst seiner Gegner als seine eigne Schuld. So vermochte er den vierfach so starken Feinden Trotz zu bieten. Da schon im Winter 1762 auf 1763 die Waffen ruhten, in der Aussicht auf den nahen Frieden, den besonders Frankreich wünschte, seitdem auch Rußland vom Schauplatz abgetreten war, so kann man eigentlich nur sechs Kriegsjahre zählen; diese kurze Zeit aber hatte die Länder des Kriegsschauplatzes so fürchterlich mitgenommen, als nur der dreißigjährige Krieg selbst gethan hatte. Westphalen, Hessen, die Marken von Brandenburg, Schlesien, Böhmen waren verwüstet, Sachsen ganz zu Grunde gerichtet, Hannover verarmt, am elendesten aber das eigentliche Preußen zugerichtet, wo die russischen Barbaren mit solcher Rohheit gehaust hatten, daß ihre eigenen Officiere es kaum ertragen konnten. Für dieses Land war der zu Hubertsburg (1763 Febr. 15.) zwischen dem König und

Sachsen und Oesterreich geschlossene Friede die größte Wohlthat. Das Resultat des Krieges war, daß Friedrich im Besitz Schlesiens blieb.

Durch diese drei schlesischen Kriege hatte sich Friedrich eine solche Achtung in Europa erworben, daß der preußische Name allgemein geehrt wurde, und man mit Recht nun den Mitteln nachsann, wodurch ein kleiner Staat es zu einer solchen Macht habe bringen können. Es ist freilich wahr, daß nur militärische Thaten die Größe eines Staats an den Tag legen können, aber hätte Friedrich nur die Größe eines Feldherrn besessen, so würde er nicht im Stande gewesen seyn, aus einem verhältnißmäßig nur arm zu nennenden Lande solche Hülfsmittel zu entwickeln. Seine Größe ist nicht blos auf Schlachten und Kriegen gegründet, sie beruht auf dem solideren und dauerhafteren Ruhme einer trefflichen, alle Zweige des Lebens gleichmäßig umfassenden Verwaltung. Wie aber der Organismus eines wohlgegliederten Staates ein zu künstliches Werk ist, um mit wenigen Worten in der Kürze dargestellt zu werden, so müssen wir uns billig mit einer Hinweisung auf die Grundsätze begnügen, die Friedrich nicht blos in seinen ersten Schriften, vom Antimachiavell an, ausgesprochen hat, sondern nach denen er auch bis an sein Ende zu handeln nicht unterlassen hat. Friedrich war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er die Pflicht habe für das Wohl seines Landes zu sorgen. Zwischen ihm und seinem Vater ist, wenn er auch von der Nothwendigkeit der Souveränität nicht minder überzeugt war, der ungeheure Unterschied, daß jener ein unwissender, ungebildeter, nur den Regungen seines Gefühls und dem sogenannten natürlichen Verstand folgender Mensch war, in seinem Sohn aber die geistige Bildung der damaligen Zeit ihren höchsten Triumph feiern konnte; diese Bildung war aber auf die französische Philosophie, wie sie Diderot, Voltaire, d'Alembert und Andere lehrten, gegründet, die Friedrich theils an seinem Hofe und in seiner Umgebung hatte, theils mit ihnen Briefe wechselte, und wenn sie überall solche Früchte trug, hatte man wahrlich unrecht, sich über sie zu beklagen. Daß der König, als ihm für die Wiederaufbauung einer schlesischen Stadt von den

Einwohnern gedankt wurde, zur Antwort gab: Ihr habt nicht nöthig mir deßwegen zu danken. Es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen aufzuhelfen. Dafür bin ich da! — mochte bis dahin kaum gehört worden seyn. Solche Worte waren aber nicht bloße Redensarten, sondern kamen aus einer Ueberzeugung, die nicht etwa schwärmte, nicht von dem faselnden Gefühl einer unendlichen Menschenliebe durchdrungen war, sondern auf die nichts als die erhabene Idee der Pflicht einen solchen Eindruck gemacht hatte. Er stellte zuerst dem Grundsatz Ludwig's XIV., daß der Staat in der Person des Fürsten enthalten sey, den wohlthätigeren und edleren Grundsatz entgegen, daß der Fürst um des Volkes willen da sey. Gegen die großartige, hieraus hervorgehende Wirksamkeit Friedrich's, die im Ganzen nur wohlthätig und segensreich war, von der er bis an seinen letzten Augenblick erfüllt war, kommen einzelne Mißgriffe gar nicht in Betracht.

Allerdings war er zunächst nur ein preußischer Fürst. Das erst seit Kurzem hervorgetretene Preußen erhielt durch ihn seine Sanction als Staat erster Größe, die zwar eine künstliche, auf Militär, Intelligenz, gute Administration gegründete war, ihm aber doch ein entschiedenes Uebergewicht gab. Von nun an konnte in Europa, um so mehr in Deutschland nichts geschehen, ohne Preußens Genehmigung. Dieß beweisen folgende Ereignisse. Erstens, als (1772) die innern Unruhen Polens hiezu Anlaß gaben, theilte Friedrich mit Maria Theresia und der russischen Katharina II. das ganz zerrüttete Reich so, daß es auf ohngefähr die Hälfte seines früheren Umfanges beschränkt noch einige Zeit fortfuhr den Namen eines Königreichs zu führen. Preußen erhielt damals Kulm, Marienburg und Pommerellen, und das sogenannte polnisch Preußen nebst dem Netzdistrikt. Mit Recht sagt von dieser Theilung einer der größten Historiker: Gott wollte damals die Moralität der Großen zeigen. Zweitens, als (1777) nach dem Absterben des Kurfürsten Max Joseph von Bayern sein Nachfolger Karl Theodor den Anträgen des Kaisers Joseph, welcher Ansprüche auf Bayern vorgab, nachgeben und zurücktreten wollte, war es Friedrich, welcher

durch Ergreifung der Waffen sich der Vergrößerung Oesterreichs widersetzte, und durch den teschner Frieden (1779), nach einem fast unblutigen Krieg, den Besitzstand Bayerns fast ganz so wie er war erhielt. Als aber Joseph II. nach dem Tode seiner Mutter Maria Theresia (1780) völlig freie Hand in seinen Erbstaaten bekommen hatte, trat er mit solchen Veränderungen auf, die alle Fürsten des Reichs bedenklich machen mußten. Unter andern suchte er dem mit Bayern nicht sehr zufriedenen Karl Theodor einen Tausch dieses Landes gegen die österreichischen Niederlande als eines neuen Königreichs Burgund vorzuschlagen, wobei die nächsten Verwandten und muthmaßlichen Erben, Herzog Karl von Zweibrücken und sein Bruder Max Joseph, der damals in französischen Diensten in Straßburg stand, beeinträchtigt worden wären. Gegen diesen Schritt, der die ganze Reichsverfassung umgestürzt haben würde, trat Friedrich (1785) abermals auf, und schloß den deutschen Fürstenbund zur Aufrechthaltung der deutschen Reichsverhältnisse, der letzte Versuch dieser Art, der letzte großartige Act des großen Königs.

Was Friedrich für Preußen gethan, indem er es zu einer politischen Potenz erhoben hat, indem er es die Wohlthaten einer geordneten, sparsamen, aber nicht geizigen, freisinnigen, aber gezügelten Regierung hat genießen lassen, macht ihn billig diesem Lande allein ganz besonders werth und theuer, obgleich das Vorbild seiner Regierung einen mittelbaren Einfluß auch auf andere Staaten ausübte. Was er aber für ganz Deutschland wurde, was er in diesem Lande nach Jahre langem Stumpfsinn und Erschlaffung wieder zum Bewußtseyn brachte, verdient gewiß nicht weniger Anerkennung. Ihm verdankt das deutsche Volk zum erstenmal wieder das Bewußtseyn, daß es eine Ehre sei dem deutschen Namen anzugehören. Das seit einem Jahrhundert eingeschlummerte Nationalgefühl Deutschlands ist durch Friedrich wieder geweckt worden. Daß er die deutsche Literatur seiner Zeit, die erst im Kampf des Gebärens begriffen war, nicht achtete, darüber mögen die Literaten seiner Zeit sich geärgert haben, ihm wenigstens war es nicht zu verdenken, wenn er durchdrungen von der zu ihrer größten Höhe und Classicität

gestiegenen französischen Literatur mit den Produkten, die ihm zu Gesichte kamen, nichts zu thun haben mochte, obgleich er sich verschiedenemale Mühe gab, einigen Geschmack dafür zu bekommen, wie er nach der Schlacht von Collin (1757) zu Leipzig mit Gottsched sich längere Zeit unterhielt, später desgleichen mit Gellert, und noch im Jahr 1780 selbst einen Aufsatz über die deutsche Literatur verfaßte. Aber das ist es nicht. Das Gefühl, endlich auch einmal einen Mann zu besitzen, den man keck dem Ausland entgegenstellen durfte, der, wenn er auch gewöhnlich französisch schrieb und sprach und deutsch nur schlecht und unorthographisch schrieb, doch in Gesinnung und Geist ein Deutscher war, dieses patriotische Gefühl verdankt ganz Deutschland Friedrich dem Großen, und deshalb war die Trauer, als er am 17. Aug. 1786 seine Tage beschloß, eine dem ganzen deutschen Volke gemeinschaftliche.

Ehe wir noch auf die in ihm zu Grunde liegende, von Frankreich ausgegangene geistige Richtung zu sprechen kommen, dürfte es nöthig seyn, den am Vorabend der französischen Revolution bedeutend erweiterten geographischen Gesichtskreis der politischen Welt näher zu betrachten und auf die in außereuropäischen Ländern vorgehenden Bewegungen den Blick zu richten.

XII.

Außereuropäische Länder. Der amerikanische Freiheitskampf.

Blick auf die außereuropäischen Länder. — Einfluß der Entdeckungen auf unsere Gegenwart. — Unterschied der außereuropäischen Erwerbungen unter sich. — Das Reich der brittischen Compagnie in Ostindien. — Nordamerika. a. Europäische Abstammung. b. Christliche Religion. c. Eigene Verwaltung. — Sociale Verhältnisse. — Behandlung der Colonien von England. — Ausdehnung der Colonien Englands. — Die Stempeltaxe. — Widerstand der Colonien. — Rücknahme der Stempelacte. — Erklärungsbill. — Aufstand in Boston. — Franklin's Briefe. — Theevernichtung zu Boston. — Maaßregeln des Parlaments. — Erster Congreß und Ausbruch der Feindseligkeiten. — Washington. — Boston befreit. — Die Amerikaner für Rebellen erklärt. — Thomas Payne. — Beschluß der Unabhängigkeit. — Frankreichs Theilnahme. — Franklin zu Paris. — Frankreichs Bündniß. — Fortgang des Kriegs. — Washington nimmt Cornwallis gefangen. — Friede mit England. — Washington erster Präsident. — Neue Grundsätze.

Der Tod Friedrich's II. ist von solcher Wichtigkeit, daß man den Ueberblick der drei mit Luther's Reformation und der Entdeckung von Amerika anfangenden Jahrhunderte am geeignetsten mit diesem Ereigniß abschließen kann. Denn nur um wenige Jahre ist er von dem Ausbruch der französischen Revolution entfernt, die gleich einem Gewitter schon damals durch einzelne Vorboten angekündigt wurde, und eine Menge anderer Erscheinungen deuteten dem aufmerksamen Beobachter an, daß damals wieder eine Periode der Geschichte des Menschengeschlechts abgelaufen und eine neue Phase des Geistes im Begriff war sich geltend zu machen. Wenn nun zu größerer Vervollständigung der von uns durchlaufenen Periode noch etwas hinzugesetzt werden soll, — wobei ich wohl nicht zu erinnern brauche, daß ich keine das Einzelne erschöpfende, sondern nur das Allgemeine und Bedeutendste berührende Uebersicht zu geben versprochen habe — so werden wir diese Vervollständigung nicht aus der Geschichte der einzelnen, entweder schon weitläuftiger von uns besprochenen oder nur

beiläufig erwähnten und berührten Völker Europas zu nehmen haben, denn es zeigen sich in allen diesen Reichen nur die deutlichen Spuren der Auflösung alter Ordnung und die Vorbereitung zu einem neuen Zustand der Dinge, sondern wir haben zunächst auf die außereuropäischen Länder unsern Blick zu werfen, die nun auch in die europäischen Verhältnisse einzugreifen anfangen. Wie sie schon seit ihrer ersten Entdeckung durch die Reichthümer an edlen Metallen und Juwelen, die von da nach Europa strömten, und durch die außerordentliche Fruchtbarkeit eines noch unberührten Bodens, auf dem theils die eigenen und eigenthümlichen, theils die angeeigneten Produkte nun kunstgemäß und sorgfältig gepflanzt wurden, auf das Leben der Europäer einwirkten, wollen wir hier als etwas Bekanntes nur im Vorbeigehen erwähnen; wie sie als Gegenden, die außer dem Bereich despotischer Gewalt lagen — nur freilich nicht da, wo die Inquisition dem Spanier und Portugiesen gleich einem schwarzen Schatten auf dem Fuße nachfolgte — Vielen, die ihres Glaubens wegen die alte Heimath verließen, Zuflucht gewährten und eine zweite mütterliche Heimath wurden, ist gelegentlich berührt worden; wie diese Gegenden aber auch auf die politischen Verhältnisse Europas einwirkten, davon haben wir bei dem siebenjährigen Kriege ein Beispiel gesehen. Allerdings war Friedrich's neue Erwerbung, Schlesien, trotz der beiden Friedensschlüsse von Breslau und Dresden nur ein prekärer Besitz, allerdings mußte das erst seit Kurzem emporgekommene Preußen früher oder später eines Angriffes gewärtig seyn; daß es aber gerade so zum Ausbruch des Krieges kam, daß insbesondere England ein so wesentliches Interesse an diesem Kriege nahm, daß Frankreich und Oesterreich von der alten Feindschaft abstanden und ein unnationales und unvortheilhaftes Bündniß schlossen, dazu sind die Motive nicht blos an den Höfen von Versailles und Wien sondern auch in den einsamen Wäldern und Wildnissen Nordamerikas zu suchen. Der nachbarliche Zwist, den die englischen und französischen Colonien hier veranlaßten, schlug in die lodernde Flamme des siebenjährigen Krieges aus.

Wir haben schon gleich Anfangs erwähnt, wie die Ent-

deckungen einen nicht geringeren Beitrag zu der Umgestaltung der Welt, zum Uebergang aus dem Mittelalter in die neuere Zeit geliefert haben als die geistigen Bewegungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Religion. Waren doch auch diese Unternehmungen nicht rein empirisch, durch den Zufall herbeigeführt, sondern beruhten auf ernstlichem Studium und gründlicher Kenntniß. Erst unsere neueste Zeit ist über jene großen Männer, die Entdecker der neuen Welt, unter denen freilich der Genueser Christoph Columbus mit unvergleichlicher Größe obenan steht, an den sich aber dann sein Zeit- und Altersgenosse, der Nürnberger Martin Behaim, der Florentiner Amerigo Vesputius, der Spanier Fernando Cortez, der Portugiese Fernando Magelhaens, der Venetianer Sebastian Cabot, der Engländer Walter Raleigh und Andere anreihen, ein vollkommenes Urtheil zu fällen in den Stand gesetzt worden, theils weil erst jetzt durch genaue Forschung das Leben und die Ansicht dieser Männer völlig entfaltet worden ist, theils weil wir erst jetzt die uns dadurch zu Theil gewordenen Vortheile richtig zu würdigen vermögen. Wie ungerecht oft die Mitwelt verfährt, davon ist das Schicksal des Columbus ein Beispiel, den die mehr verbreiteten, oft im Druck vervielfältigten Reiseberichte des Amerigo Vesputius bei dem lesenden Publikum, ohne daß dieser es beabsichtigte, ganz aus dem Gedächtniß verdrängten, so daß der (1507) im Jahr nach Columbus Tod von einem gelehrten Kosmographen in Lothringen gemachte Vorschlag, das neuentdeckte Festland nach des Amerigo Namen zu heißen, bald um sich griff und schon 1522 die erste Karte mit dem Namen Amerika erschien. Mit Recht wundert sich der größte Reisende unserer Zeit, der in einem Meisterwerk das Verdienst des ersten Entdeckers der neuen Welt vollkommen gewürdigt hat und wie keiner zu dieser Würdigung berufen gewesen ist, daß ihm — und dieß in einer für solche Unternehmungen enthusiasmirten Zeit — noch nirgends, weder in der alten noch in der neuen Welt, ein Denkmal gesetzt worden sei; wenn sich anders Gerechtigkeit und Dankbarkeit wirklich in solchen Handlungen ausspricht, so ist man allerdings noch nach länger als drei Jahrhunderten un-

gerecht und undankbar gegen Columbus. Und wir wissen doch, welche Wohlthaten wir seiner Entdeckung verdanken! Um der gewöhnlichsten und materiellsten Vortheile zuerst zu erwähnen, so ist unsere ganze Lebensweise mit der Entdeckung von Amerika so vortheilhaft umgestaltet worden, daß es kein noch so ärmliches Dorf mehr in irgend einem Winkel Europas giebt, wohin nicht seine Producte als ein nothwendiges und wohlthätiges Lebensmittel gebracht wären, und um einen Grad höher zu steigen, so verdankt der unbedeutendste Handwerker dem Absatz seiner Fabrikate nach diesem Lande seinen täglichen Erwerb, vielleicht seinen Wohlstand, und beide durch ein weites Meer getrennte Erdtheile reichen einander schwesterlich die Hand. Gehen wir aber noch weiter und vergleichen wir die Kenntniß unserer Tage mit der vor dreihundert Jahren, so sehen wir — und wir können das nicht anders als mit einem freudigen Selbstgefühl — einen ungeheuren Fortschritt des menschlichen Geistes. Bis zu dem sechzehnten Jahrhundert war die geographische Kenntniß unsers Erdballs auf wenige Strecken außereuropäischer Länder in Asien und Afrika eingeschränkt, das mittlere und östliche Asien war eben so sehr ein unbekanntes Land als Afrika über die Wüste Sahara hinaus, und was einzelne durch seltsame Schicksale in das Innere von Asien verschlagene Wanderer oder noch spärlicher zu findende wißbegierige Forscher darüber berichteten klang entweder so unbegreiflich und wunderbar oder so grausenerregend und abschreckend, daß jeder Andere eher davon zurückgeschreckt als dazu hingezogen werden mußte. Diese Berichtigung und Erweiterung des menschlichen Wissens, welche aus den Entdeckungsreisen hervorgegangen ist, wodurch eine unendliche Menge Fabeln und Unwahrheiten vernichtet und ein klares Licht angezündet worden ist, dürfte als größter und reinster Vortheil angesehen werden.

Wenn nun aber auch im Gefolge der Entdeckungen und Ansiedelungen überall hin die europäische Kultur getragen worden ist, so fehlt doch, der Eigenthümlichkeit des Landes und des Volkes gemäß, noch viel, daß wir überall auch wirklich Europa wieder finden sollten. Es kann von Faktoreien, welche nur die Absicht haben, den Handel des

Landes

Landes zu befördern, eben so wenig die Rede seyn, als von Plantagen, die nur eine Art von großartigem Gewächshaus sind, wo das dem europäischen Klima versagte aber dem Bewohner nothwendig gewordene Produkt erzeugt wird, noch weniger aber von Anlagen, welche ursprünglich nur bestimmt sind, den Auswurf der menschlichen Gesellschaft, welchen eine humane Theorie von dem Tode befreit, in einer Art von polizeilicher Contumaz zu halten, die ohngefähr dasselbe im Süden sind, was Sibirien für das russische Reich im Norden ist. Wenn europäische Kultur im Gefolge dieser Anstalten irgendwo um sich greift, so wird es wahrscheinlich zuerst ihre Schattenseite seyn, und gesetzt auch, es wäre das nicht der Fall, so sind doch alle solche Anstalten, selbst jene großartigen Faktoreien in Asien und Afrika, welche von England theils angelegt theils erworben worden sind, nur eine Art von kaufmännischen Commanditen, die zwar auch auf das Haupthaus ihren Einfluß ausüben, an und für sich aber nicht selbstständig sind und stets unter Oberaufsicht stehen. Dieß ist selbst mit der großartigsten dieser Erscheinungen, dem ungeheuren Reich, der Fall, das die brittische Compagnie in Ostindien besitzt, wo sie über einen größern Flächenraum gebietet als das Mutterland selbst begreift, und dadurch sogar mit dem ungeheuersten aller Reiche, dem Reiche der Mitte, das in unbeweglicher Starrheit seit Jahrtausenden dasteht, in Conflikt kommt. Es ist gewiß eine großartige Erscheinung, wie eine Gesellschaft Kaufleute, die anfangs nur mit einem kleinen Kapital zusammengetreten sind, allmählig sich in die Erbschaft der Portugiesen und Holländer, wenigstens zum größten Theil, und in die der Landesfürsten, des Großmogols in Delhi, der Nabobs und der Mahrattenfürsten eingedrängt hat. Man kann nicht sagen, daß es eine wohlthuende Erscheinung ist, denn Ungerechtigkeit, Betrug und Gewaltthat sind die Vehikel dieser Besitznahme, aber eine großartige Erscheinung wird das Reich der englisch-ostindischen Compagnie immer genannt werden müssen, wieviel auch Thränen und Blutstropfen an dem Golde der englischen Nabobs hangen mögen. Aber die Geschichte dieser Compagnie ist keine außereuropäische, die Souveränität der 28,000 Quadr. Meilen,

welche ihr als Eigenthum, der 25,000 Quadr. M., welche ihr als Schutzland gehören, der 83 Millionen Menschen, welche dort, der 40 Millionen, welche hier wohnen, steht der Krone von Großbritannien zu, und die Schicksale der drei Provinzen, Bengalen, Madras, Bombay, werden von dem Board of Controul zu London gelenkt. Daher kann auch dieses ungeheure Reich nicht als ein eignes und selbstständiges auftreten, es lebt und leidet nicht für sich sondern für und mit England.

Die Geschichte kann diesem Lande nur ein antiquarisches Interesse abgewinnen. Nicht was Indien heute ist, sondern was es gewesen ist, macht es uns wichtig. Wenn wir die wundervollen Dichtungen aus uralter Zeit, welche erst die Gegenwart ans Licht gezogen hat, durchlesen, wenn Nal und Damajanti vor uns treten, die zärtlich liebenden, von einem schlimmen Dämon getrennten, endlich aber glücklich wiedervereinigten Gatten, wenn die reiche Scenerie des Kalidasa, die er in seiner Sakontala entfaltet, vor uns aufgeht, oder die andern Dichtungen, welche in jener längst erstorbenen, nur noch als gelehrte Sprache noch existirenden Fundgrube aller andern Sprachen, dem Sanskrit, geschrieben sind, vor uns erstehen, dann fühlen wir, wie nicht leicht, die Vergänglichkeit aller irdischen Größe. Zwar noch jetzt strömt die göttliche Ganga herab von dem Urgebirg, und noch jetzt erhebt der Himalaya und Dhawalagiri sein hohes Haupt in die Wolken, aber vergebens sucht man auf den weiten Räumen Hindostans nach den prächtigen und wohnlichen Städten, in denen einst die weisen Braminen noch selbst bis auf und nach Alexander's des Großen Zeit geherrscht haben; jene stattlichen Städte sind verfallen und verschüttet. Nur was in solchem Maaße gefügt und gebaut war, daß die zerstörungslustige Hand des Barbaren daran hat erlahmen müssen, Tempel in Felsen gehauen, wie sie auf der Insel Salsette stehen, Göttergestalten von ungeheurem Maaße aus dem Felsen selbst herausgegraben, solche Reste sind noch verschont geblieben. Aber mit gleichmäßiger Barbarei hat hier der eingewanderte Anbeter des Propheten wie der christliche Portugiese, der nomadische Mongole wie der civilisirte Europäer alles ver-

nichtet, was ein aus längst vergangener Zeit her gebildetes Geschlecht von milder und feiner Sitte herübergebracht hatte.

Nicht aber blos die alten indischen Städte der Sage und sagenhaften Geschichte, selbst die beglaubigten und unbezweifelten der moslemitischen und mongolischen Herrscher sind einem gleichen Geschick erlegen. Von der zerstörenden Faust des rohen Timur ist das prächtige Delhi, diese Riesin der Städte, in einen Schutthaufen zusammengestürzt, und das neue Delhi, wo die Großmogole residirten, zu Aurengzeb's Zeit, am Ende des siebzehnten Jahrh. von 2 Millionen bewohnt, die auf einigen 20 englischen Quadr. Meilen sich ausbreiteten, zwar noch immer gegen 200,000 M. zählend, ist seit des rohen Barbaren ShahNadir's Ueberfall (1737) mit aller seiner fürstlichen Herrlichkeit eine Beute der Verwüstung, in dürftigem Leben einer beschränkten Existenz. Die Nebenbuhlerin Delhi's, Agra, von dem weisen Kaiser Akbar, dem Solon des Morgenlands, zur Residenz erhoben, in weitem Halbkreis am Yamunafluße gelegen, ist verödet und einsam, viele ihrer Straßen liegen in Trümmern, die Häuser sind unbewohnt. Oede liegt der prächtige Grabpalast Kaiser Akbar's, von ungeheurem Umfang, öde liegt der Diamant der Seraglios, vom Vater des Kaiser Aurengzeb's seiner geliebten Sultanin Nurjehan, Licht der Welt, als Todtengruft gebaut; zu völliger Bedeutungslosigkeit ist das einst London gleiche Kanyakubia herabgesunken, selbst der Ganges hat sich von ihr abgewendet; verschwunden ist die fabelhafte Herrlichkeit Golkonda's. Nur in der heiligen Stadt Benares erhält sich noch der Bramane in seiner Reinheit und Unvermischtheit, dorthin allein hat sich das europäische Wesen noch nicht eingedrängt. Aber siegreich breitet der Britte hinüber bereits auf die andere Halbinsel, siegreich gegen den Norden nach dem herrlichen Kaschmir, dem Paradies der Menschheit, seine Arme aus, und die Existenz der Hindus, deren Sitten und Gebräuche, selbst das Verbrennen der Wittwen und die gräßliche Pilgerfahrt in Dschaggernaut, der Britte aus finanziellen Gründen noch bestehen läßt, hat nur noch eine antiquarische Bedeutung. Sie haben aufgehört, ein eigenes Volk, einen eigenen Staat zu bilden.

Ganz dasselbe läßt sich von den beiden großen Reichen sagen, welche die Spanier Cortez und Pizarro in Amerika angetroffen und erobert haben; Peru und Mexiko hatten ihre Civilisation bereits gehabt, ihre höchste Stufe war erreicht, als die Spanier sie eroberten; sie wurden in eine bloße Anpflanzung und Bergwerkscolonie verwandelt, die mit dem Schicksal Spaniens Hand in Hand ging. Sie selbst haben keine Geschichte mehr. Gilt das aber von diesen Reichen, so sind solche Ansiedelungen, wie die der Holländer auf Java und auf dem Cap, und die der Portugiesen in Brasilien, für die damalige Zeit, ohne alle historische Bedeutung; was aus Brasilien die Noth erst in neuerer Zeit geschaffen hat, gehört, wie die Betrachtung der aus Mexiko und Peru hervorgegangenen neuen Staaten, nicht mehr in den Umfang des uns vorgesteckten Planes.

Unter allen diesen Entdeckungen und Ansiedelungen war nur eine von der Art, daß sie auf Europa selbst einen politischen und socialen Einfluß ausübte. Es mag seyn, daß die Gleichheit des Klima's, welches dem europäischen, weil es unter gleichen Breitengraden liegt, am nächsten kommt, viel dazu beigetragen hat, gewiß aber noch mehr die Abstammung der Einwohner selbst, ihre Religion und ihre bürgerlichen Verhältnisse. Während in allen andern Ländern die Urbevölkerung entweder den Stock des gemeinen Volkes zu machen fortfuhr, wie bei den ostindischen Colonien, oder zum Theil mit den neuen Ansiedlern verschmolz und ein Mischlingsgeschlecht in verschiedenen Nüancen erzeugte, wie in dem ganzen Südamerika und bis in Mexiko hinein — ein Uebel, das einen ärgeren Kastengeist als den Adelstolz oder Geldstolz hervorgebracht hat, nämlich den Blutstolz der Weißen und Farbigen — ist die Bevölkerung Nordamerikas erstlich eine ganz europäische, von englischem, französischem und deutschem Geblüte, vor welchem die Ureinwohner des Landes, die Indianer, in die Wälder zurückgewichen sind. Diese Ansiedler, welche schon im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, hauptsächlich durch Sir Walter Raleigh veranlaßt, in der Hoffnung große Metallminen zu finden, dahin zogen, sind von Anfang an unter sich geblieben. Man hatte auch

bei diesen Colonien, wie bei den ost- und westindischen, anfangs auf große mineralische Reichthümer spekulirt, und die Unternehmung fing daher erst dann zu gedeihen an, als man sich auf Landbau, insbesondere die Kultur des Tabaks, verlegte. So kam zuerst Virginia auf, das, nachdem die Compagnie nicht im Stande war, die Colonisation fortzusetzen, von der Krone selbst (1624) übernommen wurde.

Während dieß aber der Anfang zur Ansiedlung der Engländer in Nordamerika war, so erhielt die Ansiedlung neue Nahrung durch die aus politischen und religiösen Gründen unternommenen Auswanderungen, wodurch nun die Engländer bald die Herrschenden wurden, und die Dänen, Schweden und Holländer ganz verdrängten. Puritaner, Independenten, Katholiken, Quäker und alle andere Religionsparteien fanden an dem Gestade der amerikanischen Ströme eine sichere Zuflucht, wiewohl der Kampf mit den Wilden, die Vertilgung wilder und reißender Thiere, die Urbarmachung eines zwar reichen aber noch in natürlicher Ungeschlachtheit brach daliegenden Bodens ein nicht geringer Kaufpreis war, den sie für ihre Glaubensfreiheit entrichteten. Auch hatte sie das Unglück und die Verfolgung noch nicht duldsam seyn gelehrt. In den Neuengland genannten Colonien Massachusetts, Connecticut, Rhode Island und New Hampshire herrschte der unduldsamste Fanatismus der Puritaner, in Maryland war das Lager der Katholiken aufgeschlagen, nur in Pennsylvania hatte William Penn, dessen wir schon erwähnt haben, nicht nur seinen Glaubensgenossen, den Quäkern, sondern allen Menschen mit gleicher Liebe ein Asyl eröffnet. Dieß Beispiel blieb nicht ohne Wirkung; es bildeten sich, ohne philosophische Speculation, zu welcher nicht Zeit war noch Vorbildung, allmählig duldende Ansichten, die das eigne Recht auch dem Andern gewährten.

Die Verfassung war einfach; jede Provinz stand unter einem Gouverneur, den entweder die Regierung, oder die Wahl des Volkes, oder die herrschende Familie einsetzte; ihm stand ein Rath, eine Generalassembly, zur Seite, der aus den Städten und Grafschaften gewählt war. Die Leitung der inneren Angelegenheiten ging von diesem allein aus.

Es waren zuletzt dreizehn Staaten: Virginia, Massachusetts, Connecticut, New-Hampshire, Rhode-Island, Delaware, Maryland, New-York, New-Jersey, Pennsylvanien, Nord- und Südkarolina, Georgia.

Nachdem man auf die Hoffnung, Bergwerke zu finden, schon längst verzichtet hatte, zeigte sich der Boden desto reicher für den fleißigen Landmann. Die Jagd gewährte im Norden und Westen kostbares Pelzwerk, im Süden waren Pflanzungen von Baumwolle, Indigo, Reis und Tabak, und so reichten die Erzeugnisse des Landes zum Unterhalt der Colonisten, deren Zahl stets zunahm, vollkommen hin, ja gewährten sogar einen gewissen allgemeinen Wohlstand, der von großem Reichthum wie von Armuth gleichweit entfernt war. In Pennsylvanien war die Sclaverei aufgehoben, die in den südlichen Staaten noch bestand; die Bevölkerung der gesammten Provinzen betrug 1751 eine Million Einwohner, im Jahr 1768 war sie verdoppelt. Zu diesem Wachsthum trugen die fortwährenden Einwanderungen der wegen Religionsbedrückung oder Armuth aus Europa Entweichenden bei, nächstdem die Leichtigkeit einen Hausstand zu gründen, welche die Ehen außerordentlich beförderte, der niedrige Preis der Lebensmittel erleichterte die Subsistenz, nur alle Luxusartikel waren theuer, weil sie durchgängig vom Ausland bezogen werden mußten. Ein Land, das noch überall Raum genug für Ansiedler und Landbauer darbot, konnte natürlich nur sehr wenige Handwerker und Künstler besitzen. Die Sitten waren einfach und schlicht, „sie waren", sagt noch vor dem Krieg ein französischer Schriftsteller, „so wie sie bei einem neuen Volk, bei einem ackerbauenden Volk, das durch den Aufenthalt in großen Städten nicht verderbt ist, seyn müssen; es herrscht im Allgemeinen in den Familien Sparsamkeit, Reinlichkeit, Ordnung. Das Spiel und die Liebelei, diese Leidenschaften des müßigen Wohlstands, stören selten diese glückliche Ruhe. Die Frauen sind noch was sie seyn sollen, sanft, bescheiden, mitleidig, hülfreich; sie besitzen diese Tugenden, welche die Herrschaft ihrer Reize verewigen. Die Männer sind mit ihren ersten Pflichten, mit der Besorgung und mit dem Fortschritt ihrer Plantagen beschäftigt, welche

die Stütze ihrer Nachkommen seyn werden. Ein Gefühl des Wohlwollens vereinigt alle diese Familien.“ Wenn auch diese Schilderung etwas zu sanguinisch scheinen sollte, so geht doch auch aus Franklin's Jugendgeschichte das Bild sehr einfacher Zustände hervor, die dem Gedeihen kräftiger und entschiedener Charaktere förderlicher seyn mußten, als sie zur Entwicklung der Talente geeignet seyn konnten.

Die Behandlung, welcher sich diese Colonien von England zu versehen hatten, war, da über solche Dinge sich noch kein Grundsatz aus dem Gebrauch gebildet hatte, anfangs gänzliche Schonung, nachher suchte man sie allmählig zu den Lasten des Mutterlandes mit beizuziehen. Schon durch die von Cromwell gegebene Navigationsakte waren sie auf den Handel mit England beschränkt; sie mußten ihre Produkte nach England bringen, das sie dann wieder weiter verführte. Selbst unter sich durften die Colonien nur gegen eine Abgabe Handel treiben. Indessen hatte man sich bisher hierüber noch nicht beklagt, weil man diese Last als ein Aequivalent der Steuern ansah, die England bezahlte, und von denen Amerika frei war, oder weil man durch Schleichhandel diese Verfügungen zu größerm Vortheil zu umgehen wußte. Erst mit dem Ende des siebenjährigen Krieges kam es auch zwischen England und den Colonien zum Zwist.

Die Ausdehnung der Colonien Englands ging von Florida aus, das den Spaniern gehörte, bis nach Kanada hinauf, das noch im Besitz der Franzosen war. Diesen gehörte auch Louisiana, und ihre Absicht, diese beiden Länder hinter dem Rücken der englischen Colonien in Verbindung zu setzen, Quebek, die Hauptstadt Canada's, mit Neu-Orleans in Louisiana zu verbinden, war den Engländern verdächtig, daher waren schon ein Paar Jahre vor dem siebenjährigen Krieg hier die Feindseligkeiten ausgebrochen, von da an (1754) bis zum Pariser Frieden fast unabläßig siegreich von den Engländern geführt. Quebek erlag dem jungen Helden James Wolfe, der, ein zweiter Epaminondas und Gaston de Foix, mit dem Bewußtseyn gesiegt zu haben, ruhig auf dem Schlachtfeld seinen Tod fand, die Seemacht Frankreichs wurde bei Quiberon in der Bretagne vom Admiral Hawke vernichtet,

die französischen Antillen, die französischen Besitzungen in Ostindien, fielen nacheinander in die Hände der englischen Feldherren und Seehelden, und im Frieden von Paris (1763) behielt England Canada, einen Theil von Louisiana, Florida und Anderes, was Frankreich und Spanien hatten abtreten müssen.

Wie England nach dem Pariser Frieden, trotz der damals schon auf 146 Millionen sich belaufenden Staatsschuld, in seiner größten Blüthe dastand, so war auch Amerika in steigendem Zunehmen und im besten Einverständniß mit seinem Mutterlande. Dieses ward aber mit einem Male gebrochen, als die Minister den Plan einer Besteuerung faßten. Schon früher hatten sich besonders die Provinzen von Neu-England gegen solche Versuche in der Ueberzeugung gesträubt, daß ihre eigenen Assemblys alle gesetzgebende Gewalt besäßen. Auch hatten die Minister frühere Plane (1739 und 1754) immer wieder aufgegeben. Nun aber wollte man, theils um die Kriegsbedürfnisse besser zu erledigen, theils um aus einem Billigkeitsgefühl den Amerikanern auch ihren Theil an Lasten aufzulegen, wirklich den Anfang machen, und es beschloß das Parlament, von den Amerikanern eine Stempeltaxe zu erheben. Zugleich wurden andere noch lästigere Verfügungen erlassen. Es wurde der an den Küsten überall mit den Spaniern und Franzosen getriebene Schleichhandel gestört, indem kleine Schiffe an den Küsten postirt wurden, es wurde eine Abgabe erhoben von verschiedenen Luxusartikeln, die sogleich baar bezahlt werden mußte, es wurde endlich der Gebrauch des Papiergeldes, das in den Colonien bisher überall üblich gewesen war, untersagt. Offenbar war die Absicht der Regierung nicht sowohl diese Steuer zu erheben, als vielmehr ein Prinzip einzuführen, das man nachher erweitern könnte. Aber die Amerikaner waren klug genug, um die Absicht der Regierung zu merken.

Damals wurde auf den Antrag von Massachusetts zuerst eine Versammlung aller Colonien, ein Congreß, gehalten, den nur Newhampshire nicht besuchte. Es wurde unter Timothy Ruggle's Vorsitz erklärt, daß die Colonisten alle Rechte und Freiheiten geborner Engländer besäßen, d. h.

das ausschließliche Recht sich selbst zu besteuern und das Gericht der Jury; dieser Rechte sie zu berauben, versuche das Parlament. Sie wandten sich deshalb an den König und die beiden Häuser. Noch mehr aber als diese Erklärung (1765) wirkte der Entschluß, keine ausländischen Zeuge und Stoffe mehr tragen zu wollen. In New-York, Philadelphia und Boston wurde beschloßen keine neue Bestellungen und Einkäufe in englischen Waaren zu machen und alle Zahlungen nach England einzustellen. Bei dem Volk äußerte sich der Unmuth in einzelnen Ausbrüchen der Gewaltthat gegen Freunde des Parlaments und der Regierung. Diese ernsten Erscheinungen zeigten dem Parlament, daß es seine Absichten so leicht nicht würde durchsetzen können, und nach einer lang dauernden Debatte bewirkte hauptsächlich William Pitt, daß (1766 März 19.) die Stempelacte zurückgenommen und die Unabhängigkeit der Colonien bestätigt wurde. Darüber war in Amerika allgemeine Freude. Englische Stoffe wurden nun allgemein wieder zur Tracht gewählt.

Aber das Ministerium wollte das Prinzip nicht aufgeben. Zunächst erschien eine Erklärungsbill, welche neben der Zurücknahme der Stempelacte herging, und besagte, daß das Parlament allerdings das Recht habe, Gesetze zu geben, die auch für die Colonien verbindlich seyen. Darüber entstand in den Provinzen auf's neue Entrüstung. Zugleich hatte Boston denen, die bei den bisherigen Aufständen gelitten hatten, Entschädigung zugesagt; das Ministerium forderte sie nun als Schuldigkeit. Am entrüstendsten war der Plan, daß von Thee, Glaswaaren und Färbematerialien eine Steuer erhoben werden sollte. Die Weigerung gegen diese neue Bedrückung war allgemein und erzeugte abermals Aufstände, welche durch herbeigezogenes Militär unterdrückt werden sollten, was aber nur zu größerem Skandal Anlaß gab. Dem Ernst, mit welchem von Virginia aus eine Nonimporting-Association gestiftet und alle Provinzen zum Beitritt veranlaßt wurden, gegenüber gab die Regierung hierin schwach und schwankend nach, es wurden die Abgaben außer auf Thee wieder aufgehoben. Dabei suchte man

das Prinzip nach wie vor zu erhalten und die Erbitterung blieb. Die Regierung glaubte nun, den Hauptort von New-England, Boston, besetzen zu müssen, um von hier aus Ruhe zu erhalten. Hier aber kam es (1770 März 5.) zu einem förmlichen Aufstand, mehrere Personen wurden erschossen, aber das Militär mußte die Stadt verlassen. Seit dieser Zeit war der Bruch, von dem in Massachusetts schon vorher gesprochen war, mit Gewißheit vorauszusehen.

Damals befand sich der berühmte Benjamin Franklin, Oberpostmeister von Amerika, der Erfinder der Blitzableiter, als Agent der Provinz Massachusetts in Europa. Er hatte durch seine in einem Verhör vor dem Parlament gegebene Erläuterung der Lage Amerika's (im J. 1766) zur Zurücknahme der Stempelacte wesentlich beigetragen, und fuhr fort, die reine Wahrheit den Ministern ans Herz zu legen. Diese beharrten aber in ihrem Schwanken. Da bekam Franklin auf eine noch bis auf diesen Tag nicht erklärte Weise mehrere Briefe von Beamten in Amerika an das Ministerium in England (1772) in seine Hände, worin sie demselben zur Strenge riethen, Besoldung der Staatsbeamten, die bisher von den Colonien bezahlt wurden, anempfahlen, um sie von den Colonisten unabhängig zu machen, und die amerikanischen Staatsmänner im verächtlichem Lichte hinstellten. Durch die Mittheilung dieser Briefe wurde die Erbitterung noch mehr gesteigert, die Assembly von Massachusetts richtete eine Petition an den König, er möge diese Beamten zurückberufen, was später auch wirklich geschah. Mittlerweile aber war Folgendes eingetreten.

Die ostindische Compagnie hatte wegen geringen Absatzes nach Amerika beinahe 17 Mill. Pfund Thee in ihren Magazinen liegen, so daß sie die Erlaubniß erhielt, Thee nach einem jeden Orte von Abgaben frei abzuführen, nur in Amerika sollten 3 Pence Eingangszoll per Pfund entrichtet werden. Ward dieser einmal ausgeschifft, so war er auch verkauft. Dazu wollten es nun die Verbindungen der Freunde der Freiheit nicht kommen lassen. Ueberall wurden die Geschäftsträger, an welche die Ladungen gerichtet waren, bedroht, sie nicht anzunehmen. Da lief der Capitän Hall mit

einer solchen Ladung in den Hafen von Boston ein, ihm folgten zwei andere. Wie er die Stimmung des Volkes merkte, wäre er gerne wieder ausgelaufen, das weigerte ihm aber der Zolleinnehmer und der Statthalter. So lagen die Schiffe einige Tage müßig im Hafen. Da gingen (1773 Dec. 18.) an 50 junge Leute, als Mohawk-Indianer verkleidet, auf die Schiffe, brachen die 342 Kisten auf und warfen allen Thee in's Wasser. Das Uebrige wurde verschont. Man schätzte den Verlust auf 18,000 Pfd. In New-York und Philadelphia nahm niemand die Ladungen in Empfang.

Auf die Nachricht hievon gerieth das Parlament in große Entrüstung, und hob 1774 das Hafenrecht von Boston auf, zu Gunsten der Stadt Salem, tilgte die Originalurkunde der Verfassung der Einwohner von Massachusettsbay, und übertrug das Recht den Rath zu wählen auf den Gouverneur. Derselbe sollte auch Beamte, die wegen Gewaltthätigkeiten in ihrem Dienste angeklagt würden, das Recht haben, nach England zu senden, um sie dort zu richten. Aber auch diese Maaßregeln konnten die Amerikaner nicht einschüchtern; gleich den alten Puritanern in Schottland, ordneten sie für den 1. Juny, an welchem diese Maaßregel eintreten sollte, einen allgemeinen Buß-, Fast- und Bettag an. Wie sich hierauf der General-Court von Boston versammelte, faßte er den Beschluß, erstlich fünf Repräsentanten zu einem allgemeinen Congreß zu wählen, ferner der ostindischen Compagnie keinen Thee abzukaufen noch Waaren von einem Orte innerhalb englischer Hoheit zu beziehen. Als der Gouverneur Gage davon hörte, ließ er die Sitzungen für aufgehoben erklären. Aber man schloß seinem Sekretär die Thür zu und er mußte seinen Auftrag draußen ablesen.

Dieser erste Congreß kam zu Philadelphia (1774 Sept. 10.) zusammen und nahm in einem eigenen Manifest alle Rechte der Engländer auch für die Amerikaner in Anspruch. Dagegen hielt nun das Parlament für nothwendig, obgleich besonders William Pitt dagegen sprach, ernstliche Maaßregeln zu ergreifen, es wurde (1775 März 30.) Massachusetts in Zustand der Rebellion erklärt und eine Verstärkung der Truppen beschlossen. Noch ehe aber diese Nachricht

ankam, waren die Feindseligkeiten schon ausgebrochen. Die Amerikaner hatten, provisorisch, eine Munition für 15000 Mann gesammelt und 12000 Milizen (minute men) die auf die Minute zum Aufbruch bereit seyn sollten, geworben. In Concord bei Boston befanden sich Magazine mit Kriegsvorräthen. Diese wollte General Gage zerstören lassen, und sandte (19. April) eine Truppenabtheilung dahin, welche bei Lexington mit den Milizen zusammen traf, ihren Zweck der Zerstörung der Magazins zwar ausrichtete, aber nach einem langen und beschwerlichen Marsch einen fluchtähnlichen Rückzug antreten mußte. So begann der Krieg zwischen England und seinen Colonien.

In den ersten Ereignissen des Kriegs theilte sich das Glück unter beide Parteien; nahmen die Amerikaner durch Ueberrumpelung das Fort Ticonderago am Champlainsee, welches den Eingang nach Canada beherrscht, so erlitten sie bei Boston, bei Breed'shill, eine Niederlage, die jedoch den Engländern eine weit größere Anzahl Todte kostete als ihnen. Um diese Zeit war auch ein zweiter Congreß (10. Mai 1775) zu Philadelphia zusammen getreten, der zwar alle Maaßregeln zur weitern Führung des Krieges ergriff aber nichts destoweniger noch immer eine demüthige Bittschrift an den König um Abhülfe der Beschwerden absandte. Von der größten Wichtigkeit war, daß (15. Jun.) Georg Washington, geboren 1732 in Virginien, Abkömmling einer englischen seit ohngefähr hundert Jahre in Amerika ansäßigen Familie, zum Oberbefehlshaber der amerikanischen Truppen gewählt wurde. Er hatte sich von Jugend auf dem militärischen Stande gewidmet, hatte sich in den Kriegen gegen die Indianer und Franzosen versucht und ausgezeichnet, und wurde nun, obgleich viele Officiere im Dienste älter waren, dennoch einstimmig als Obergeneral ernannt und anerkannt; ihm ist auch hauptsächlich zuzuschreiben, daß sich die Amerikaner so lange hielten, bis Frankreich ihnen Unterstützung gewährte, und die schwache Kraft der geringen Bevölkerung, die damals über die Colonien ausgebreitet war, durch überseeischen Beistand gestärkt wurde. Das amerikanische Heer war wohl muthig und aus abgehärteten, im klei-

nen Krieg wohl erfahrenen Leuten zusammengesetzt, aber ohne eigentliche Kriegszucht, mit den Kriegsbedürfnissen ungleich und mangelhaft versehen, und, was das Schlimmste war, der an der Spitze dieser Unternehmungen stehende Congreß hatte noch gar keine Gewalt, als eine blos zufällige und auf gutem Willen beruhende. Selbst noch die Vollmacht Washington's trug das Gepräge der Unsicherheit, es hieß darin bloß: er solle alle diejenigen, welche jetzt in Waffen erschienen oder erscheinen würden gegen die gute Sache der Colonisten, vertreiben oder zu Gefangenen machen. Die Schwierigkeiten, welche Washington seinen eigenen Landsleuten gegenüber zu überwinden hatte, waren nicht viel geringer als die, welche der Feind darbot, und ohne seine Geduld, Mäßigung, Umsicht, Ausdauer, und uneigennützige Vaterlandsliebe sah es mit der Sache der amerikanischen Freiheit sehr mißlich aus. Die Unternehmungen bestanden zunächst in einer Belagerung von Boston, das die Engländer inne hatten, wohin sich Washington selbst begab, und in einem Versuch, Canada anzugreifen und ebenfalls den Engländern abwendig zu machen. Obgleich dies hauptsächlich auch durch die Abneigung der französischen und katholischen Colonisten mißlang, so verdient doch diese Unternehmung erwähnt zu werden, einmal wegen des mit wahrhaft verzweifeltem Muthe unternommenen Marsches durch die Wälder, den eine Truppenabtheilung unter Oberst Arnold ausführte, wobei der Hunger zu solchem Grade stieg, daß sie sogar ihre Kleidungsstücke zu Stillung desselben verwendeten, sodann wegen des Tods des Generals Richard Montgommery, eines allgemein geliebten und geschätzten Officiers, der mit 900 Mann die von ohngefähr 1500 Engländern besetzte Stadt Quebeck stürmte, aber gleich anfangs tödtlich getroffen wurde. Ihn haben die Amerikaner so wie den General Wolfe früher die Engländer als ihren Epaminondas in dankbarem Andenken gehalten, obgleich die ganze Unternehmung scheiterte. Zu ihrem gänzlichen Mißlingen trugen vollends die Blattern bei, welche unter den Amerikanern einrissen. Arnold mußte seine ganz geschmolzene kleine Armee wieder über die canadische Grenze zurückführen.

Obgleich sich also das Kriegsglück noch auf keine Weise für die Amerikaner entschieden hatte, so siegte doch die Beharrlichkeit Washington's in der Blokade Boston's und die Engländer entfernten sich (1776 März 17.) aus der Stadt nach Halifax. Gerade um diese Zeit kam auch die Nachricht an, das Parlament habe das Benehmen der Amerikaner für offenbare Rebellion erklärt, ein Heer von 28,000 Mann zur See, 55,000 Mann zu Lande sollte gegen sie gesendet und das Eigenthum aller Privatleute in den Landschaften der Rebellen für gute Prise erklärt werden. Dagegen thaten die Amerikaner einen höchst wichtigen Schritt, der sie von der bisher immer noch beobachteten Rücksicht auf einmal befreite. Es hatte die Maaßregel des Parlaments den Colonien gezeigt, daß eine milde Behandlung zu hoffen Thorheit wäre, in derselben Zeit aber griff auch eine Schrift des nachher noch bekannter gewordenen Thomas Payne um sich, die unter dem Titel: Gesunder Menschenverstand, als einziges Rettungsmittel für Amerika eine republikanische Verfassung angab. Payne war kein Gelehrter und seine Kenntnisse sehr gering, aber seine auf den populären Verstand des Amerikaners berechnete einfache aber einleuchtende Darstellung verschaffte seinem Pamphlet einen außerordentlichen Erfolg. Die Unabhängigkeit Amerika's wurde daher, nachdem dagegen besonders von John Dickenson aus Pennsylvania, dafür von John Adams aus Massachusetts gesprochen worden war, am 4. Juli 1776 zu Philadelphia beschlossen und öffentlich unter Glockengeläute und Kanonendonner bekannt gemacht. Der Verfasser dieser Acte war Thomas Jefferson, und es dürfte wohl Entschuldigung finden, den meisterhaft gefaßten Eingang hier einzuschalten:

„Wenn es im Laufe der menschlichen Dinge einem Volke zur Nothwendigkeit wird, die Staatsbande zu zerreissen, die es bisher an ein anderes knüpften, und unter den Mächten der Erde einen gleichen und abgesonderten Stand einzunehmen, wozu das Gesetz der Natur und der höchste Beherrscher der Dinge ihm ein Recht ertheilen, so erfordert die Hochachtung, die man der Meinung der Menschen schuldig ist, daß es die Ursachen darlege, die es zu dieser Trennung be-

wogen. Wir halten folgende Wahrheiten für solche, die ihren Beweis in sich selbst tragen: Alle Menschen sind von Natur gleich; sie haben von ihrem Schöpfer gewisse Rechte erhalten, die sie auf keine Art aufgeben dürfen; zu diesen Rechten gehört das Leben, die Freiheit und das Streben nach einem glücklichen Zustande; um diese Rechte festzustellen, haben die Menschen Landesregierungen angeordnet, die keinen andern Ursprung haben, als die Einwilligung derjenigen, die regiert werden; so oft eine Regierungsform diesen Zwecken hinderlich wird, hat das Volk ein Recht, sie abzuändern oder abzuschaffen und eine andere einzuführen, die auf solche Grundsätze erbaut und deren Gewalt so organisirt ist, wie es dem Volke am zuträglichsten scheint, um seine Sicherheit und sein Wohl zu fördern. Es ist wahr, die Klugheit verlangt, daß Regierungsformen, die schon eine lange Zeit gedauert haben, nicht aus unbedeutenden oder vorübergehenden Gründen abgeändert werden, und aus diesem Grunde lehrt uns auch die Erfahrung aller Jahrhunderte, daß das menschliche Geschlecht geneigter ist zu dulden, so lange seine Lasten erträglich sind, als sich durch Abschaffung der Formen, an die es einmal gewöhnt ist, selbst Recht zu verschaffen. Aber wenn eine lange Reihe von Mißbräuchen und Anmaßungen, die unveränderlich einerlei Gegenstand zum Zweck haben, deutlich darthut, daß man die Absicht habe, ein Volk einem unbedingten Despotismus zu unterwerfen, so hat dasselbe ein Recht, ja es ist seine Pflicht, das Joch einer solchen Regierung abzuschütteln und sich neue Beschützer seiner künftigen Sicherheit zu verschaffen."

Nach diesem Eingang geht die Acte auf die speziellen Klagen der Provinzen über. In ihm ist der eigenthümliche Geist, das Produkt der englisch-französischen Philosophie, vollkommen ausgesprochen; was in Frankreich nachher als Gleichheit und Freiheit verlangt wurde, hatten die Amerikaner hier sich zuerst vindicirt. Man war von diesen neuen Maximen damals so begeistert, daß an die Untersuchung, ob sie in der Praxis ausführbar wären, weil sich ja die Ausführbarkeit bei den Amerikanern zu bewähren schien, Niemand dachte, noch weniger aber an die Untersuchung ihrer theoreti-

schen Wahrheit. Am begeistertsten für diese würdevolle Erscheinung eines kleinen Volkes, das mit einem zehnfach mächtigeren in den Kampf geht und seine ganze politische Grundlage auf Ideen stützt, die allen Rest des Feudalwesens, wie er noch in Europa da und dort zu Hause war, mit einem Male über Bord warfen, war man in Frankreich; der neunzehnjährige Marquis de la Fayette, seit Kurzem erst vermählt, erwartete nicht die Theilnahme seines Königs, den Franklin, damals amerikanischer Gesandter zu Paris, zu gewinnen suchte, sondern ging schon im Sommer 1777 nach Amerika ab, wo er als Washington's Adjutant dem Kriege beiwohnte. Aber die Bemühungen Franklin's waren nicht umsonst. Als er nebst Lee und Jefferson (Dec. 1776) zu Paris ankam, erregte der siebzigjährige Greis mit seinem spärlich mit Silberhaaren bedeckten Haupt, das er gegen die herrschende Mode ohne Perücke trug, in seiner schlichten Tracht, die er selbst am Hofe beibehielt, bekannt schon durch seine in der Naturwissenschaft gemachten Entdeckungen, allgemeines Interesse. Seine Unterhandlung hatte ein glückliches Resultat. Als der General Bourgoyne auf der Ebene von Saratoga von den Amerikanern unter Gates eingeschlossen und (1777 Oct. 16) zu Gefangenen gemacht worden war, eine Armee von 6000 Mann das Gewehr strecken mußte und 42 Kanonen von den Siegern erbeutet wurden, da schloß auch Frankreich (1778 Febr. 8.) einen Vertrag mit den vereinigten Staaten ab, zu gegenseitigem freien Handel und Schutz und Trutz im Krieg. Vergebens suchten die Engländer durch ein Vergleichsanerbieten noch vorher die Colonien wieder zu gewinnen.

Der Fortgang des Kriegs war nun nicht mehr blos auf Amerika eingeschränkt, sondern die Anerkennung Frankreichs wurde natürlich von England sofort als feindliche Maaßregel angesehen, und der Krieg brach auch zur See aus. Auch Spanien ergriff, um Gibraltar und Minorka wieder zu bekommen, die Waffen, endlich traten auch die Niederländer für die Amerikaner und gegen die Engländer auf; aber zur See behauptete sich England siegreich. Damals wurde Gibraltar von den schwimmenden Batterien beschossen,

und

und durch Elliot (1779 bis 1782.) siegreich vertheidigt; die Seemacht Spaniens aber wurde durch den Sieg Rodney's bei Cap St. Vincente ganz gebrochen.

Washington verfuhr inzwischen hauptsächlich vertheidigungsweise. Einige Vortheile der Engländer, die Eroberung Georgia's (1778), die Einnahme von Carolina (1779—1780), der Verrath des General Arnold, der, unzufrieden daß man seine ungeregelten Ausgaben nicht länger bezahlen wollte, zu den Engländern überging, die Versuche, auch die Indianer aufzuregen, fruchteten doch auf die Dauer nicht. Die Expeditionen der Engländer waren zu vereinzelt und ermangelten einer festen strategischen Basis. Da nahm endlich Washington (19. Oct. 1781.) den Lord Cornwallis, der in Yorktown mit 7000 M. eingeschlossen war, mit allen seinen Leuten gefangen; bei dieser That hatte auch die französische Armee unter dem Grafen La Grasse zum erstenmal mit gewirkt; mit diesem Akt hatte der Krieg ein faktisches Ende. Das englische Ministerium verlor die Majorität im Parlament und das Unterhaus gab bei dem König (1782) eine Bitte um Friede ein; die Minister dankten ab, seitdem ward unterhandelt. Der völlige Abschluß des Friedens, durch den Amerika von England förmlich in seiner Unabhängigkeit, im Besitze der westlichen Territorien, und in der Theilnahme an den Fischereien von Newfoundland anerkannt wurde, fand zu Paris (1783. Sept. 3.) statt. Amerika hatte nun seine Freiheit, seine Existenz erkämpft. Washington legte mit der Gewissenhaftigkeit eines römischen Charakters seine Feldherrnwürde nieder und zog sich in den Privatstand zurück. Aus diesem wurde er erst herausgerufen, als ihn nach sechs Jahren, nachdem die nicht minder schwierigen Kämpfe der Verfassungsgestaltung beendigt waren, die vereinigten Staaten zu ihrem ersten obersten Beamten, zu der Würde des Präsidenten (1789) erwählten. Der geordnete Eintritt Amerika's in die Reihe der übrigen Staaten fällt gerade in dasselbe Jahr, in welchem ein europäischer Staat an eine gänzliche Umformung seiner innern Zustände die Hand legte.

Das Aufblühen Amerika's, das von dieser Zeit an mit einer beispiellosen Progression statt fand, spricht natürlich für seine Verfassung und Einrichtung. Wo damals

kaum Dörfer standen, sind jetzt blühende, reiche Städte; die Bevölkerung hat sich in fünfzig Jahren zweimal verdoppelt; der Handel ist der größte nach dem englischen; die Hülfsmittel des Bodens sind noch lange nicht alle in Anspruch genommen. Daß dieses neue und mächtige Reich nun auch in den Verband europäischer Staaten eintrat, ist ganz begreiflich; seine Interessen sind mit denen Europa's zu eng verknüpft. Aber nicht was es im Laufe der Jahrzehnte bisher geworden ist, hat uns hier zu beschäftigen, sondern welchen Einfluß es zu allernächst ausgeübt hat. Man hatte nicht nur das wunderbare Schauspiel gesehen, wie sich ein paar Millionen Menschen dem mächtigen Scepter Englands zu entziehen gewagt hatten, sondern man hatte auch mit Staunen die neuen Grundsätze gehört, auf welche es seine Stellung begründen wollte. Allgemeine unveräußerliche Menschenrechte, Gleichheit und Freiheit, allgemeiner Beruf zur Glückseligkeit, zum Genuß der Güter des Lebens, der Staat ein Werk der menschlichen Uebereinkunft, die Regierenden nur um des Volks willen vorhanden, nur so lange als es diesem genehm ist! da war es wohl begreiflich, als Lafayette nach Frankreich, als Thaddeus Kosziusko, der Pole, in seine Heimath heimkehrte, daß diese Ideen allgemein als ein Palladium der menschlichen Glückseligkeit aufgenommen wurden, daß man nach diesem Vorbild alle bestehenden Verhältnisse umgestalten zu müssen glaubte. Daß aber dieses Vorbild solche begeisternde Theilnahme erwecken konnte, lag auch in dem durch die damalige Literatur allgemein verbreiteten Geiste, der nur von solchen Ideen das Heil der Menschheit erwartete. Diese Ideen waren auf englischem und französischem Boden gewachsen, sie sind es, welche die große nun eintretende Umwälzung vorbereiteten, sie sind es, welche den Glauben an den ferneren Fortbestand der politischen und socialen Zustände total untergraben hatten, sie bildeten die geistige Vorbedingung der nächsten Jahrzehnte, und wir werden daher unsere Betrachtungen über die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte am geeignetsten so beschließen, wenn wir das nächstemal auf diese geistigen Regungen, die Vorboten einer neuen Zeit, unsere Aufmerksamkeit richten.

XIII.

Die Aufklärungsphilosophie der Franzosen. Aufhebung der Jesuiten.

Repräsentanten des achtzehnten Jahrhunderts sind Friedrich der Große und die Amerikaner. — Beide durch eine und dieselbe geistige Regung geleitet. — Sie ist Folge der philosophischen Forschung. — Des Cartes. — Spinoza. — Baco. — Locke. — Bolingbroke — Pope. — Montesquieu. — Die persischen Briefe. — Voltaire. — Der Prozeß des Calas. — Rousseau. — Contrat social. — Geistreiche Cirkel. — Die Frau von Tencin. — Madame Geoffrin — Madame du Deffant. — Mademoiselle de l'Espinasse. — Die Encyclopädie. — Aufklärung. — Reaction der Encyklopädisten gegen die geistigen Richtungen. — Erziehung. — Gelehrsamkeit. — Politik. — Criminaljustiz. — Leben. — Aufhebung der Jesuiten. — Regungen eines neuen Geistes, der Vorboten eines neuen Jahrhunderts.

Nachdem wir das Letztemal die außereuropäischen Länder, welche durch die Entdeckungsreisen aus der Nacht der Unbekanntheit hervor ans Licht des europäischen Lebens gezogen worden waren, im Allgemeinen berührt haben, sind wir bei dem amerikanischen Freiheitskampf etwas länger stehen geblieben, weil er nicht nur überhaupt und an sich eine höchst anziehende Erscheinung ist, eine Erscheinung von jener jugendlichen Frische, wie sie uns aus den Heldenaltern Griechenlands und Roms entgegentritt, sondern weil wir auch hier wie bei Friedrich dem Großen zugleich der höchst eigenthümlichen Richtung des Geistes begegnen, die nun sich geltend machen und Anerkennung verschaffen wollte. Wenn man, wie in dieser allgemeinen Uebersicht geschehen soll, nur mit den bedeutendsten und bezeichnendsten Erscheinungen eine nähere Bekanntschaft knüpfen, nur durch die Träger ihres Jahrhunderts mit diesem bekannt werden will, so wird in dem achtzehnten Jahrhundert auf dem Felde des politischen

Lebens der Völker uns gewiß nur Friedrich der Große und die amerikanische Revolution als solche erscheinen; an sie schließen sich im Grunde alle andern Erscheinungen als untergeordnet an. Und wenn man an der Zusammenstellung eines einzelnen Individuums, Friedrich des Großen, mit der Bewegung einer ganzen Nation, den Amerikanern, Anstoß nehmen sollte, so wird dieser Anstoß sich heben, wenn man erwägt, daß dem in Europa — wenigstens auf dem Continent — herrschenden monarchischen System zu Folge Friedrich zugleich der Repräsentant seines Volkes ist, der preußische Staat — das war Er: jenseits des atlantischen Oceans aber verschwand der Einzelne in dem Volke, und wenn in diesem Freiheitskampf die Namen Washington und Franklin gewöhnlich vor Allen genannt werden, so ist außer der ganz unbestrittenen Tüchtigkeit und Trefflichkeit dieser Männer die Natur des militärischen und diplomatischen Amtes, in welchen beiden sie thätig gewesen sind, von der Art, daß hier vor Allem auch der Einzelne sich geltend machen kann; aber ohne die über den Kern der Amerikaner, Männer wie Frauen, ausgegossene Beharrlichkeit und Festigkeit konnten auch die mühevollsten Bestrebungen dieser Männer allein nichts ausrichten. Allerdings — um uns hier eine Parallele zu erlauben — hat Scipio allein den Hannibal besiegt, und es ist uns nicht berichtet worden, daß es viele seines Gleichen gegeben hätte, im Gegentheil umgab den Sieger von Zama ein vor allen seiner Landsleute ihn auszeichnender, gleichsam göttlicher Schimmer; aber an die Person dieses Helden allein das Schicksal Roms ketten zu wollen, heißt die wahre Größe eines Volkes, das einen solchen Mann nicht als einen Fremdling sondern nur als seine herrlichste Blüthe hervorbrachte und ihn sein Eigenthum nannte, total verkennen. Eben so mag allerdings gesagt werden, daß nur der klugen, umsichtigen, ausdauernden Leitung des gegen seine eigenen Landsleute eben so sehr wie gegen die Engländer zu kämpfen gezwungenen Washington der glorioſe Ausgang des Feldzugs zu verdanken war; man muß aber nicht vergessen, daß es seine Landsleute waren, die ihm diese Leitung einstimmig übertrugen, daß es ferner

seine Landsleute waren, die ihn in derselben unterstützten, und daß endlich dieselben auch mit ihm kämpften und siegten. Mit Recht wird also nicht von Washington und Franklin allein, wenn man von dem Freiheitskampf der Amerikaner spricht, geredet werden müssen, und es würde eine Beleidigung der Manen dieser großen Männer seyn, sie würden es mit bitterem Schmerz, mit tiefer Verletzung ihres patriotischen Sinnes empfinden, wollte man nur ihnen allein das Gelingen jener Unternehmung zuschreiben. Der Republikaner bringt all sein Thun und Denken auf dem Altar des Vaterlandes zum Opfer dar, während in dem monarchischen Staate nur von dem Willen und der Gnade des Regenten der politische Glanz des Einzelnen ausgehen kann.

Indem wir aber die Amerikaner und Friedrich zusammenstellen, ist uns bereits ein Fingerzeig gegeben, worin der eigenthümliche neue Geist, der sich auch in Friedrich schon aussprach, in der amerikanischen Revolution aber noch mehr zum Durchbruch kam, zu finden sein möchte. Wir haben Friedrich's eigenthümliche, außer der militärischen ihm eigene Größe hauptsächlich darin gefunden, daß er von dem Grundsatz der Pflicht für sein Volk zu handeln und zu wirken durchdrungen war, daß er auf diesen hin sein ganzes Leben gerichtet hatte, daß er ihn bis an seinen Tod unverbrüchlich fest hielt. Er ist zuerst dem egoistischen Prinzip, das nach Ludwig's XIV. Vorgang an allen Höfen und in allen Cabinetten aufgenommen worden war, daß sich um die Person des Prinzen, wie um die Sonne die Planeten, Alles herumdrehe, mit der Kraft seines höhern Geistes entgegen getreten, und es läßt sich zwischen ihm und dem von den Amerikanern ihrer Unabhängigkeits-Acte vorausgeschickten politischen Glaubensbekenntniß recht wohl eine Parallele ziehen. Ja noch mehr: es ist gewiß, daß beide, das Prinzip Friedrich's und die Grundsätze der amerikanischen Freiheit, aus einer Quelle geflossen waren, d. h. aus einer und derselben geistigen Regung, die im achtzehnten Jahrhundert erst einen stillen, dann einen lauten und immer lautern, endlich gewaltsamen und blutigen Kampf mit den bestehenden Verhältnissen begann. Solche Regungen einer Schule, einer Secte, einer Partei

zuzuschreiben, ist der höchst ungeschickte Nothbehelf der Kurzsichtigen, die wohl auch meinen, wenn man diesen ins Gefängniß gesteckt, jenem mit Gold das Maul gestopft hätte, würde diese Aenderung nicht eingetreten seyn. Sie bedenken nicht, daß der Geist nicht ins Gefängniß gesteckt, nicht durch Gold zum Schweigen gebracht werden kann, daß er, wenn ihm dieses Mittel sich zu offenbaren entzogen wird, um ein anderes nicht verlegen zu sein braucht, und daß es mit Völkern, Staaten, und Institutionen jeder Art wie mit allem Irdischen geht: schlägt ihr Stündlein, so gehen sie zu Grabe. Freilich ist es schwer, des Geistes habhaft zu werden; es gelingt das kaum anders, als indem man ihn an den Individuen aufsucht; und so ist es wohl zu begreifen, wie man in die Täuschung verfallen kann, als ob das Individuum der alleinige Urheber einer geistigen Richtung sey. Indem wir aber nun selbst zum Beschlusse unseres Ueberblicks der Geschichte der drei letzten Jahrhunderte es wagen wollen, die Thätigkeit des Geistes, der sich seiner bisherigen Hülle entledigen wollte, an einzelnen Erscheinungen und Individuen nachzuweisen, müssen wir uns gleich von Anfang gegen den Irrthum verwahren, als seyen diese Individuen stets die eigenwilligen Urheber dieser Erscheinungen. Wer immer in unlauterer Absicht der Eitelkeit oder sonst des Egoismus sich angemaßt hat, die Richtung seiner Zeit bestimmen zu wollen, dessen Wirksamkeit ist nie von Dauer, nie von Segen begleitet gewesen; die wahren Wohlthäter der Menschheit haben dieses Wohl stets gleichsam absichtslos und ohne alle egoistische Nebenzwecke gefördert.

Wenn man die geistige Regung, wie sie z. B. in Friedrich II. und in dem Prinzip der amerikanischen Unabhängigkeit sich aussprach, weiter verfolgt, so ist sie nicht mehr noch weniger als eine aufs Leben angewendete Idee der philosophischen Forschung selbst, die in Folge der wieder ans Licht getretenen wissenschaftlichen Studien sich von der Theologie emanzipirt hatte. Bei den Franzosen war in dem tiefen Denker Des Cartes die Philosophie in reiner Gestalt, ohne von theologischem Standpunkte auszugehen, ohne theologische Resultate erzielen zu wollen, zum

Vorschein gekommen; seine Bemühung, einen rein wissenschaftlichen Beweis für das Daseyn Gottes und des menschlichen Geistes zu finden, ist eigentlich seit dem Anfang der neuen Zeit die erste rein philosophische Forschung; auf ihn folgte der Jude Spinoza, der die kühne Ansicht entwickelte, daß es nur eine Gottheit gebe, die Substanz, das unendliche Seyn, mit den unendlichen Attributen der Ausdehnung und des Denkens. Es lag jedoch in der Natur solcher Forschungen, daß sie eher angestaunt und angefeindet als begriffen wurden, und daß von ihnen unmittelbar keine Wirkungen auf das Leben zu erwarten waren; solche abstrakte Lehren müssen erst in ein materielles Gewand gekleidet werden, um dem gemeinen Leben nützen oder schaden zu können. Die eigentlich praktische Philosophie, d. h. die, deren Lehren sofort auf die Kirche, den Staat, und das gesellschaftliche Leben anzuwenden sind, kam zuerst nur in England zum Vorschein; einmal weil nur dort sowohl die politischen als auch die religiösen Fragen die Grundbedingung aller Existenz ausmachten und in einem ganzen Jahrhundert fortwährend öffentlich besprochen wurden, sodann weil nur dort eine politische Ansicht, die mit der herrschenden in Widerspruch stand, sich dennoch öffentlich hervorwagen durfte. Der praktischen Natur der Engländer gemäß ist der größte Philosoph ihrer Nation zu seiner Zeit, Franz Baco, von ihnen selbst weniger beachtet worden als von Ausländern, Franzosen und Deutschen, die seinem Aufruf, die unvollkommenen Wissenschaften zu erweitern, Gehör gegeben haben; von ganz anderer Wirksamkeit hingegen war die Philosophie Locke's, der auf seine ganze Nation und auf alle Folgezeit einen unberechenbaren Einfluß ausübte.

Das Hauptwerk Locke's ist sein Buch über den menschlichen Verstand, dessen außerordentliche Wirkung durch die einfache und klare Sprache und besonders dadurch, daß er englisch schrieb, möglich gemacht wurde. Des Cartes, Spinoza und Baco hatten lateinisch geschrieben; schon die äußerliche Form ihrer Bücher zeigte, daß sie nicht für das Leben sondern für die Schule bestimmt waren. Wie aber Pascal's Briefe, wie Bayle's Dictionnaire durch die mo-

derne Sprache einen ganz andern Einfluß ausübten, als wären sie — und selbst mit dem Witze eines Terenz und Cicero — lateinisch geschrieben gewesen, so kann man auch Locke den ersten Philosophen vom Fache nennen, der die bisherige Form zu verlassen und sich in moderner populärer Tracht zu zeigen wagte. Freilich ist sein Buch kein Roman und verlangt einen denkenden Leser, obgleich keineswegs einen gelehrten; es ist aber so ohne alle Prätention geschrieben, daß es nothwendig ein großes Publicum finden mußte, und auch wirklich fand. Man kann sagen, daß von ihm die Ideen seiner Zeitgenossen und Nachfolger wesentlich aufgeklärt wurden. Erstlich in kirchlicher Hinsicht, indem er zwar weder die Absicht noch einige Ursache hatte, gegen die herrschende Lehre in Opposition zu treten, indem er aber die wichtige Frage über das Verhältniß der Vernunft zum Glauben so beantwortete, daß ganz deutlich die Vormundschaft der Vernunft über den Glauben hervorgeht, „denn, sagt er, was Gott geoffenbart hat, ist gewißlich und unbezweifelt wahr, das ist der eigentliche Gegenstand des Glaubens, aber um zu wissen, ob der fragliche Punkt eine Offenbarung ist oder nicht, muß die Vernunft darüber urtheilen.“ Den Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums nahm er daher aus dem Geist und der Wirkung der Lehre, nicht aber aus den Wundern und Uebernatürlichkeiten, indem er diese für historisch angreifbar hielt, und ebenso machte er in den Lehren der Apostel zwischen solchen, die nur für den Augenblick berechnet gewesen seien, und solchen, die eine ewige Geltung hätten, einen bestimmten Unterschied. Zweitens in politischer Hinsicht, indem er der Lehre von der absoluten Monarchie, die göttliche Einrichtung sey, geradezu entgegen trat, und behauptete, der Mensch sei ursprünglich frei, und alle Regierung, jede Art gesellschaftlicher Verbindung, gründe sich auf einen Vertrag. Wie der griechische Sokrates die unnütze Spekulation der Philosophen vor seiner Zeit auf das Nothwendige und Daliegende, den Menschen und seine Sitten, zurückführte, so gab auch Locke der Philosophie eine praktische Richtung, er führte sie auf den Menschen und menschliche Verhältnisse hin. Hiezu war seine Zeit, er lebte von 1633—1704, freilich vor

allen geeignet. Diese Richtung auf den Menschen verfolgten nun die englischen Philosophen fortwährend; unter ihnen ist Shaftesbury und besonders Bolingbroke zu nennen; um aber mit dem Geiste dieser Moralphilosophie oder Sittenlehre, welche Selbsterhaltung und Leidenschaft als Hauptmotive aller menschlichen Handlungen annahm, bekannt zu machen, wird am besten seyn, auf Alexander Pope's Versuch über den Menschen zu verweisen. Dieses durch Geist, sententiösen Ausdruck und geglättete Sprache allgemein bewunderte Gedicht, dessen Dichter stolz darauf ist, Bolingbroke seinen Meister zu nennen, brachte die neue Philosophie zur leichteren Bekanntschaft aller Gebildeten und trug nebst den von Addison und Steele geschriebenen Journalen, dem Zuschauer, Plauderer, und andern, zur weitern Verbreitung dieser populären Philosophie außerordentlich bei. Mit derselben wurde nun auch die französische Welt vertraut, theils durch den damals überhaupt schon sehr innigen literarischen Verkehr, theils durch Voltaire's mehrjährigen Aufenthalt in England, der für dieses geistreiche Raisonnement, das man Philosophie nannte, besonders gemacht war. In Frankreich aber waren alle diejenigen Verhältnisse, die in England zur Opposition aufforderten, noch in viel krasseren Formen vorhanden; der Jesuitismus hatte seinen Gegner, den Jansenismus, durch alle mögliche Waffen endlich ganz überwältigt und herrschte nun mit der ungescheutesten Willkühr; der Despotismus lastete nach wie vor auf dem Lande, und der Hohn, mit welchem sowohl die priesterliche als die weltliche Aristokratie allen Forderungen des Rechtes und der Ordnung begegnete, war um desto empfindlicher, jemehr seit Paskal's Briefen und Bayle's Dictionnaire es zum Bedürfniß geworden war, über Ansprüche Anderer zu raisonniren und sie kritisch zu betrachten. Es fand daher die neue Art der Betrachtung in Frankreich ein sehr empfängliches Feld.

Wenn man nun diejenigen Männer nennen soll, die als Organe eines neuen geistigen Strebens auf ihre Zeitgenossen und die Nachwelt gewirkt haben, so müssen wir zuerst des Präsidenten Charles Sekondat de Montesquieu gedenken. Durch seinen Geist der Gesetze, ein auf Bekanntschaft mit

den sämmtlichen westeuropäischen Ländern, die er selbst bereist hatte, gegründetes Werk, stellte er die Ansicht auf, daß die Eigenthümlichkeit der Gesetzgebung eines Landes mit den materiellen Verhältnissen desselben unzertrennlich verbunden wäre; durch seine Schrift über die Ursachen der Größe und des Verfalles der Römer suchte er zu zeigen, welche Gewalt die Sitten haben und wie dauerhafter Wohlstand eines Reiches nur durch sie zu erzielen sei; durch beide Schriften wurde er noch mehr für seine Nachfolger der Urheber einer neuen politischen und historischen Betrachtungsweise; es ist nicht Gelehrsamkeit, wodurch er eigentlich imponirt, sondern neue geistreiche Ansichten, durch die er die Verhältnisse der Staaten und dadurch im Grunde sein eigenes Vaterland beleuchtet, dem er so zu sagen einen Spiegel seiner eigenen Zukunft vorhält. Er wendet zuerst die Geschichte auf die Gegenwart an. Beide Schriften sind für alle Zeiten außerordentlich schätzbar, aber die dritte, diesen beiden vorausgehende, war für die Franzosen doch die interessanteste. Das waren die Persischen Briefe, die zuerst 1721 erschienen. Von der unter Ludwig XIV. nach Paris gekommenen persischen Gesandtschaft nahm er Anlaß zu fingiren, wie ein Paar junge Perser, die sich dem Gesandten angeschlossen hätten, nach Frankreich und in andere Theile des Abendlandes gekommen seyen und von hier aus ihren Freunden, die theils dem Priesterstande, theils dem weltlichen Stande angehören, über die seltsamen Erscheinungen im Abendlande Bericht erstatten. Es sind eigentlich nur zum Theil Briefe, andere unter dieser Form eingeschobene Berichte tragen vom Brief nur den rein zufälligen Charakter der Adresse und sind eine Art von Tagebuch, Reflexionen und Wahrnehmungen, wie sie etwa ein Reisender zu seiner eigenen Reminiscenz oder für einen guten Freund niederschreibt. Der ganze Strauß ist sehr nachläßig zusammen geknüpft durch eine Art von Roman. Der eine junge Perser hat nämlich seinen Harem in Ispahan zurückgelassen, korrespondirt unter andern auch mit seinen Frauen und erhält Briefe von ihnen, läßt sich von den Aufsehern des Harems über das Betragen derselben Bericht erstatten, verfügt von Paris aus Strafen und Belohnungen, erfährt aber am Ende

das verdrießliche Schicksal, daß seine drei geliebtesten Frauen ihm untreu werden, und unter ihnen die, an deren Liebe und Treue er am wenigsten zweifelte, ihm ihren Haß erklärt und lieber Gift nimmt, als sich länger der Knechtschaft des Harems unterwirft. Dieser höchst unbedeutende Roman reicht gerade hin, um die einzelnen Briefe zusammen zu halten und dem Verfasser einen Grund zum Schluß zu geben. Der eigentliche Inhalt ist natürlich ein ganz anderer; indem diese Perser zwischen ihrem Lande und Frankreich eine Parallele ziehn, fällt das Urtheil nicht immer zum Vortheil des Abendlandes aus, und die erstaunliche orientalische Ernsthaftigkeit, mit welcher diese Untersuchungen behandelt werden, trägt recht dazu bei, den Kontrast hervorzuheben. Die Satire tritt nur im Gewande der naiven unbefangenen Bemerkung auf. Kein Mensch hatte bisher gewagt, die Regierung und die Kirche in Prosa zu tadeln, Lieder hatte es freilich in Frankreich immer gegeben. Dieß Buch war die erste Satire in Prosa. Alle französische Zustände, auch solche, die allgemein menschliche Fehler sind, werden darin berührt, Kirche und Staat, Wissenschaft und Leben, die Frauen und die Geistlichen, alles kommt darin zur Sprache. Dabei ist der Wechsel der Materien außerordentlich angenehm, und alles gerade so eingerichtet, wie es eine Lektüre seyn muß, die vor allen Dingen amüsiren soll. So schreibt z. B. Usbek an Rhedi über das Völkerrecht: es sei ihm lächerlich vorgekommen, daß man immer nach dem Ursprunge der gesellschaftlichen Verbindungen frage: es sei ja ganz klar, daß sie aus der Familie entstanden seien. Dann geht er in Betrachtungen über das europäische Staatsrecht ein, die darauf hinausgehen, daß die Politik der morgenländischen Sultane, die blos von ihrer Willkühr abhängt, um kein Haar schlechter ist, als die schändliche Kunst des europäischen Völkerrechts, welche nur die in ein System gebrachte Ungerechtigkeit ist. Gleich darauf kommt ein Brief des obersten Eunuchen, der den Ankauf einer Sklavin erzählt und dabei den Wunsch der Rückkehr des Gebieters ausspricht. Dann theilt Usbek in einem nach Smyrna adressirten Brief seine Bemerkungen über den schnellen Glückswechsel in Frankreich mit. Es passiren, sagt er, alle zehn

Jahre Revolutionen, die den Reichen ins Elend stürzen, den Armen aber mit Blitzesschnelle in die Fülle des Reichthums versetzen. — Das bringt ihn auf die Finanziers, die mitten in den Schätzen schwimmen, aber es gebe selten einen Tantalus unter ihnen. Dieses Metier fingen sie jedoch im äußersten Elend an, sie seien verachtet, wie der Koth auf der Straße, so lange sie arm seien, aber so wie sie reich seien, sehr geachtet. So seien auch die Lakaien in Frankreich mehr geachtet als anderswo: sie seien das Seminar für große Herren; sie treten an die Stelle der unglücklichen Großen, der gestürzten Beamten, der im Krieg gebliebenen Offiziere, und wenn sie nicht selbst aushelfen könnten, so wüßten sie durch ihre Töchter den großen Häusern unter die Arme zu greifen. Darauf folgt ein Brief über die Moden: Die Franzosen, sagt er, haben vergessen, wie sie in diesem Sommer gekleidet gewesen sind, sie wissen jetzt noch nicht, wie sie es im nächsten Winter seyn werden: aber vor allem ist es unglaublich, was es einen Mann kostet, seine Frau nach der Mode zu kleiden. Eine Frau, die Paris verläßt, um ein halb Jahr auf dem Lande zuzubringen, kommt so antik zurück, als wäre sie dreißig Jahre weg. — Neben diesen flüchtigen Bemerkungen gehen dann wieder ernstere Untersuchungen, die besonders den Staat und die Kirche betreffen und einen natürlichen Zustand, wie ihn sich die Vernunft denken kann, dem verkehrten Wesen der Gegenwart gegenüber stellen.

Dieser von Montesquieu angeregten Stimmung des Kritisirens bemächtigte sich Voltaire. Voltaire's Jugend (geb. 1694) fällt noch in die Zeiten der geistreichen Ninon, bei der er noch als Knabe eingeführt wurde. Er hatte sich noch unter Ludwig XIV. durch sehr beißende Satiren, die als Manuskript von Hand zu Hand gingen, eine Gefangenschaft in der Bastille zugezogen, hierauf hatte er unter der Regentschaft fortgefahren, Alles mit der Geißel seines Witzes zu verfolgen, was ihn derselben werth dünkte. Dieß traf nun ganz besonders Mönchthum und Pfaffenthum, Heuchelei überhaupt, die in Frankreich damals auf eine merkwürdige Weise gewissermassen offiziell zu Hause war. So konnte sich

Ludwig XV. nicht entschließen, die Dedikation der Henriade anzunehmen, weil gegen falsche Religiosität, gegen Heuchelei und Pfaffenthum Stellen darin vorkommen, Voltaire durfte dieses Gedicht nicht einmal in Frankreich drucken lassen, und es erschien zuerst unter dem Schutze König Georgs II. von England, während sich Voltaire (1726—1729) daselbst aufhielt. Damals nun wurde er mit der englischen Philosophie bekannter, und ihre Spuren sind in seinen folgenden Schriften deutlich zu erkennen. Man hat sich unter den Deutschen gewöhnlich einen sehr gehäßigen Begriff mit Voltaire zu verbinden gewöhnt, man pflegt ihn eben so wegen seiner Religionsspötterei als schädlich als wegen seiner Oberflächlichkeit als unzuverläßig und seicht zu bezeichnen, und es dürfte sich dennoch mit Gewißheit behaupten lassen, daß die Verdienste, welche er um die Wissenschaft überhaupt sich erworben hat, insofern diese nur durch gereinigten gesunden Menschenverstand gewinnen kann, ganz außerordentlich sind.

Wenn man über Voltaire ein gerechtes Urtheil fällen will, muß man nicht blos das zerfressende Gift seiner Satire betrachten sondern auch die greuliche Verunstaltung aller sittlichen Zustände, an der seine Zeit litt. Die unter Ludwig XIV. ausgestreute Saat des Unkrauts, war unter seinem Nachfolger in vollwuchernden Halmen emporgeschossen; neben der unmöglich zu unterdrückenden Einsicht, wie es wirklich seyn sollte, zu welcher man am Ende gar nicht nöthig hat durch Bücher geführt zu werden, welche sich recht gut von selbst aufdringt, stand die Wirklichkeit als empörende Karikatur. Unter dem Deckmantel der Gewalt war jedes Unrecht möglich, die Sittenlosigkeit durchdrang mit ihrem feinen Gifte von Oben herab alle Verhältnisse des Lebens, und die Religion hatte ihre ursprüngliche Bestimmung, das Herz des Menschen zu reinigen und zu Gott zu führen, mit der Aufgabe des Götzendienstes und Aberglaubens vertauscht. Wenn nun Voltaire gegen dieses Unwesen, in dessen Schilderung die verschiedenartigsten Schriftsteller einstimmen, mit der beißendsten Satire oder auch der unerbittlichsten Anklage auftrat, so hat man ihm dieses so wenig zu verargen, daß es ihm vielmehr zu danken ist. Es ist unmöglich, die Thä-

tigkeit eines Mannes, die auf so viele Seiten des Lebens gerichtet gewesen ist, und auf keine ohne Erfolg, im Allgemeinen genügend zu schildern; seine poetische Wirksamkeit, als Dichter Mahomets, Tankreds, und der Zaire, seine Verbindung mit Friedrich dem Großen, die durch eine Menge Anekdoten auf Kosten beider Männer bekannt ist, sein mit Unrecht geringgeschätztes Verdienst als Historiker durch sein großes Werk über Ludwig **XIV.** und **XV.**, dem eine einleitende Abhandlung über den Geist und die Sitten der Nationen vorausgeht, sein Einfluß auf das französische Theater, seine niedlichen kleinen Romane, welche das Vorbild der modernen Novellen geworden sind, dieß Alles würde, um gehörig erwogen zu werden, einen größern Raum erheischen, als hier aufgewendet werden kann; es sei daher erlaubt, um Voltaire's Wirksamkeit recht deutlich zu bezeichnen, an das zu erinnern, was er für die unglückliche Familie Calas that.

Jean Calas, ein Kaufmann in Toulouse, reformirt, hatte unter andern Kindern einen Sohn, Namens Mark Antoine, der sich dem gelehrten Stande gewidmet hatte aber als Advokat nicht zugelassen wurde, weil er Protestant war, und über dieses Mißlingen seiner Carriere bei einem auch außerdem finstern Charakter in solche Schwermuth verfiel, daß er sich selbst entleibte. Man fand ihn eines Abends (13. Octb. 1761.), als er sich von dem Nachtessen der Familie, bei welcher gerade Besuch war, entfernt hatte, in dem Hofraum erhängt. Verursachte diese That bei den Eltern und Geschwistern des Unglücklichen den größten Jammer, so machte sie bei dem fanatischen und bigotten Volke von Toulouse einen ganz andern Eindruck; das vage und durch gar nichts bestätigte Gerücht, Jean Calas habe selbst seinen Sohn aufgehängt, um dessen Uebertritt zum Katholicismus zu verhindern, fand allgemein Eingang; der Selbstmörder wurde als ein Märtyrer mit aller Feierlichkeit in der Kirche begraben, eine Brüderschaft hielt ihm ein mit allem gräßlichen Pomp ausgestattetes Todtenamt, und es fehlte nicht an Wundern, die auf seinem Grabe geschehen seyn sollten. Die ganze Familie Calas wurde ins Gefängniß gelegt; es half dem alten achtundsechzigjährigen Calas nicht, daß er eine katholische Magd in Diensten hatte,

daß er mit einem Sohn, der katholisch geworden war, in gutem Vernehmen lebte und ihm eine jährliche Rente zahlte, daß es eben so unwahrscheinlich als unmöglich war, daß der alte gebrechliche Vater einen jungen kräftigen Mann sollte erwürgt haben, der Vater seinen Sohn, kurz es waren so viele Unwahrscheinlichkeiten als Punkte der Anklage, dennoch überwog der Fanatismus, und Jean Calas wurde für schuldig erklärt, seinen Sohn ermordet zu haben, und (1762 März 9.) öffentlich gerädert. Weil erwiesen war, daß die ganze Familie an dem Abend des Selbstmords nie sich verlassen hatte, würde man sich ein Dementi gegeben haben, hätte man nicht auch den zweiten Sohn, Pierre Calas, der Stadt verwiesen, nachdem man ihn im Gefängniß zum Abschwören seines Glaubens zu bewegen gesucht hatte; die Töchter nahm man der Mutter weg und steckte sie in ein Kloster. Die Mutter überließ man ihrem Schicksal. Die Scheußlichkeit dieses Justizmordes aufgedeckt, dem aus der Heimath verstoßenen Calas Schutz und Vertheidiger und Protektion in Paris verschafft zu haben, alle Mittel der Privatverbindung und der öffentlichen Stimme in Bewegung gesetzt zu haben, daß der gerichtliche Rekurs, den die Wittwe Calas ergriff, um die Ehre und das Andenken ihres Mannes wiederhergestellt zu sehen, endlich von dem erwünschten Erfolg gekrönt wurde, ein Werk, das um so schwieriger war, als nicht blos der Fanatismus sondern auch die richterliche Autorität alle Mittel aufbot, um zu keinem Widerruf gezwungen zu werden, — dieses Werk gelang dem unermüdlichen Eifer Voltaire's. Nach vierjähriger Mühe wurde Calas für unschuldig erklärt (1765 März 9.) und der Familie freigestellt, für ihren erlittenen Verlust eine Klage auf Schadenersatz gegen die Toulouser Stadtjustiz einzureichen. — Voltaire's Bemühungen, die Verkehrtheit des Religionshaßes und der schlechten Justiz in ihrer ganzen Blöße darzustellen, sind so bedeutend gewesen, daß man zu seiner Zeit darüber ganz im Reinen war, daß die größten Fürsten, Friedrich der Große und Katharina die Zweite, ihm ihre Achtung widmeten, Joseph II. durch absichtliche Vernachläßigung nur seine Sucht, den Sonderling zu spielen, aussprach, eine gerechte Nachwelt aber auch heute

noch in die Worte, die damals (1769) auf eine ihm zu Ehren geprägte Medaille gesetzt wurde: **il ôte aux nations le bandeau de l'erreur**, einstimmen muß.

Einen ganz andern Charakter besaß der Genfer Uhrmacher, Jean Jacob Rousseau, der nächst Voltaire auf seine Zeitgenossen den größten Einfluß gehabt und durch seine Schriften noch nach seinem Tode ausgeübt hat. Seine Schicksale haben ihn nicht wie seinen Zeitgenossen Voltaire, der um 18 Jahre älter war aber in demselben Jahre (1778) starb, zum Freund und Vertrauten der Könige gemacht, nicht einmal wie diesen zum reichen Manne, aber wie Voltaire auf die Nichtigkeit und Zerfressenheit der bürgerlichen und religiösen Zustände hindeutete, so ward Rousseau nicht minder ein Apostel seiner Zeit durch die neuen Systeme, die er aufstellte. Daß er (1750) von der Akademie zu Dijon für seine Beantwortung der Frage: haben die Fortschritte der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten beigetragen, den Preis erhielt, machte seinen Namen zuerst berühmt. Er hatte diese Frage verneint, und mochte in der fehlerhaften Richtung, welche die Wissenschaften damals großentheils nahmen, den Grund zu dieser Verneinung zu finden scheinbar nicht Unrecht haben, obgleich sie doch nur eine durch glänzende Sprache gehobene Sophisterei ist. In gleichem Geist schrieb er später eine Schrift über den Grund der Ungleichheit unter den Menschen, bei welcher er auf einen Natur-Zustand zurück geht, den er durchaus nicht historisch nachweisen kann. Am bekanntesten ist sein Emil, oder die Schrift über die Erziehung, welche (1762) vom Parlament, von der Stadt Genf, und von dem Erzbischof von Paris zum Scheiterhaufen verdammt worden ist und ihn selbst zur Flucht nöthigte. Erst später durfte er (1766) wieder nach Paris zurückkehren. Seine neue Heloise erschien ein Jahr vor dem Emil, und wurde, weil sich das Ganze um die Mißverhältnisse unglücklich Liebender, deren Stand verschieden ist, herumdreht, die Natur aber doch nicht unbefriedigt ausgeht, von der Welt mit großer Begierde gelesen. Am wenigsten machte sein Contrat social Aufsehen, und doch ist er es, der im Grunde der amerikanischen Verfassung, wie der französischen Revolu-

tion

tion den Gedanken gegeben hat. — Einige Sätze werden das zeigen: Kein Mensch hat eine natürliche Gewalt über Seinesgleichen; die Stärke giebt kein Recht, der Vertrag ist die Grundlage jeder legitimen Gewalt unter den Menschen. Sagen, daß ein Mensch sich einem andern zu eigen gebe, heißt etwas Absurdes und Unbegreifliches sagen; eine solche Handlung ist null und nichtig, weil derjenige, welcher sie begeht, keinen gesunden Menschenverstand hat. Dasselbe von einem ganzen Volke sagen, heißt ein ganzes Volk für Narren erklären. Die Narrheit hat kein Recht. Könnte man auch auf sein Recht verzichten, so kann man es doch nicht auf das seiner Kinder; sie kommen als freie Menschen auf die Welt, die Freiheit gehört ihnen, Niemand hat ein Recht darüber zu verfügen, als sie. Seiner Freiheit entsagen heißt seiner Menschheit, seinen Menschenrechten, sogar seinen Pflichten entsagen u. dgl. — Die von ihm zuerst ausgesprochene in allen seinen Schriften wieder vorkommende Hauptidee ist die eines Naturzustandes, von dem der Mensch abgefallen ist und den zu erreichen er wieder suchen muß. Voltaire schilderte die Welt wie sie ist, Rousseau wie sie seiner Meinung nach seyn sollte, mit dem Nimbus einer sentimentalen Verklärung, und das hat ihn stets zum Apostel aller strebenden jugendlichen Gemüther gemacht und ihm in Frankreich noch jetzt ein großes Publikum erhalten, während Voltaire vergessen wird.

Neben diesen unstreitig als den Matadoren der neuen Geistesrichtung anzusehenden Männern standen andere von ziemlich gleicher und ähnlicher Richtung als Diderot und d'Alembert, die Herausgeber der Encyclopädie, der Staatspächter Helvetius, der pfälzische Baron Holbach, der Baron Grimm und andere. Der Hof hatte gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aufgehört der Centralpunkt des Geistes zu seyn; je mehr Ludwig XV. sich in die Ausschweifungen eines orientalischen Seraillebens versenkte, desto weniger konnte er das Haupt der Gesellschaft bleiben. In derselben Art, wie schon Ninon und Scarron geistreiche Cirkel um sich versammelt hatten, bildeten sich nun in Paris, nicht in Versailles, die berühmten Gesellschaften, an denen Zutritt zu haben bald für größere Ehre gehalten wurde, als bei Hofe eingeführt zu seyn. Hier sind

besonders einige Damen berühmt geworden, erstens die Frau von Tencin, nach deren Tod (1749) der Cirkel geistreicher Männer, den sie um sich versammelt hatte, zur Madame Geoffrin überging, die ohne die Kenntnisse und den Geist von jener nur nach der Ehre strebte, die gescheidtesten Köpfe von Paris bei sich zu sehen, und nur durch Haltung, Takt und weibliche Feinheit imponirte. Sie gab regelmäßig Montags ein Mittagsessen für Künstler, Mittwochs für Gelehrte, mischte sich aber, weil sie von Kunst und Wissenschaft nichts verstand, mit großer Behutsamkeit in die Unterhaltung. Ihre Hauptkunst war das **Savoir vivre**, darin, sagt Marmontel, war sie tief gelehrt und konnte gute Lehren geben; besonders wußte sie, wenn fremde Fürsten, Minister und berühmte Ausländer bei ihr speisten, alle Reize ihres Geistes zu entfalten; dann rief sie ihren gewöhnlichen Hausfreunden zu: heute laßt uns liebenswürdig seyn. Es kam auch kein ausgezeichneter Mann nach Paris, ohne die Geoffrin zu besuchen, weil man bei ihr alles traf, was Esprit hatte und war. Gleichzeitig mit ihr spielte die Madame Dü Deffant ihre Rolle, zu der sich besonders Voltaire hielt, wenn er in Paris war; sie maßte sich aber, auch nicht ohne dazu befähigt zu seyn, zur Richterin ihrer Schützlinge auf, und stand mit Voltaire, Walpole u. a. in Briefwechsel. Als sie blind wurde und sich in ein geistliches Stift zurückzog, nahm sie ein armes Fräulein, die l'Espinasse, zu sich, die, ohne schön zu seyn, jung, liebenswürdig und geistvoll war, und dadurch ein neuer Magnet für die Conversation wurde. Mit dieser überwarf sie sich später, und die l'Espinasse bildete, besonders von d'Alembert unterstützt, einen eignen mit der Deffant rivalisirenden Kreis. Diese Sache ward in Paris mit solcher Wichtigkeit behandelt, als wäre eine neue Akademie der Wissenschaften errichtet worden, und der Minister Choiseul bewog den König, der Mademoiselle de l'Espinasse ein Jahrgeld zu geben. Dieser Kreis ward der Centralpunkt der Encyklopädisten. Außer diesen Cirkeln können besonders noch der pfälzische Baron Holbach und der Staatspächter Helvetius, beides reiche und gastfreie Männer, genannt werden, die besonders denen ihr Haus öffneten, welche dem Christenthum geradezu den Krieg

erklärten. In diesen Cirkeln insgesammt war Literatur das herrschende Thema; anstatt zu politisiren, kritisirte und raisonnirte man; in der Kunst das Gewöhnliche, Allen Verständliche auf eine originelle Weise zu sagen, wetteiferte man unter einander, und sowohl der Staat als die Religion waren den Angriffen dieser witzigen Raisonneurs und Schöngeister ausgesetzt.

Am vollständigsten aber sollte dieser Angriff in der Encyklopädie geführt werden, einem Unternehmen, nach welchem gewöhnlich alle diejenigen heißen, welche dazu vereinigt waren. Dieses Werk ist nicht sowohl als etwas Neues merkwürdig, denn Arbeiten gleicher Art gab es in Italien, Deutschland, England schon früher, und Arbeiten ähnlicher Art lassen sich sogar bis in das Alterthum nachweisen, als vielmehr wegen des eigenthümlichen von Diderot und d'Alembert ausgehenden reformirenden oder revolutionirenden Geistes, der sich zunächst auf dem Felde der Philosophie oder — was in gewissem Sinn Eines ist — der Theologie hervorthat. Es gehörten zu den Mitarbeitern eine Menge Leute, welche schon ihrem besondern Fache nach zwar gute gescheidte Männer, aber keineswegs Philosophen oder Aufwiegler in der Theologie waren; es giebt eine Menge Artikel, welche die unverfänglichsten von der Welt sind. Aber die eigenthümliche durch die beiden Redactoren gegebene Richtung, in welcher außer Rousseau eigentlich nur wenige mit ihnen harmonirten, und selbst diese Harmonie würde, wie bei allen blos negirenden Geistern geschieht, sich bald haben in Disharmonie auflösen müssen, — diese spezielle Richtung gegen die positiven Wahrheiten der Religion, um welcher willen das Parlament die Encyklopädie einmal zu erscheinen verhinderte und auf kurze Zeit mit Arrest belegen ließ, hat dieser französischen Unternehmung vorzugsweise vor allen Andern einen Namen gemacht. Dazu kommt aber auch, daß sie umfassender als irgend eine Andere werden sollte, daß sich wirklich eine Zahl der bedeutendsten Notabilitäten zur Theilnahme vereinigt hatte, und daß die Unebenheiten von den beiden Redaktoren so überarbeitet wurden, daß sie möglichst ausgeglichen wurden und das Ganze wie aus einem Guße erschien. Gegen die

schon damals gewöhnlichen Vorwürfe, die man solchen Conversationswörterbüchern zu machen pflegt, daß sie eine Seichtigkeit und Oberflächlichkeit des Wissens befördern, hat schon Diderot in dem Prospekt, der als Ankündigung vorausgeschickt wurde, geantwortet, und die Einleitung, welche d'Alembert, als der erste Band (1751) erschien, dazu schrieb, ist die musterhafteste Darstellung des Standpunkts der damaligen menschlichen Erkenntniß, ohne alle gelehrte Prätention, mit Klarheit und Umsicht geschrieben. Es ist gewiß, daß unter allen ähnlichen Erscheinungen keine so sehr Eingang gefunden und Einfluß ausgeübt hat, gewiß aber nicht bloß wegen des corrosiven Giftes, das ihre Lehren enthielten, sondern auch während der wahrhaften und unbestrittenen Vortheile, welche die allgemeine Verbreitung nützlicher Kenntnisse gewährt. Aufklärung war das große Losungswort des damaligen Jahrhunderts, ein Wort, das heut zu Tage fast in Mißkredit und Verachtung gekommen ist; weil man sich gewöhnlich eine zum Unglauben und zur Lasterhaftigkeit hinneigende Richtung des Geistes darunter zu denken pflegt, gerade als ob der bigotteste Glaube mit der ärgsten Lasterhaftigkeit nicht vereinbar gefunden würde, als ob nicht der Calabrese, ehe er auf den Wanderer an der Heerstraße seine Flinte anlegt, sich gewissenhaft vom Priester absolviren und segnen ließe. Die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts mag allerdings in falscher Anwendung nachtheilig gewirkt haben, dieß kann aber so wenig der Encyklopädie, als dem Licht die durch Unvorsichtigkeit veranlaßte Feuersbrunst zur Last gelegt werden, schon ihr Plan, Verbreitung menschlicher Erkenntniß, war und ist gewiß ein löblicher und ehrenwerther, der sich als ein Fortschritt des menschlichen Geistes erkennen läßt und so weit man die Geschichte durchlaufen mag, so wird niemals wirkliche Aufklärung als etwas Nachtheiliges erschienen seyn, sondern stets nur die Unwissenheit, die Dummheit, die Verblendung.

Wirft man einen Blick auf die einzelnen geistigen Richtungen, ihre damalige Repräsentation, und die Reaktion, welche die Encyklopädisten und ihre Freunde dagegen versuchten, so dürfte sich wohl bestätigen, daß das Ex-

trem der einen Seite nothwendig ein anderes Extrem hervorrief. Die Erziehung lag durch eine veraltete Indolenz, welche bei der von Luther's Zeiten herrührenden Einrichtung stehen geblieben war, gänzlich im Argen; Gedächtnißwerk war die Hauptsache, auch dieses auf die lateinischen Schriftsteller beschränkt, die Muttersprache vernachläßigt, das ganze Reich der Natur fast wie verschlossen; daß auch die Jesuiten ihrer ursprünglichen Thätigkeit nicht mehr mit dem gewohnten Eifer nachkamen, wissen wir aus Klagen sogar solcher Orte, die voll der besten Gesinnung für sie waren. Rousseau wies in seinem Emil nun hauptsächlich auf Erweckung der einzelnen im Kinde schlummernden Geisteskräfte zur Selbstthätigkeit hin. Man wird diesem berühmten Buche bei seinen mannigfachen Gebrechen doch nie das große Verdienst absprechen, auf den faulen Fleck der Erziehung hingewiesen und zu einer naturgemäßeren und vernünftigeren Behandlung der Jugend den Weg angebahnt zu haben. Da sich an die Pädagogik die Wissenschaft unmittelbar anschließt, so mag auch in dieser Hinsicht Rousseau's Ansicht als die vorherrschende angeführt werden: die Wissenschaften hätten in den Händen unbefugter Menschen, mittelmäßiger Köpfe mehr geschadet als genützt, nur von wahren Genies sollten sie betrieben, diese aber Königen gleich geachtet werden. Diese Ansicht griff besonders bei den Gelehrten selbst, die am besten wissen konnten, wie unfruchtbar diese vornehmthuende Gelehrsamkeit sei, sehr um sich; Raynal sagt alles Ernstes: der Schottländer, welcher auf der Insel Fernandez von seinen Gefährten zurückgelassen worden war, habe sich nach vier Jahren von der großen Last des geselligen Lebens befreit gefunden, als er das Glück gehabt hatte, den Gebrauch des Nachdenkens und der Betrachtung, die ihn an das Vergangene erinnerten oder wegen der Zukunft quälten, verloren zu haben. Der Wilde, weil er das Gefühl der Unabhängigkeit und seines genügenden Auskommens habe, sei ohne Vergleich glücklicher, als der reiche mit Gesetzen, mit Herren, mit Vorurtheilen und Moden umgebene Civilisirte, die ihn stets an den Verlust seiner Freiheit mahnten. — Diese Zurückführung des Lebens auf den Naturzustand, auf die primitiven Zustände war überhaupt in allen einzelnen Zweigen menschlicher Thätigkeit das Mittel, womit man ihnen helfen wollte. In der Politik, über deren Schlechtigkeit im Allgemeinen und Einzelnen man auf jedem Blatt der Geschichte Belege finden kann, haben wir Rousseau's Contrat Social schon erwähnt; ob Thomas Payne aus ihm gelernt hat, ist nicht wahrscheinlich; die Grundsätze, daß im Naturzustande alle Menschen frei gewesen und sich erst durch einen Vertrag ihrer Rechte begeben

hätten, sind schon von Locke ausgesprochen worden. Natürlich wurden hieraus vielfache Folgerungen für die einzelnen Richtungen des Staatshaushalts gezogen, und die Encyklopädie schlägt bereits Abschaffung der Monopole und Privilegien, des Heimfallrechtes, Beschränkung der vielen Feiertage und Aehnliches als die Mittel vor, um Frankreich reich und mächtig zu machen. Aber, fügt sie hinzu, wann wird wohl die Morgenröthe dieses schönen Tages anbrechen? Gegen die allerdings damals grausame Criminaljustiz erhoben sich aus dem Grundsatze, daß kein Mensch berechtigt sei, das Blut des Andern zu vergießen, verschiedene Stimmen, keine aber mächtiger, als (1764) der Italiener Beccaria, der gegen Todesstrafe und Tortur mit der eifrigsten Beredtsamkeit auftrat. — Ueberhaupt aber sollte das ganze Leben, das durch und durch als verfehlt und verdorben betrachtet wurde, umgeschmolzen und zur Natur, zur Einfachheit, zur Tugend hingeführt werden. Die Tugend war bei den ausgezeichnetsten jener Männer das Losungswort, obgleich sie ihr nicht immer Gehör gaben. Wie verkehrt stimmt Rousseau's Leben und seine Grundsätze! Wie ist des ehrenwerthen Helvetius Leben hingegen ganz tadellos und seine rein sinnlichen, materialistischen Grundsätze so verderblich! Man hielt es für Pflicht zu zeigen, daß Sittlichkeit auch ohne positive Religion möglich sei. Daher wurden solche moralische Mißgeburten, wie der halbverrückte La Mettrie, der die Lehre des Lasters mit der Unverschämtheit eines Narren predigte, selbst von diesen Männern, wie von dem bekannten Marquis d'Argens, dem Freunde und Günstling Friedrich's, nach Verdienst verachtet und in ihrer Blöße hingestellt. Man kann, in Summa, die Philosophie der Encyklopädisten keineswegs unter ein allgemeines System bringen; Hauptgrundsatz war Rückkehr zur Natur, zur primitiven Einfachheit; Kirche und Staat seyen durch Menschenhände verpfuscht und verderbt; alle unnöthigen Satzungen müssen abgeschafft werden; der Mensch sei zur Freiheit und Gleichheit und zum Genuß der Güter des Lebens geboren: die Religion müsse auf eine aus der Natur und dem menschlichen Geiste, nicht aber aus der Tradition geschöpfte Lehre gebaut werden, und in dieser letzten entscheidenden Frage stand wiederum Rousseau und Voltaire, als gläubige Verehrer eines Gottes, dem von Diderot, Holbach, Helvetius und Andern gepredigten Atheismus schroff entgegen.

Der Angriff auf das Bestehende, den diese Encyklopädisten sowohl durch ihre gemeinsame Unternehmung als auch durch einzelne, nicht damit in unmittelbarer Verbindung stehende Bücher führten, wurde besonders dadurch furchtbar,

daß eben dieses Bestehende sich nicht zu wehren vermochte und seiner letzten Stütze, des Jesuitenordens, beraubt wurde. Gegen diesen hatten sich auch auf anderm Felde, als auf dem religiösen, heftige Klagen erhoben; in Portugal beschuldigte sie der Minister Pombal einer Theilnahme an einer Verschwörung gegen den König, und da der Papst Clemens XIII. Anstand nahm, den Orden auf die Anklage hin aufzuheben, vertrieb Portugal (1759) die Jesuiten; achthundert wurden nach Italien transportirt. Bald darauf brach eine gleiche Verfolgung in Frankreich gegen sie aus; ein marseiller Haus mußte, weil es von dem Pater La Valette, Prokurator des Ordens in Martinique, in Hoffnung auf ein Paar den Jesuiten gehörige Schiffe, die aber von den Engländern gekapert wurden, Wechsel im Werth von $1\frac{1}{2}$ Mill. Francs acceptirt hatte, Bankerott machen, weil das Haupthaus der Jesuiten in Paris einige Tage mit der Einlösung der Wechsel zögerte. Dieß gab Anlaß zu einer allgemeinen Klage gegen die Jesuiten, und mit Hülfe des Ministers Choiseul kam es dahin, daß erklärt wurde, sie hätten als Körper solidarisch für den Verlust der Einzelnen einzustehen. Zugleich aber mußten sie alle ihre Statuten und Gesetze überliefern, das Parlament ließ sie in den Anklagestand versetzen und brachte es auch dahin, daß sie (1762 Aug. 6.) in Frankreich für aufgehoben erklärt wurden; doch blieben die Mitglieder selbst im Lande. Bald folgte Spanien nach. An einem Tage wurden (1767 März 6.) ihre Collegien umringt, ihre Papiere weggenommen, sie selbst zu Schiffe gebracht. Ihr in Paraguay gegründeter Staat, eine Art Erziehungsinstitut der Indianer, fiel von selbst. Wie 2300 spanische Jesuiten zu Civita Vecchia landeten, beklagte sich der römische Hof mit Recht, daß man ihm zumuthe, diese Ordensleute, die auf einmal aus Laune der Fürsten verwiesen würden, alle zu erhalten. In den übrigen bourbonischen Ländern, in Parma, Neapel, Modena, selbst auf der Insel Malta vertrieb man die Jesuiten gleichfalls, beschränkte die Geistlichkeit, tastete die Gewalt des Papstes an. Vergebens wandte sich Clemens XIII. an die Kaiserin Maria Theresia. Als auf ihn Clemens XIV. (1769) gefolgt war, suchte er so lange als möglich die Jesuiten zu halten, aber als auch Maria Theresia die Aufhebung des Ordens forderte, da erließ er (1773 Jul. 21.) die berühmte Bulle: **Dominus et Redemtor noster**, durch die er den Jesuitenorden, diese Stütze der katholischen Religion, förmlich aufhob. Er selbst gleich darauf erkrankend überlebte diese merkwürdige Handlung nicht um ein Jahr.

Mit dem Orden der Jesuiten war in dem westlichen Europa, soweit es der katholischen Confession zugethan war,

eine Hauptstütze der bestehenden Verhältnisse gefallen. Die neuen Grundsätze einer Naturreligion, einer allgemeinen Berechtigung zur Freiheit und Glückseligkeit, einer Rückkehr zur primitiven Einfachheit, einer Begründung der höchsten Staatsgewalt im Volke, Grundsätze, in deren Gefolge sich allerdings auch der Unglaube und die Unsittlichkeit einfanden, überflutheten nun gleich einem Strome, der Dämme und Schleußen gesprengt hat, alle Gemüther. Ein dumpfes unverstandenes Gerücht von einer Emancipation des Menschengeschlechts aus den Banden aller und jeder Autorität ließ sich gleich dem fernen Donner vernehmen, der einen drohenden Sturm ankündigt; es regte sich an allen Orten und Enden ein neuer Geist, der Vorbote eines neuen Jahrhunderts.

Diese Regungen weiter zu verfolgen, ist nicht mehr unsere Aufgabe, wir sind mit denselben an dem Ziele angelangt, zu welchem wir zu kommen uns vorgesetzt hatten. Es bliebe zunächst noch die Frage zu beantworten übrig, ob der geistige Standpunkt, den die Menschheit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts vor dem Ausbruch der französischen Revolution einnahm, im Vergleich mit dem vor drei Jahrhunderten wirklich ein höherer, ein durch Vorwärtsschreiten bezeichneter gewesen. Und diese Frage scheint unbedenklich bejaht werden zu dürfen. Es war der Punkt, auf dem man sich befand, freilich kein ruhiger, sondern ein gewaltig bewegter, aber das ist eben das Wesen des Geistes, in lebendiger Bewegung zu seyn und selbst durch Irrthum nach und nach zur Wahrheit zu dringen. Wenn man aber zwischen den Jahren 1789 und 1519 eine Parallele ziehen wollte, so würde sich gewiß ergeben, daß auf dem Gebiete des Lebens und der Religion, in dem Reiche der Kunst und der Wissenschaft höchst bedeutende und segensreiche Vortheile errungen und erreicht worden waren; — es war nur die Aufgabe, sich des Gewonnenen mit Mäßigung und Weisheit zu bedienen.

Nicht in den krassen Formen, in welchen die Gegensätze auftreten, liegt die Wahrheit, eben so wenig als sie in demjenigen ausschließlich zu erkennen ist, was sich vorher als das Bestehende geltend gemacht hatte; durch beide zugleich, durch das Bestehende und seinen Gegensatz, wird die Wahrheit vermittelt; wie das geschehen sei, muß die Geschichte der folgenden Zeit lehren. Ihr haben die drei von Luther's Auftreten bis auf Friedrich's des Großen Tod sich erstreckenden Jahrhunderte eine unermeßlich reiche Erbschaft hinterlassen, wie sie diese angetreten und benutzt habe, ist der Gegenstand einer andern Betrachtung.

Schinne

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lochner, Georg Wolfgang Karl,

Die drei Jahrhunderte von Luther bis auf Friedrich den Großen zwölf Vorlesungen mit einer Einleitung

Nürnberg 1841
H.un. 346 mb
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10032837-8